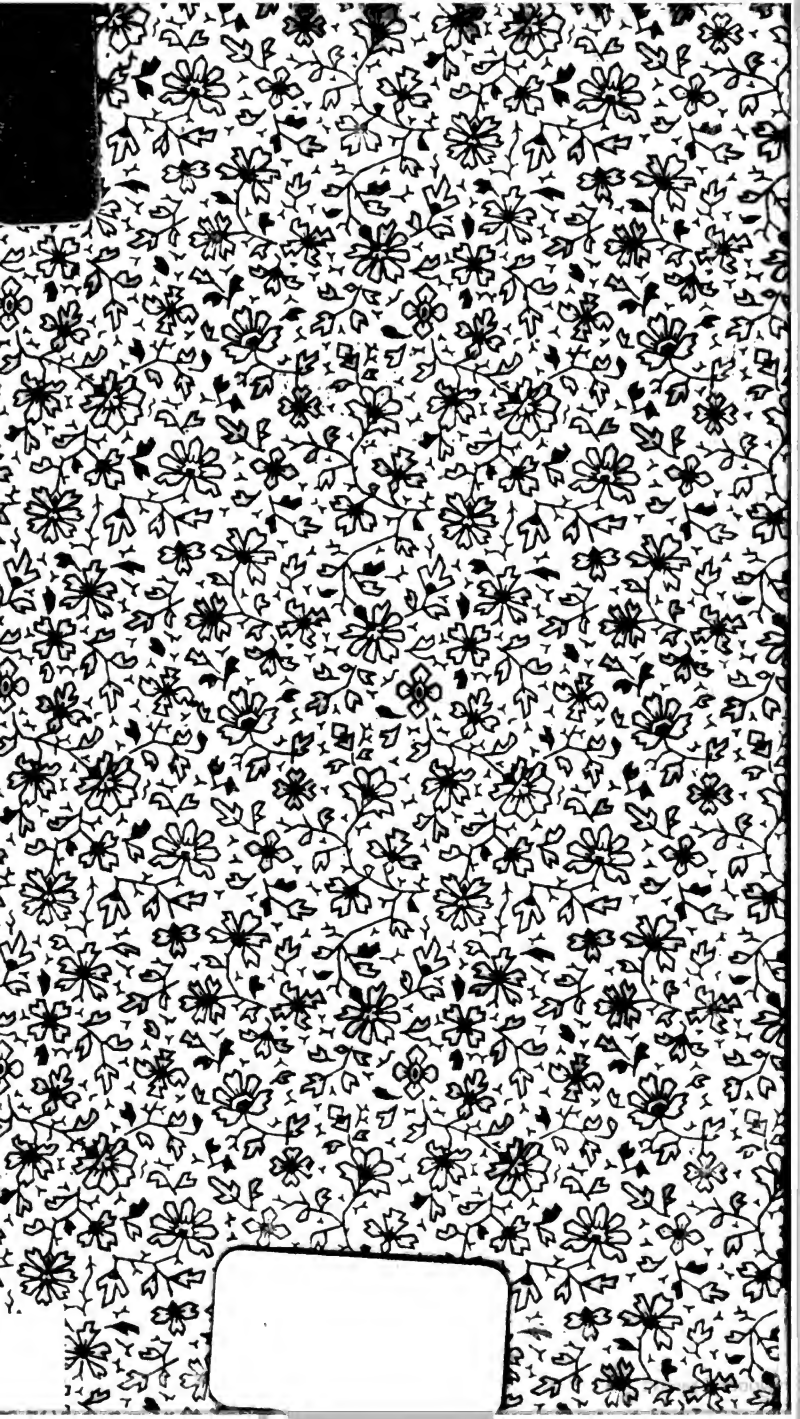
3 3433 08221469 7



Digitized by Google

Schroeder

A.

Digitized by Google

PHILIPP
DER GROSSMÜTHIGE

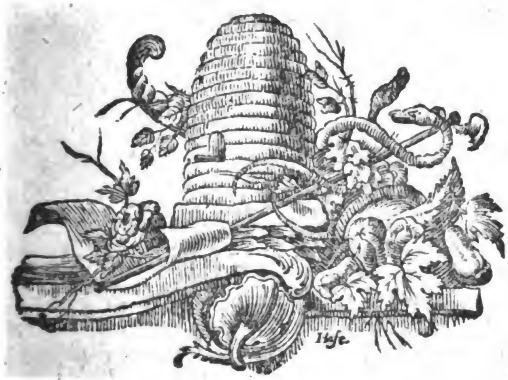
Digitized by Google

Allgemeine Biographie

von

Johann Matthias Schröckh,
Professor zu Wittenberg.

Achter Theil.



Berlin,
verlegts August Mylius
1791.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Digitized by Google

Leben
des Kaisers Friedrichs
des Zweyten.

Aus jenem Deutschlande, das so Muthvoll und unternehmend in allem, was durch körperliche Kräfte, Arbeitsamkeit und Beharrlichkeit ausgeführt werden kann, so bereit war, auch die Geistesgaben seiner Nationen glänzen zu lassen, sobald es einige glücklichere Leitungen dazu erhielt; das schon seit vielen Jahrhunderten gleich Freyheitliebend, kriegerisch und unruhig, mit seiner wahren Stärke und seinen Rechten wenig bekannt, schwankend in seiner Verfassung, und beinahe ungewiß blieb, wer seine Oberherren wären; das dem unaufhörlichen Kampfe zwischen einer sogenannten geistlichen und weltlichen Macht bestürzt zusah, aber auch zur traurigen Theilnehmung an demselben hingerissen wurde; das oft em-

vorstrebte, und eben so oft wieder niedersank; aus dem Deutschlande des dreyzehnten Jahrhunderts insonderheit, mag einmal auch auf diesen kleinern Schauplatz ein Fürst hervortreten, der mehr durch sich selbst ausgebildet, als die allermeisten seiner Vorgänger, auch ungleich nützlicher und dauerhafter auf seine Deutschen hätte würken können, wenn die Richtung seiner Thätigkeit auf ihn allein angekommen wäre. Unermeßlich scheint zwar der Abstand zwischen dem Zeitalter des schwäbischen und des preussischen Friedrichs des zweyten, so wie der Ruhm und die Größe von beyden unvergleichbar zu seyn. Allein daß große Männer aus allen Jahrhunderten einander ähnlich sind, und seyn müssen, kann auch hier vorausgesezt werden.

Friedrich der zweyte, Sohn des Kaisers Heinrichs des sechsten, (oder genauer zu reden, des fünften, weil Heinrich der erste zwar deutscher König, aber niemals Kaiser gewesen war,) und der sicilianischen Prinzessinn Constantia, kam den 26 December des Jahrs 1194. auf die Welt. Sein Geschlecht, das herzoglich-schwäbische von Hohenstaufen, saß bereits seit mehr als funfzig Jahren auf dem deutschen Königsthrone; aber die Macht und das Ansehen desselben rührten hauptsächlich von seinem Großvater, dem Kaiser Friedrich dem ersten, her, der im Jahr 1190. gestorben war. Indem er seinen Sohn Heinrich mit der Tochter des Königs beider Sicilien, Roger, vermählte, hatte er ihm dadurch den Weg zum Besize dieses Reichs, nach dem Tode des lezten dortigen Königs, Wilhelms des zweyten, der keine Erben hatte, gebahnt. Allein Heinrich fand dabey so vielen Widerstand, theils von Mitbewerbern um die Krone, theils von den Sicilianern überhaupt, welche keinem deutschen Fürsten unterworfen

Digitized by Google

sen seyn wollten, daß er, nachdem ihm die Eroberung dieses Reichs mehr als einen Feldzug, viele Soldaten und Schätze gekostet hatte, sich an den Großen daselbst, die seine Gegner gewesen waren, oder noch blieben, durch grausame Bestrafungen rächte. Er wurde dadurch bey seinen neuen Unterthanen äußerst verhaßt; sie konnten auch hoffen, daß sich die Regierung seines Hauses bald endigen würde, weil seine Gemahlinn, die sich schon ihrem vierzigsten Jahre näherte, ihm noch keine Kinder gebracht hatte. Endlich ward sie schwanger; um allem Verdachte vorzubeugen, der bey ihrem Alter und bey den Gesinnungen der Sicilianer leicht entstehen konnte, als wenn ihre Schwangerschaft nur darum erdichtet würde, damit der Kaiser einen untergeschobenen Erben für das sicilianische Reich bekommen möchte, veranstaltete man eine öffentliche Niederkunft derselben. Zu Ghiezi in Apulien, einer Landschaft des Königreichs Neapel, wurde auf dem Markte ein Zelt aufgeschlagen, in welches jede Frau den Zutritt hatte: und hier, von außen mit Wachen und einer Menge Volks umgeben, gebahr Constantia ihren Sohn Friedrich, oder Friedrich Roger, wie er vollständig hieß. Dieß ist die Erzählung eines Hauptschriftstellers der sicilianischen Geschichte, Thomas Fazello, der zwar erst um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts schrieb; aber sich auf viele ältere Geschichtschreiber beruft, und zugleich das Vorgeben der Einwohner von Palermo verwirft, daß sich diese Begebenheit auf einem öffentlichen Platze dieser Hauptstadt Siciliens zugetragen habe. Damit streiten hingegen die Nachrichten von Friedrichs Zeitgenossen selbst, sogar von ansehnlichen Staatsbedienten in Sicilien, wie Richard von S. Germano war, welche Jesi, ein Städchen in der Anconitanischen Mark, im heutigen päpstlichen Gebiete, zu seinem Geburtsorte

machen. Fast sollte man also glauben, daß Fazello, und andere Italiäner vor ihm, Ghiezi mit Jesi vermischt haben; zumal da auf diesen letztern Ort auch Friedrichs erste Jahre hinweisen, und Constantia damals eben auf der Reise aus Deutschland nach Sicilien begriffen war. Doch Giannone, der so sehr unter allen neuern Geschichtschreibern von Neapel hervorragt, erklärt auch alles, was von dieser halb öffentlichen Geburt berichtet wird, vor eine Fabel, die man Albrecht Cranzen, einem deutschen Schriftsteller im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, nachgeschrieben habe. Sie ist, nach seiner Meinung, daraus entstanden, weil man Friedrichs Taufe drey Jahre lang verschoben; sie alsdann erst in der jetzigen päpstlichen Stadt Assisi, im Beyseyn mehrerer Cardinäle und Bischöfe, vollzogen, und nachmals das Gerüchte verbreitet hat, daß er ein unächter Prinz sey. Schon darinne hat sich Giannone übereilt, daß er Cranzen als den vornehmsten Führer bey jener und andern damit verwandten Erzählungen vorstellt. Albrecht von Stade, der selbst zu Friedrichs Zeiten lebte, meldet es bereits, daß derselbe in Gegenwart von funfzehn Bischöfen und Cardinälen zur Welt gebracht worden sey. Eben diese Nachricht in der Hauptsache pflanzte sich gar bald in Italien theils als allgemeine Sage, theils auch in Schriften fort. Wahrscheinlich wird sie durch die vorher angeführten Umstände, unter welchen Friedrich zum erstenmal erschien; und nicht minder durch die ähnliche Gewohnheit, welche in ältern und neuern Jahrhunderten bey der Entbindung regierender Fürstinnen beobachtet worden ist. Daß Friedrich ein untergeschobenes Kind, (man sagte bald der Sohn eines Arztes, bald eines Müllers, bald eines Falkners,) seyn sollte, behauptete besonders einer seiner heftigsten Feinde, Markward von Anweiler, den

die

die Italiäner Marcovald nennen, Herzog von Ravenna und Markgraf von Ancona, der ihn sehr zeitig des sicilianischen Reichs zu berauben suchte; er erbot sich, solches durch Zeugen zu beweisen, und that dem Papste Innocentius dem dritten große Versprechungen, wenn er seine Absichten unterstützen wollte. Dieser aber, der freylich nur in so fern Friedrichs Freund war, als dieser seines Schutzes bedurfte, versicherte ihm in einem Schreiben, er halte ihn, ohngeachtet aller dieser Ränke, vor Heinrichs ächten Sohn. Constantia bekräftigte eben dieses einem andern Papste mit einem Eide; allein die verläumderische Nachrede erhielt sich doch lange Zeit.

Vermuthlich machte es der zerrüttete Zustand des sicilianischen Reichs, daß, obgleich Friedrichs Mutter in dieses ihr väterliches Land zurückkehrte, sie ihn doch in seiner Geburtsstadt Jesi ließ, wo er, zum Theil auch zu Fuligno, im Herzogthum Spoleto, unter der Aufsicht einiger Großen, hauptsächlich von der Herzoginn von Spoleto erzogen wurde. Sein Vater Heinrich hatte in jenem Reiche gegen alles was ihm feindseelig vorkam, oder von den Normännern, den Stiftern des Reichs, herstammte, so schröcklich gewütet, daß man sagt, seine Gemahlinn Constantia selbst habe sich zuletzt, voll Erbitterung über das Unglück ihres Vaterlandes, mit den Großen desselben wider ihn verbunden, welche ihn zu dem Vergleiche genöthigt hätten, Sicilien zu verlassen. Allein er starb daselbst zu Messina, im September des Jahrs 1197. in einem Alter von nur drey und dreyßig Jahren: ein sehr lebhafter, kluger, ehrgeiziger und standhafter Fürst; aber unbeschreiblich hart und geldbegierig, fast von keiner Seite liebenswürdig. Er war in seinen letzten Jahren mit dem großen Entwurfe beschäftigt, die

deutsche Krone in seinem Hause erblich zu machen, und eben dadurch auch die Macht desselben zu vergrößern. Um den Verlust des Wahlrechtes zu vergüten, wollte er den deutschen Fürsten andere Vorrechte und Vortheile zugestehen; auch das sicilianische Reich mit dem deutschen auf immer vereinigen. Viele von ihnen hatten bereits in diese Veränderung gewilligt; andere, besonders die sächsischen Großen, widersetzten sich derselben desto eifriger. Alles was Heinrich noch zum Besten seines Hauses zu Stande bringen konnte, bestand darinne, daß die deutschen Reichsstände seinen Sohn Friedrich im Jahr 1196. zu seinem Thronfolger wählten.

Aber fern von Deutschland lebte dieser noch nicht dreyjährige Prinz, bey dem Tode seines Vaters, in einem Städtchen des mittlern Italiens, der Erziehung von Fremden übergeben; zwar nicht weit von den Gränzen seines mütterlichen Reichs Sicilien; wo ihm aber der Abscheu wider das Andenken seines Vaters, und wider eine deutsche Regierung überhaupt, gleichsam entgegen kam; und noch ungewisser war es, ob er jemals in den übrigen Besitzungen Heinrichs, im deutschen und italiänischen Reiche, ingleichen im Römischen Kaiserthum, die Oberherrschaft und einiges Ansehen erlangen würde. Zu seinem und des deutschen Reichs Unglück, trat bald darauf, im Februar des Jahrs 1198. Innocentius der dritte die Regierung an: ein Papst, der nur zu große Gaben bey der Befestigung und Erweiterung der Macht seines Stuhls anwandte; die für ihn günstigen Zeitumstände vortrefflich gebrauchte; Gesezgeber der Religion, der Kirche und der Europäischen Fürsten im ausnehmendesten Verstande war, und nicht allein das furchtbare Gebäude des päpstlichen Reichs vollendete, das ohnge-

fähr

fähr hundert Jahre vor ihm Gregorius der siebente, den er an Stolz und Herrschsucht, wo möglich, noch übertraf, schon sicher gegründet hatte; sondern es gewissermaaßen noch höher aufführte, als dieser kaum mit seinen Wünschen hatte steigen können. Seit dem zehnten Jahrhunderte war die eine Zeitlang unterbrochene Gewalt der deutschen Könige über Rom, zugleich mit dem Römischen Kaiserthum und dem Königreiche Italien, wieder hergestellt, und ihnen auf immerwährende Zeiten bestätigt worden. Die Päpste, obgleich schon zweyhundert Jahre früher Herren eines ansehnlichen Landesstrichs gegen das adriatische Meer hin, blieben doch stets von Roms Besizern abhängig, und waren also auch damals unter die Botmäßigkeit der deutschen Kaiser zurückgekehrt. Diese genehmigten oder verwarfen die Wahl eines Papstes; ließen ihn zuweilen absetzen, und übten jedes andere landesherrliche Recht über denselben, als über den ersten Bischof ihres Kaiserthums, aus. Zwar strebten die Päpste, und mit ihnen die Römer überhaupt, oft nach Unabhängigkeit; es waren bisweilen Kriegsheere nöthig, wenn die Kaiser in dieser ihrer Hauptstadt Gehorsam verlangten; aber dennoch erhielten sie sich glücklich genug bey ihren Rechten, bis Gregorius der siebente die natürliche Ordnung der Dinge umkehrte, und seinen Landesherrn, den Kaiser, wie seinen Unterthan behandelte. Er entriß ihm das Bestätigungsrecht der Päpste; fertigte ihm Befehle mit Drohungen zu; stieß ihn aus der Kirchengemeinschaft; stürzte ihn vom Throne herab; mit einem Worte, er bewürkte es, daß die Kaiser forthin weder in Deutschland, noch in Italien, am wenigsten zu Rom selbst, viel mehr zu gebieten hatten, als es den Päpsten gefiel, denen die Römer selbst nach und nach huldigten. Vergebens bemühten sich Kaiser des zwölften Jahrhunderts, vor-

nemlich Friedrichs Großvater, die Päpste in ihre alte Unterwürfigkeit zurückzuweisen; neu verstärkt durch das mächtige Bündniß vieler großen Städte im obern Italien wider den Kaiser, und vom untern her, durch den Beistand der Normännischen Könige von Sicilien, wußten jene Bischöfe sich bey ihrer Uebermacht wohl zu behaupten. Unterdessen erhielt sich doch ein Schatten von dem alten Ansehen der Kaiser immerfort noch zu Rom. Außerdem daß sie daselbst von den Päpsten, wiewohl nach den vorgeschriebenen Bedingungen derselben, die Kaiserkrone empfiengen, hatten sie auch ihren Statthalter in dieser Hauptstadt, der einige Gerichtsbarkeit ausübte, und in der Nähe kleine Besazungen, besonders die beträchtlichen Herzogthümer Ravenna und Spoleto, auch die Markgrafschaft Ancona, welche alle, deutschen Großen und Feldherren anvertrauet, ein kaiserliches Gebiet ausmachten, und Roms Anmaaßungen wenigstens in einiger Entfernung einschränkten. Dazu kam der so viel versprechende Vortheil, daß nunmehr Neapel und Sicilien von den Normännern an das kaiserlichschwäbische Haus gekommen waren. Allein diese Erwerbung war noch zu neu und zu wenig sicher; der erste, der sie gemacht hatte, bereits todt; sein Sohn aber, der sie gegen die Päpste benützen sollte, ein bloßes Kind, dessen Hoffnungen in Deutschland schon zu verschwinden anfingen. Unter diesen einladenden Umständen eines Zwischenreichs, that Innocentius den entscheidenden Schritt, zu welchem nur noch so wenig fehlte. Gleich den Tag nach seiner Weihung, nöthigte er den kaiserlichen Statthalter zu Rom, ihm den Eid der Treue zu leisten, und belehnte ihn durch Ueberreichung eines Mantels mit seiner Würde. Dieser Befehlshaber mußte ihm schwören, daß er das Land, welches ihm der Papst übergeben habe, treulich zur Ehre und zum

Vor-

Vortheil der Kirche regieren, und nichts, was ihr gehöre, auf irgend eine Art veräußern; ihre Rechte und Einkünfte fleissig aufsuchen, wieder an dieselbe bringen, und vertheidigen; und, (außer vielem andern, was er versprach,) nicht allein, so oft es der Papst verlangen würde, Rechenschaft von seinem Amte ablegen, sondern auch, wenn es der Papst oder die Römische Kirche befehlen sollte, dasselbe ganz niederlegen wolle. Jetzt war also die kaiserliche Regierung zu Rom, selbst dem Nahmen nach, aufgehoben; allein Innocentius unterdrückte sie in einem noch viel größern Umfange. Selbst Heinrich der sechste hatte ihm dieses erleichtert, indem er bey seinem ersten Zuge nach Neapel, um die Schwierigkeiten, welche sich über seine Römische Krönung erhoben, geschwinder wegzuräumen, den Römern das ihnen so nahe und so verhaßte Tusculum, eine feste Stadt, und seit ohngefähr zweyhundert Jahren die stärkste und treueste Vormauer der kaiserlichen Macht gegen Rom zu, eben so unedel als unbedachtsam überlassen hatte; welches darauf durch ihre Wuth zerstört, und die Einwohner theils umgebracht, theils verstümmelt worden waren. Innocentius nahm also gleich darauf so nachdrückliche Maaßregeln, daß der Herzog von Ravenna und Markgraf von Ancona, ingleichen der Herzog von Spoleto und Graf von Assisi, kaiserliche Statthalter, welche wenige Kriegsvölker hatten, und auf gar keine Unterstützung aus Deutschland rechnen konnten, ihm alle diese Länder überlassen mußten. Solchergestalt war er es eigentlich, der Rom den Päpsten unterwarf, und den Kirchenstaat, oder das päpstliche Fürstenthum im mittlern Italien, errichtete. Er gab sich dabey das Ansehen, als wenn er nicht etwan sein Gebiet mit einem fremden vermehrte; sondern als wenn er bloß der Römischen Kirche dasjenige wieder verschaffte, was

ihre Feinde ihr mit Unrecht entrissen hätten. Der Haß, den sich die Deutschen schon lange in den meisten Gegenden Italiens, theils durch die Erpressungen und Gewaltthätigkeiten ihrer Befehlshaber, theils durch die Strenge oder hochgetriebene Härte einiger ihrer Kaiser zugezogen hatten, begünstigte diese Unternehmung des Papstes vorzüglich. Er unterließ auch nicht, die Städte im benachbarten Toscana, wo die Päpste schon einige Plätze besaßen, in ihrer Widersetzlichkeit gegen den künftigen Kaiser zu stärken, und seine Herrschaft dort ebenfals auszubreiten.

Mittlerweile daß Innocentius den zum Kaiser bestimmten Friedrich fast alles dessen beraubte, worauf die eigentliche kaiserliche Würde und Macht in Italien beruhte, war dieser junge Prinz schon im Jahr 1197. als König von Sicilien, und seine Mutter Constantia als Regentinn während seiner Minderjährigkeit erkannt worden. Sie ließ ihren Sohn nach Sicilien bringen; zugleich befohl sie dem Markgrafen Markward und allen übrigen Deutschen, das Reich, worinne sie unausstehlich geworden waren, sogleich zu verlassen, und niemals wieder zu betreten. Aber mehr als an allem übrigen war ihr daran gelegen, sich der Gewogenheit und Hülfe des Papstes zu versichern. Auch er nahm an dem Zustande des nahen Sicilianischen Reichs einen ausnehmend großen Antheil: nicht nur, weil es von einem Fürsten beherrscht werden sollte, der an Rom und alle umliegende Gegenden dereinst sehr gegründete Ansprüche machen konnte; sondern hauptsächlich darum, weil der Papst jenes Reich im Grunde wie sein eigenes betrachtete. Als die Normänner, um die Mitte des eilften Jahrhunderts, Apulien, Calabrien und das Fürstenthum Capua, kurz den beträchtlichsten Theil des jetzigen Königreichs Neapel,

pel, den Griechen und Deutschen entrissen hatten, konnten sie freylich für den Besitz dieser Länder kein anderes Recht angeben, als was die Waffen in den Augen eines Siegers verschaffen. Desto willkommener war es ihnen, daß die Päpste, denen die fromme Leichtgläubigkeit dieser Jahrhunderte schon längst die Gewalt zugestanden hatte, Thronen und Länder wo nicht zu vertheilen, doch im Nahmen der Religion durch ihren Ausspruch gültiger und rechtmäßiger für einen Fürsten zu machen, ihnen Länder, an welche sie eben so wenig Anspruch hatten, als die Normänner, unter dem Nahmen von Lehnsleuten der Römischen Kirche, übergeben wollten. Alles was die Päpste im untern Italien besaßen, machten die ihrer Kirche geschenkten zahlreichen Erbgüter aus; aber einer oberherrlichen Gewalt genossen sie daselbst nicht; waren also auch nicht *befugt*, das Land zur Lehn zu ertheilen: und in Sicilien gehörte ihnen gar nichts. Die Normänner erweiterten gar bald ihre Eroberungen im untern Italien; sie bemächtigten sich der Insel Sicilien: und da im zwölften Jahrhunderte aus diesem ihrem ansehnlichen Gebiete das Königreich beider Sicilien entstand, mußten die Normännischen Fürsten auch dieses als ein päpstliches Lehn übernehmen. Constantia bat also jetzt ebenfals den Papst, daß er sie und ihren Sohn auf gleiche Art mit dem Königreiche belehnen möchte, wie es ihre Vorfahren von den Päpsten bekommen hätten. Allein Innocentius glaubte, daß jenen Fürsten manches bewilligt worden wäre, was der päpstlichen Hoheit und den kirchlichen Freyheiten sehr nachtheilig sey; wie das Recht, die neugewählten Bischöfe ihres Reichs zu bestätigen; in Kirchensachen Appellationen anzunehmen, und dergleichen mehr. Er versagte also die Belehnung so lange, bis die Kaiserinn, die ihm vergebens wichtige Geschenke angeboten hatte, auf diese alte königliche Be-

sug-

fugnisse größtentheils Verzicht that. Darauf krönte sie erst ein päpstlicher Gesandter nebst ihrem Sohne; empfieng von ihr den Eid der Treue, und schrieb ihr eine jährliche Steuer vor, die wegen des Königreichs nach Rom bezahlt werden sollte. Der gleiche Eid des Königs wurde auf seine reifern Jahre verschoben, und die gedachte Bestätigung der Bischofswahlen als seine Schuldigkeit festgesetzt.

In Deutschland konnte Friedrich nicht einmal den Nahmen eines Königs erlangen. Sein Vater hatte zwar dafür gesorgt; er entbot auch seinen Bruder Philipp, Herzog von Schwaben und Toscana, nach Italien, damit dieser seinen Neffen nach Deutschland führen, und daselbst als gewählten Thronfolger krönen lassen möchte. Doch Philipp kam erst nach dem Tode seines Bruders Heinrich einige Meilen von Rom an: und weit gefehlt, daß er seinen Auftrag hätte vollstrecken können, mußte er vielmehr, unter vielen Gefahren und Nachstellungen der Städte in Toscana, sogleich nach Deutschland zurückkehren. Hier gab er sich indessen alle Mühe, die Reichsstände bey den Gesinnungen zu erhalten, welche sie ehedem für seinen Neffen feyerlich erklärt hatten. Vielleicht würde ihm auch solches gelungen seyn, wenn der junge Friedrich unter ihnen selbst, nicht in Sicilien, gelebt hätte; wenigstens erbot sich Philipp, die Regierung so lange an dessen Stelle zu führen, bis er selbst dazu fähig seyn würde. Es scheint aber, außer Friedrichs persönlichen Umständen, auch die wieder aufwachende Mißhelligkeit zwischen dem kaiserlich schwäbischen, und dem von demselben ehemals so sehr gedrückten welfisch sächsischen Hause, ingleichen einige Rücksicht auf den Papst, dem es unmöglich gefallen konnte, daß der König von Sicilien auch die andern Reiche seines Vaters

besaß,

besaß, eine gänzliche Veränderung bey den deutschen Reichsfürsten bewürkt zu haben. Genug, sie nannten als Gründe ihrer Weigerung, daß sie Friedrichen die Thronfolge zu einer Zeit versprochen hätten, da er noch nicht getauft gewesen wäre, und also gegen einen Prinzen, der noch kein Christ war, auch keine Verbindlichkeit hätten; daß es weder anständig noch nützlich für das deutsche Reich sey, einen bloßen Knaben zum Könige zu haben; daß sie endlich durch seine ehemalige Wahl mehr der Macht seines Vaters nachgegeben hätten, als ihrer Neigung gefolgt wären. Einige von ihnen trugen also ihre Krone dem Herzoge Berthold von Zäringen, dem ansehnlichsten Reichsfürsten dieser Zeit in der heutigen Schweitz, an; der aber, nachdem er über sechs tausend Mark Silbers, oder zwischen funfzig und sechszig tausend Thaler, an sie darauf verwandt hatte, sich, bey der gefühlten Unmöglichkeit durchzudringen, zurückzog. Andere thaten dem Herzoge Bernhard von Sachsen aus dem Anhältischen Hause eben diesen Antrag. Er sah, wie viel Geld dazu nöthig sey; auch wie wenig ihm seine Gesundheit eine solche Bewerbung verstatte: und gab sie also gar bald auf. Nunmehr wurde Philipp von mehrern Fürsten und Herren vom hohen Adel aufgemuntert, die Krone für sich selbst zu suchen. Er that es desto mehr, weil alle Aussichten für seinen Neffen verdunkelt waren, und weil er sonst, wie er nachmals an den Papst schrieb, befürchten mußte, es möchte ein Fürst aus einem Hause König werden, das dem seinigen von alten Zeiten her feind wäre; mit dem er also niemals friedlich leben könne. Philipp setzte noch in eben diesem Schreiben hinzu, er sey damals der reichste und mächtigste unter allen Reichsfürsten gewesen. Würklich hatte er diese Ueberlegenheit vornemlich durch die herrlichen Schätze der Könige von Sicilien bekommen,

men, die durch seinen Bruder nach Deutschland geschafft worden waren: und man glaubte durchgehends, daß er dem Herzoge von Zäringen eilf tausend Mark Silbers gezahlt habe, damit dieser nicht weiter sein Mitbewerber seyn möchte. Gleichwohl konnten sich die deutschen Reichsstände nicht vereinigen. Der grössere Theil derselben, insonderheit die sächsischen, schwäbischen, baierischen und andere Großen, wählten zwar den Herzog Philipp zum Könige; allein die übrigen, meistentheils gegen den Rhein zu herrschende Fürsten, erklärten sich für Otto, einen Sohn des berühmten Herzogs von Sachsen und Baiern aus dem Welfischen Hause, Heinrichs des Löwen.

Beide hielten einander ziemlich das Gleichgewicht, so lange sich der Papst nicht in ihre Angelegenheiten mischte. Friedrichs Oheim hatte außer den schon gedachten Vortheilen, seinem Reichthum, seiner frühern Wahl, und seinem stärkern Anhange, auch diesen, daß er zuerst gekrönt wurde; und da ihn der vorhergehende Papst unter dem Vorwande mit dem Kirchenbanne belegt hatte, daß er als Herzog von Toscana sich an den Gütern der Römischen Kirche vergriffen hätte: so ließ er sich jetzt durch einen päpstlichen Gesandten in Deutschland von diesem Banne loßsprechen. Otto hingegen empfing die Krone allein an dem gebührenden Orte, zu Aachen, und von dem Erzbischof zu Cöln, dem, bey der Abwesenheit des Erzbischofs von Maynz, das Recht zustand, sie ihm aufzusetzen. Die größere Anzahl der Geistlichkeit war auf seiner Seite, und der König Richard von England, sein Oheim, ließ ihn einen starken Beistand an Gelde hoffen; so wie Philipp auf die Hülfe des Königs von Frankreich, Philipp Augusts, sich verlassen konnte. Aber Innocentius blieb gar nicht unschlüssig, ob er

einen

einen Prinzen aus dem den Päpsten stets ergebenen Welfischen Hause; oder einen Abkömmling der Hohenstauffen, welche ihren Muth gegen die Päpste schon hinlänglich gezeigt hatten, unterstützen sollte. Als sich die zween Mitbewerber an ihn wandten, und ihn durch die Vorstellung ihrer Rechte zu gewinnen trachteten: entwarf er über ihre und Friedrichs Ansprüche an die deutsche Krone, folgendes gebieterisches Gutachten. „Was den jungen Sohn des vorigen Kaisers betrifft, so scheint es zwar, unerlaubt zu seyn, daß man sich seiner Wahl widersetze, weil sie durch die Fürsten eidlich bestärkt worden ist. War es gleich ein gezwungener Eid; so haben doch auch die Israeliten einen betrügerisch erschlichenen den Gibeoniten gehalten. Ja sein Vater bereuete die dabey begangene Gewalt, erließ den Fürsten ihren Eid, und sie wählten darauf seinen Sohn freywillig und einmüthig, leisteten ihm auch zum Theil die Huldigung. Es scheint ferner unanständig zu seyn, daß ihn der Apostolische Stuhl, dessen Schutze er anvertrauet worden ist, des Reichs beraube; und selbst wider den Nutzen der Römischen Kirche, weil er, wenn er einst erfahren sollte, daß sie ihn um dasselbe gebracht hat, ihr keine Ehrerbietung erweisen, sie auf alle Art angreifen, und auch das sicilianische Reich von ihr abwendig machen würde. Allein, fuhr der Papst fort, es scheint allerdings erlaubt zu seyn, daß man seine Wahl hemme, weil jener Eid unstatthaft, und die Wahl unbesonnen war. Denn sie wählten einen kaum zweyjährigen, noch nicht getauften Knaben; ein solcher Eid kann nicht ohne großen Schaden der Kirche und ganzen Christenheit gehalten werden. Man sage nicht, sie hätten ihn erst auf seine reifern Jahre gewählt: denn wie konnten sie urtheilen, ob er auch einmal tüchtig zur Regierung seyn würde? oder sollte unterdessen sein Vater die Staatsverwal-

verwaltung führen: so ist dieser ja gestorben, und das Kaiserthum kann nicht durch einen andern verwaltet werden; auch kann die Kirche eines Kaisers nicht entbehren. Unanständig ist es vielmehr, daß jemand regiere, der selbst regiert werden muß: und uns ist er nicht dazu empfohlen worden, ihm die kaiserliche Würde zu verschaffen; sondern ihn bey dem Königreiche Sicilien zu schützen. Dies ist aus den Worten der Schrift offenbar: Wehe dem Lande, dessen König ein Knabe ist! Daß es aber nicht nüzlich sey, ihm das Kaiserthum zu ertheilen, erhellet daraus, weil auf diese Art das Königreich Sicilien damit vereinigt werden, und die Kirche dadurch in Verwirrung gerathen würde; denn, um anderer Gefahren nicht zu gedenken, würde er sich, wegen der Hoheit des Kaiserthums, weigern, der Kirche für das sicilianische Reich Treue und Huldigung zu leisten; wie sich schon sein Vater dessen geweigert hat." — In eben demselben Geiste, das heißt, hauptsächlich in Rücksicht auf die Ehre und die Vortheile der Römischen Kirche, untersucht Innocentius ferner, ob es erlaubt, anständig und nüzlich sey, Philipps Wahl zu verwerfen? „Sie scheint zwar, sagt er, rechtmäßig zu seyn, weil sie von den meisten und ansehnlichsten Fürsten vollzogen worden ist, die noch immer seine Anhänger sind. Es scheint uns auch nicht zu geziemen, daß wir ihn deswegen verfolgen, weil sein Vater und Bruder die Kirche verfolgt haben, und also ihn die Strafe einer fremden Schuld tragen lassen. (Verfolgung der Kirche nennt der Papst, wie es gewöhnlich war, jedes eifrige Bestreben der Fürsten, besonders der Kaiser, Rechte und Besizungen, die ihnen von den Päpsten oder andern Geistlichen entrissen worden waren, mit und ohne Waffen wieder an sich zu bringen.) Es ist endlich auch schädlich, einen so mächtigen

tigen Fürsten zur Feindschaft wider die Kirche zu reizen, und das Uebel ärger zu machen; da wir doch eigentlich den Frieden befördern und predigen sollen.“ Für alle diese Bedenklichkeiten aber findet der Papst sehr leicht folgende Antworten. „Philipp ist mit vollem Rechte von unserm Vorgänger in den Bann gethan worden, weil er sich theils des Eigenthums des heil. Petrus gewaltsam bemächtigt, theils dasselbe mit Brennen und Rauben verheert, und auf alle Erinnerungen keine Genugthuung geleistet hat. Es war auch ein feyerlicher Bann; und er ist von demselben nicht gebührend entbunden worden; er liegt desto mehr unter demselben, da dieser auch seine Befehlshaber und Soldaten getroffen hat. Auch ist er des Meineids schuldig, weil er, ohngeachtet er dem jungen Friedrich Treue geschworen, doch das deutsche Reich, und soviel möglich, auch das Kaiserthum an sich gezogen hat. Sollte man einwenden, daß jener Eid unrechtmäßig gewesen sey, so hätte er doch eben so wenig, ohne uns um unsern Willen zu fragen, eigenmächtig denselben aufheben sollen, als die Israeliten, ohne Gottes Willen zu vernehmen, von dem oben gedachten Eide abgiengen; übrigens aber hat er ihn selbst vor verbindlich gehalten. Wenn er seinem Bruder auf dem Throne nachfolgte: so würde das Kaiserthum, wie es beinahe schon geschehen ist, ganz erblich werden; und da er ein Verfolger, aus einer verfolgenden Familie abstammend, ist: so hieße es, ihm das Schwerdt gegen uns in die Hand geben, wenn wir uns ihm nicht widersezten.“ Diesen leztern Vorwurf beweiset der Papst aus der Geschichte der Kaiser, von Heinrich dem fünften an, durch Beispiele der Gewaltthätigkeiten; welche sie an Päpsten oder andern Bischöfen begangen hätten; ohne des unzählichen Uebermuths zu gedenken, den sie von diesen ausgestanden hatten. Besonders

klagt er, daß Philipp sich das Erbgut der Kirche anzumaaßen gesucht; sich Herzog von Tuscien (oder Toscana) und Campanien geschrieben, und als solcher behauptet habe, seine Gewalt erstrecke sich bis an die Thore Roms, und selbst der jenseit der Tiber liegende Theil der Stadt sey seiner Gerichtsbarkeit überlassen worden; wie er denn auch durch seine Befehlshaber die Kirche verfolge, und dem Papste das sicilianische Reich zu entreissen trachte. Wenn er das jezt im Dürren thut, ruft der Papst aus, was wird er im Grünen thun, das heißt, wenn er auch Kaiser werden sollte! Ganz anders urtheilte er vom Otto. Er gesteht zwar, daß derselbe von wenigern gewählt worden sey; aber nach seiner Meinung haben eben so viele oder noch mehr von denen, welchen die Wahl eines Kaisers vorzüglich zukömmt, ihm ihre Stimme gegeben, als jenem. (Unter diesen mit hervorstechendem Nachdrucke an der Kaiserwahl theilnehmenden Fürsten, hatten sich freylich die Erzbischöfe von Cölln und Trier, der König von Böhmen, und der Pfalzgraf am Rhein für Otto; für Philipp aber nur der Herzog von Sachsen, ingleichen der Markgraf von Brandenburg erklärt; und der Erzbischof von Maynz war in Deutschland gar nicht zugegen. Allein da sie erst eine geraume Zeit darnach jenes Wahlrecht unter dem Nahmen von Kurfürsten ausschließend behauptet haben, damals aber noch alle Bischöfe, Herzoge und andere deutsche Grossen dasselbe ausübten; auch der Erzbischof von Maynz und der König von Böhmen bald auf Philipps Seite traten: so war immer die Mehrheit der Wählenden für ihn.) Noch mehr dringt der Papst auf die Tüchtigkeit zur Kaiserwürde, die sich offenbar am Otto vor seinem Gegner zeige, indem nicht allein er der Kirche ergeben sey; sondern auch seine Vorfahren von beiden Seiten diesen Ruhm stets behauptet hätten. Er

schließt

schließt damit, daß die deutschen Stände entweder sich über einen fähigen Fürsten vereinigen, oder ihm das Urtheil davon überlassen möchten; würden sie aber keines von beiden thun, und der Papst hätte lange genug gewartet: so würde er sich genöthigt sehen, um ihre Uneinigkeit nicht zu nähren, dem Otto ausdrücklich die Kaiserwürde aufzutragen. Innocentius ließ es also noch bey dringenden Schreiben an die vornehmsten Reichsstände, und bey den Unterhandlungen seiner Gesandten in Deutschland bewenden. Daher fiengen die beiden Mitbewerber Philipp und Otto, nebst ihren Anhängern, schon im Jahr 1198. an, einander zu bekriegen.

Mitleidenswürdig war die Lage Friedrichs unter einem solchen Lehnsherrn und Beschützer, der es so wenig verbarg, wie sehr er sein Haus haßte, und ihn selbst niederzudrücken entschlossen wäre. Allein sie wurde gegen das Ende des Jahrs 1198. noch trauriger. Seine Mutter Constantia, fast die einzige Stütze des vierjährigen Prinzen, der letzte Zweig des königlichen Normännischen Geschlechts, das über Sicilien geherrscht hatte, starb um diese Zeit, und ernannte in ihrem lezten Willen zum Vormunde ihres Sohns, und Regenten während seiner Minderjährigkeit — vermuthlich nicht unerwartet für ihr Zeitalter, aber desto mehr vielleicht zum Erstaunen und Entsezen aller derer, die es jezt zum erstenmal lesen — den Papst. Man hat dieses freylich in den neuern Zeiten eine eben so unüberlegte als gefährliche Verordnung genannt, weil sie außer „den abscheulichen Unordnungen, die sie veranlaßte, und der guten Gelegenheit, die sie den Päpsten „verschaffte, sich verschiedener Rechte über die Krone „anzumaaßen, ihnen auch Anlaß gegeben habe, zu behaupten, daß die Verwaltung des Reichs, während

„der Minderjährigkeit der Könige, ihnen zukomme; „wenn auch gleich die Vormundschaft durch den lezten „Willen des verstorbenen Regenten dem Papste nicht „übertragen worden wäre.“ Allein, ohne diese Folgen zu leugnen, läßt sich doch behaupten, daß Constantia nicht wohl anders habe handeln können. Da ihr Reich ein päpstliches Lehn war, wovor sie es selbst zum Schaden ihrer königlichen Rechte hatte anerkennen müssen; so würde sie vergebens es versucht haben, über die Vormundschaft ihres Sohnes ohne die Einwilligung eines so herrschbegierigen Papstes eine Verfügung zu treffen. Ihm selbst dieselbe auftragen, konnte also zugleich eine Befriedigung seiner Regierungssucht, Aufforderung seiner Sorgfalt für den jungen Prinzen, und Gewinn für die öffentliche Ruhe werden. Außerdem hatte auch Constantia die Aufsicht über den jungen König einigen Prälaten und dem Großkanzler des Reichs übergeben; eine Anstalt, durch welche, dem Anschein nach, die Rechte beider Fürsten in ihren gehörigen Gränzen erhalten werden konnten. Aber ein sicheres Mittel zu ihrer Vereinigung ausfindig zu machen, war immer unter den damaligen Umständen eine mißliche Aufgabe.

Innocentius zweifelte zwar nicht, daß ihm Friedrichs Vormundschaft schon wegen seiner Oberherrschaft über dessen Reich gebühre; doch schien er sie anfänglich nur vermöge des lezten Willens seiner Mutter zu übernehmen. Bald darauf schickte er einen Cardinal nach Sicilien, der die Regierung dieser Insel gemeinschaftlich mit den Großen, denen Constantia ihren Sohn und das Beste des Reichs überlassen hatte, führen sollte. Als aber derselbe von ihnen verlangte, dem Papste den Eid der Treue zu leisten, widersezten sie sich ihm so muthig, daß er in kurzem nach Rom zurückkehren mußte, ohne etwas auszurichten;

nur

nur befohl er vorher im ganzen Reiche, daß jedermann den Papst als Regenten und Friedrichs Vormund ansehen sollte.

Markward, Herzog von Spoleto, war, während aller dieser Bewegungen, so wenig mit seinen deutschen Kriegsvölkern aus dem Reiche gezogen, wie ihm Constantia hatte andeuten lassen, daß er vielmehr jezt aus denselben, und durch mancherley Verstärkungen, ein Heer zusammenbrachte, an dessen Spitze er noch mehr Neapolitanische Städte und Festungen überwältigte, als bereits von ihm abhängig waren; und zugleich vorgab, er sey von Heinrich dem sechsten zum Vormunde des jungen Friedrichs bestellt worden. Der Papst schickte sogleich eine Schaar Soldaten wider ihn ab; that ihn und alle seine Anhänger in den Bann; befohl der Geistlichkeit und dem Adel in beiden Sicilien, ein Kriegsheer aufzubringen; gab selbst Geld dazu her, und drohte sogar mit einem Kreuzzuge wider den aufrührerischen Markward. Allein dieser fuhr immer in seinen Plünderungen und Verwüstungen fort. Er war dabey kühn genug, dem Papste zwanzigtausend Unzen Goldes zum Geschenke anzubieten, wenn ihm derselbe in der Eroberung des Reichs freye Hände lassen würde; er versprach ihm auch für dasselbe zu huldigen, und wollte, um die Unterhandlung mit Friedrichs Beschützer zu erleichtern, darthun, daß dieser von unächter Geburt sey. Unter andern Umständen, und wenn diese Unternehmung nicht gerade alle Einrichtungen des Papstes gestört hätte, könnten solche Erbietungen mehr Eindruck gemacht haben. Jezt verwarf er sie gänzlich; es war weit sicherer und vortheilhafter für ihn, viele Jahre lang im Nahmen eines unmündigen Prinzen zu regieren, als die Absichten eines kriegerischen Fürsten zu begünstigen,

auf dessen Ergebenheit er nicht immer trauen konnte. Markward gieng endlich um das Jahr 1200. mit dem stärkern Theil seiner Kriegsvölker nach Sicilien hinüber, weil er daselbst einen geschwindern Fortgang seines Entwurfs hoffte.

Nicht genug aber daß der junge Friedrich zwischen zwey so furchtbaren Feinden, davon keiner ein offenbarer seyn wollte, zwischen dem Papste und Markwarden, ungewiß schwebte, wie viel ihm einst von seinem väterlichen Reiche übrig bleiben würde, trat um eben diese Zeit noch ein dritter gegen ihn auf, Walther Graf von Brienne. Dieser verlangte von dem Papste, wegen seiner Ansprüche auf das Neapolitanische befriedigt zu werden, die er von seiner Vermählung mit einer Prinzessinn aus dem ehemaligen königlichen Normännischen Hause, einer Tochter des Königs Tancred, herleitete. Wenn der Papst das Beste und die Rechte seines königlichen Mündels unpartheyisch behaupten wollte: so mußte er diesen Mitbewerber eben sowohl abweisen, als den vorhergehenden. Allein Walther war lange so furchtbar nicht, als Markward; er trozte dem Papste nicht an der Spitze eines Kriegsheeres; seine Forderungen erstreckten sich nicht auf das ganze Reich; sondern nur auf eine Schadloßhaltung durch einen geringen Theil desselben; auch war zu befürchten, daß, wenn er, der das scheinbare Recht einer Gemahlinn von einem geliebten Stamme mit sich brachte, sich mit Markwarden vereinigte, ihnen nichts mehr im Königreiche würde widerstehen können. Allem Ansehen nach waren es ohngefähr diese Gründe, welche den Papst bewogen, dem Grafen von Brienne die Grafschaft Lecce und das Fürstenthum Tarento zu ertheilen, die der Kaiser Heinrich der sechste ehemals dessen Schwager, dem königlichen Prinzen Wilhelm,

helm, eidlich versprochen hatte. Er mußte aber auch in der Versammlung der Cardinäle schwören, daß er weiter nichts zum Nachtheil des Königs Friedrich unternehmen; sondern vielmehr ihm und dem Papste huldigen, auch das Reich wider alle feindliche Angriffe vertheidigen wolle. Damit jedoch die Regenten des Reichs im Nahmen Friedrichs sich nicht beleidigt halten möchten, wenn der Papst solche wichtige Verfügungen ohne ihr Vorwissen träfe, schrieb er ihnen noch eher als dieses alles zu Stande kam: er habe gefunden, daß die Ansprüche des Grafen von Brienne auf die gedachten Neapolitanischen Länder gerecht wären, und habe ihm daher lieber dieselben bewilligen, als ihn, der durch die Menge seiner Anhänger mächtig genug sey, reizen wollen, ein Feind des Reichs zu werden; der Eidschwur, welchen er und seine Vertrauten leisten würden, gebe alle erwünschte Sicherheit, und wenn er dagegen handeln sollte, würde er durch die härtesten kirchlichen Strafen alles wieder verlieren; der Papst hoffte also, daß die Regenten diese Anstalten unterstützen, und wenn sie noch einige behutsamere Maaßregeln vor nöthig hielten, ihm dieselben eröffnen würden. So gefällig auch dieses Schreiben abgefaßt war; so that es gleichwohl seine Würkung nicht. In der That war der Papst den Regenten nicht bloß die Höflichkeit schuldig, ihnen zu melden, was er über gewisse Reichsländer beschlossen habe, und sie, halb Befehlsweise, zum Beitritte zu ermahnen; berathschlagen mußte er mit ihnen, was bey einer solchen Angelegenheit die Ehre und der Vortheil ihres Königs erfordere. Als daher der Kanzler des Königreichs Sicilien, **Walther**, Bischof von **Troja**, das päpstliche Schreiben erhalten hatte, gerieth er in den heftigsten Unwillen. Man glaubte allerdings, daß ihn die Freyheit, welche sich der Papst in Friedrichs Reiche angemaaßt hatte,

nicht sowohl um dieses Königs willen, als darum verdrossen habe, weil der Kanzler und seine Freunde sich immer Tancreden entgegen gesezt hatten, und mithin ein unangenehmes Schicksal befürchteten, wenn der Graf von Brienne so viele Macht im Königreiche bekommen sollte. Genug, der Bischof versammlete die Einwohner von Messina, und stellte ihnen den Schritt des Papstes auf die gehässigste Art vor. Der Graf mochte auch bald erfahren, wie wenig günstige Gesinnungen man noch im Reiche für ihn habe; er kehrte daher nach Frankreich zurück, um daselbst Kriegsvölker zu werben, mit welchen er sich der ihm angewiesenen Länder bemächtigen könnte.

Unterdessen hatte Markward in Sicilien so viele Verstärkungen, besonders durch die dortigen Araber, bekommen, daß er, nach mehreren Eroberungen, selbst Palermo zu belagern im Stande war. Hingegen rückten ihm auch die Regenten des Reichs mit ihren und den von dem Papste ihnen zur Hülfe gesandten Kriegsvölkern, entgegen: und da es im Jahr 1200. zwischen beiden Theilen zur Schlacht kam, siegte die Klugheit des päpstlichen Feldherrn über die ungestüme Tapferkeit der Deutschen vollkommen. Markward erlitt eine gänzliche Niederlage; verlor alles, was er in Sicilien besaß, und flüchtete aus dieser Insel. Unter seinen erbeuteten Geräthschaften fand man auch das Testament Heinrichs des sechsten, in welchem, nach der Erzählung eines damals lebenden Schriftstellers, verordnet war, „daß seine Gemahlinn Constantia und „sein Sohn Friedrich dem Papste und der Römischen „Kirche alle die ihnen von den sicilianischen Königen „eingeräumten Rechte überlassen, und ihnen Sicherheit „dafür verschaffen sollten; würde Friedrich ohne Erben, oder seine Mutter etwan nach ihm sterben: so „sollte das Königreich Sicilien an die Römische Kirche „fallen;

„fallen; auch sollte der Papst und die Römische Kirche „seinem Sohne das Römische Reich nebst dem Sicilia„nischen bestätigen und dafür beinahe alles, was der „Kaiser von den Ländern der Gräfinn Mathildis be„saß, erhalten; überdieß sollte ihnen auch ein beträcht„licher Landesstrich in der Nähe von Rom übergeben „werden; Markward sollte das Herzogthum Ra„venna und die Mark Ancona nebst anderm Gebiete „von dem Papste zur Lehn tragen; würde er aber keine „Erben hinterlassen: so sollte alles dieses dem Papste „verbleiben.“ Verdächtig ist allerdings diese ungeheure Freygebigkeit Heinrichs gegen die Päpste; wenn sie gleich erst in seinem lezten Willen, zu einer Zeit also entstanden seyn sollte, da eine fromme Verehrung gegen das Oberhaupt der Kirche, die Stelle von ganz andern Gesinnungen leicht einnehmen konnte. Er hätte sich durch dieselbe in der That nicht nur ungerecht an seinem Hause; sondern auch an dem deutschen Reiche selbst bewiesen, in dessen und seiner Könige Nahmen er doch nichts von Städten und Ländern zu verschenken berechtigt war. Ist gleich der ungenannte Schriftsteller, der den Inhalt dieses Testaments angiebt, ein Zeitgenosse Heinrichs; so macht er sich doch auch zugleich als einen sehr eifrigen Diener der Päpste kenntlich; das völlige Testament hat er nicht mitgetheilt; und da sich eben damals Innocentius der dritte auf Kosten der deutschen Kaiser so sehr bereicherte: so dringt sich hier beinahe der Argwohn auf, daß jenes Testament wo nicht ganz untergeschoben, doch wenigstens in der jezigen Gestalt, zum Behuf der päpstlichen Unternehmungen ans Licht gebracht worden seyn möchte.

Durch Markwards Niederlage und Flucht schien die Oberherrschaft des Papstes in Friedrichs Reiche wieder vollkommen befestigt zu seyn; es folgten

aber bald neue Zerrüttungen in demselben. Walther von Pagliana, Kanzler von Sicilien, und Bischof von Troja, ließ sich, als um diese Zeit der Erzbischof von Palermo starb, von den dortigen Domherren auch zu dessen Nachfolger wählen, und sezte sich in Besiz dieser Würde, ohne erst auf die Bestätigung des Papstes zu warten; kehrte sich auch an die Einschränkungen nicht, unter welchen sie ihm dieser ertheilte. Noch unzufriedner war er über die Maaßregeln, welche der Papst zur Unterstüzung des Grafen von Brienne ergriff, der nun mit wenig Kriegsvölkern zurückgekommen war, um sich im Neapolitanischen festzusezen, wo Markward noch mächtige und wohl bewaffnete Anhänger hatte. Innocentius schenkte ihm nicht allein eine ansehnliche Summe Geldes, damit er mehr Soldaten anwerben könnte; sondern empfohl ihn auch den Großen und allen Einwohnern jenes Reichs: und Brienne benüzte diesen Beistand sehr lebhaft; er gewann im Jahr 1201. ein Treffen über die Deutschen; auch eroberte er in diesem und dem folgenden Jahre noch mehr, als ihm der Papst zugedacht hatte. Sein Fortgang und diese eigenmächtigen päpstlichen Schenkungen gefielen in Sicilien überhaupt nicht; allein der Kanzler dieses Reichs sah darinne wohl weniger das Unrecht, welches seinem jungen Könige wiederfuhr, als die Verminderung seiner eigenen Gewalt. Er, der gleichsam als wenn er selbst König wäre, gewohnt war, Grafschaften und Freyherrschaften zu vertheilen, Feldherren und obrigkeitliche Personen zu ernennen, und mit allen Arten öffentlicher Einkünfte nach Gefallen zu schalten, gewann durch diese Freygebigkeit die übrigen Regenten, mit denen er, nach der Verordnung des Papstes, die Staatsverwaltung gemeinschaftlich führen sollte. Um sich in dieser Unabhängigkeit noch mehr zu befestigen, gab er nicht nur seinem Bruder eine

Stelle

Stelle unter den Regenten, sondern theilte sogar gewissermaaßen die Regierung mit dem verhaßtesten Manne in den Augen des Papstes, mit Markwarden. Beide scheinen zwar niemals sehr aufrichtige Freunde gewesen zu seyn: und bald beschuldigte der Deutsche den Sicilianer, daß er das Königreich seinem Bruder; so wie dieser jenen, vielleicht mit eben so vielem Rechte, daß er es sich selbst zueignen wolle. Allein wider den Papst und den Grafen von Brienne waren sie wenigstens vereinigt, und schwächten den Einfluß des erstern im Reiche immer mehr. Endlich that der Papst den Kanzler in den Bann; vergab das Erzbißthum und Bißthum, welche er besaß, an andere, und verbot, daß ihm niemand im Reiche gehorchen sollte. Hierauf demüthigte sich Pagliana dem Ansehen nach; versprach dem Papste eidlich Gehorsam, und wurde von dem Legaten desselben vom Banne entbunden. Doch da er versprechen sollte, sich dem Grafen von Brienne weiter nicht zu widersezen, weigerte er sich dessen schlechterdings, und verband sich noch stärker mit den Feinden desselben. Dieser Streit wurde durch einen neuen Sieg entschieden, den der Graf im Jahr 1202. erfocht. Und obgleich Markward sich um gleiche Zeit Palermo, des Königs Friedrich, und beinahe ganz Siciliens, bis auf Messina, bemächtigte; auch neue Versuche bey dem Papste auf dieses Königreich wagte; so machte doch denselben sein Tod noch in dem gedachten Jahre ein Ende. Aber auch daraus entstanden nur andere Unruhen. Ein deutscher Feldherr, von Markwards Freunden, den die Italiäner Capparone nennen, eilte jezt nach Palermo, und machte sich zum Herrn vom königlichen Palaste und vom Könige, vor dessen Aufseher und zugleich obersten Befehlshaber von Sicilien er gehalten seyn wollte. Andere Anhänger Markwards stifteten eine Parthey

they wider ihn, zu der sich auch der Kanzler schlug, nachdem er sich mit dem Papste ausgesöhnt hatte. Dieser schickte, auf sein Verlangen, einen Legaten nach Sicilien, dem sich auch Capparone, als päpstlichem Statthalter, unterwarf; allein in kurzem verließ der Legat die Insel wieder, weil er merkte, daß ihn Capparone gar nicht achtete. Noch behauptete sich seit mehrern Jahren ein anderer deutscher Feldherr, Graf Diepold, mit den Waffen in der Hand furchtbar in Apulien. Ihn bekriegte, vom Papste unterstüzt, im Jahr 1204. der Graf von Brienne; wurde aber im folgenden Jahre von demselben geschlagen, und starb tödtlich verwundet als sein Gefangener. Damit änderte sich abermals der allgemeine Zustand des Reichs. Innocentius mußte im Jahr 1206. eben die Parthey, die er so lange zu unterdrücken gesucht hatte, die herrschende im Königreiche werden lassen. Diepold und alle seine Anhänger wurden vom Banne loßgebunden; er schwor, jedem Befehle des Papstes, als Oberregenten des Reichs, gehorsam zu seyn, und Philipps, Herzogs von Schwaben, Absichten auf dasselbe nicht zu begünstigen. Im folgenden Jahre gieng er nach Palermo: und der junge Friedrich, den bereits so viele in ihren Schuz genommen hatten, kam nun in den seinigen. Erbittert über diese neue Macht eines Ausländers, ließ ihn der Kanzler Pagliana hinterlistig gefangen nehmen; doch Diepold wußte sich geschwind wieder in Freyheit zu sezen, schiffte ins Neapolitanische hinüber, und bändigte alles was sich ihm widersetzte, nicht ohne vieles Blutvergießen.

Während daß Friedrich unter dieser Verwirrung seines Reichs, und beinahe als eine Beute des ersten, der sich seiner Person versichern konnte, heranwuchs, hatte sich sein Oheim Philipp auf dem deutschen und kaiserlichen

lichen Throne nach und nach desto mehr befestigt. Anfänglich führte er nicht allein seit dem Jahr 1198. mit seinem Mitbewerber Otto einen Krieg von ungewisser Dauer; sondern es erklärte sich auch der Papst schon im Jahr 1201. feyerlich für den leztern, wie man aus seinen oben beschriebenen Gesinnungen erwarten konnte, und belegte Philippen nebst allen seinen Anhängern mit dem Banne. In dem Schreiben, welches Innocentius bey dieser Gelegenheit an die deutschen Reichsfürsten ergehen ließ, behauptete er zuerst, nach der Gewohnheit seiner Vorgänger, den Päpsten stehe deswegen die vorzügliche und entscheidende Besorgung der Angelegenheiten des Kaiserthums zu, weil sie es von den Griechen auf die Franken gebracht hätten, und dem Kaiser durch Aufsezung der Krone seine volle Macht ertheilten. Er erinnerte sie ferner, wie oft er sie ermahnt, und wie lange er darauf gewartet habe, daß sie einen einmüthigen Entschluß über die Besezung des kaiserlichen Throns fassen möchten. Da nun dieses bisher nicht geschehen sey, und Philipp sich, wie seine Vorfahren, immer als einen Feind der Kirche bewiesen habe, auch vom Kirchenbanne getroffen wäre: so ernannte der Papst, vermöge des Apostels Petrus und seines eigenen Ansehens, den desto würdigern Herzog Otto zum deutschen Könige und Kaiser; gebot jedermann, ihn davor zu erkennen, und versprach, ihn auch zur Krönung nach Rom zu berufen. Doch erbot er sich zugleich, dem Herzoge Philipp einige Vortheile zuzuwenden, wenn dieser Gott und der Kirche genugthuen würde. Otto mußte freylich dem Papste eidlich angeloben, daß er die Römische Kirche bey allen ihren Rechten und Besizungen, auch den wieder an sie gebrachten, schüzen, und ihr zur Wiedererlangung der verlornen behülflich seyn wolle; — und dieses waren, wenn gleich Rom nicht ausdrücklich darunter

unter genannt wurde, größtentheils gerade die kaiserlichen Reichsländer, welche Innocentius vor kurzem an sich gerissen hatte; — ingleichen, daß er ihr helfen wolle, das Königreich Sicilien beizubehalten; nicht zu gedenken der Versprechungen des Gehorsams gegen die Päpste, und der Bereitwilligkeit, für sie in seiner Angelegenheit die Waffen zu ergreifen, welche er leisten mußte. Alles dieses befremdet eigentlich nicht; es ist im ächten Geiste des damals herrschenden Papstthums gedacht und vorgeschrieben. Seltener hingegen und merkwürdiger ist der sich fühlende deutsche Freyheitssinn, den der Papst durch jenes Schreiben an die deutschen Reichsstände rege machte: man merkt, daß Friedrichs des ersten Zeitalter kurz vorhergegangen war. Diejenigen unter ihnen, welche Philippen zu ihrem Könige gewählt hatten, (zween Erzbischöfe, eilf Bischöfe, drey Aebte, und nach ihnen der König von Böhmen, die Herzoge von Zäringen, von Sachsen, von Oesterreich und von Steyermark, von Meranien, der Landgraf von Thüringen, die Markgrafen von Ost-Mähren, von Meissen und Brandenburg, die Grafen von Orlamünde, Sommerschenburg, Brene und Wettin;) bezeigten dem Papste in einem Antwortschreiben sehr nachdrücklich ihr Mißfallen darüber, daß er sich in ihre Wahl gemischt hätte. Sie fragten ihn und die Cardinäle, wo sie es gelesen oder gehört hätten, daß ihre Vorgänger jemals Theilnehmer an einer deutschen Königswahl, oder Richter über dieselbe gewesen wären? Bey der Wahl der Päpste, sezten sie hinzu, sey es zwar ein Vorbehalt der Kaiser gewesen, daß dieselbe ohne Einwilligung der leztern nicht geschehen durfte, bis Heinrich der erste (welcher gewöhnlich der zweyte genannt wird,) seinen Abgeordneten verboten habe, dieser Wahl keine Hindernisse in den Weg zu legen. „Wenn aber, fuhren sie fort, die Einfalt der Layen

einen

einen Vorzug, der ihnen mit Recht gebührt, aus Ehrerbietung vernachläßigt hat: wie kann die Heiligkeit der Päpste an ein Vorrecht, das sie niemals hatte, Hand anlegen? Der päpstliche Gesandte, der sich in die Römische Königswahl rechtswidrig mengte, hat entweder einen Wählenden dabey vorstellen wollen: und alsdann hätte er nicht den größern und ansehnlichern Theil der Fürsten vorbeygehen sollen. Oder er hat sich dabey zum Richter aufgeworfen; allein diesen konnte er nicht abgeben. Denn bey einer zwistigen Königswahl ist kein höherer Richter da, der einen entscheidenden Ausspruch thun könnte; sondern die Wählenden selbst müssen sich darüber freywillig vergleichen. Der Mittler zwischen Gott und Menschen hat es einmal festgesezt, daß die Geistlichen sich nicht in weltliche Geschäfte verwickeln, und die Weltlichen keine Religionsangelegenheiten betreiben sollten." Zulezt versichern die gedachten Fürsten, daß Philipp von ihnen einmüthig gewählt worden sey, und daß er sich niemals dem Gehorsam gegen die Päpste entziehen werde; sie bitten daher auch, ihm die kaiserliche Krönung zu ertheilen. — Auf dieses Schreiben antwortete Innocentius, er mache den Reichsfürsten das Recht, einen König zu wählen, nicht streitig, zumal da sie es von dem päpstlichen Stuhl erhalten hätten; allein sie müßten auch anerkennen, daß der Papst, der den Gewählten zum Kaiser weiht und krönt, das Recht habe, seine Person zu prüfen, indem er sonst einen Heyden, Kezer, Kirchenräuber oder andern Untüchtigen krönen müßte, sobald ihn nur die Fürsten gewählt hätten. Sein Gesandter habe weder einen Wählenden noch einen Richter abgeben wollen; wohl aber einen Ankündiger, der unter den zween Mitbewerbern den tüchtigen und untüchtigen angezeigt habe. Der Papst wiederholte die schon ehemals wider Philippen angeführten Gründe,

und

und behauptete insonderheit, daß, wenn er, oder, an Statt seiner, Friedrich den deutschen Thron besteigen sollte, dieser in dem schwäbischen Hause erblich werden würde. — Gegen diese Rechtfertigung des Papstes war viel zu erinnern; allein in Deutschland hatte man einmal beschlossen, das Schwerdt sollte zwischen den beiden Kronbewerbern entscheiden. In diesem Kriege, der seit dem Jahr 1198. fortdauerte, bekam Philipp durch seine zahlreichen und mächtigen Anhänger, die ihm, ohngeachtet des päpstlichen Verbots, getreu blieben; durch die Freygebigkeit, mit welcher er sich neue erwarb, und durch mehrere glückliche Unternehmungen mit den Waffen, schon im Jahr 1206. völlig die Oberhand. Unterdessen so lange noch der Papst seinen Gegner Otto begünstigte, war für ihn weder eine allgemeine und ruhige Regierung in Deutschland, noch weniger die Römische Krönung und der kleine Ueberrest des kaiserlichen Ansehens in Italien zu hoffen. Philipp also, den der Papst noch immer verwarf, ob er ihm bereits gleich alles angeboten hatte, was nur seine Habsucht und Herrschbegierde fordern konnte, erklärte sich gegen denselben im Jahr 1207. noch demüthigender, daß er, wenn er ihn oder die heilige Römische Kirche auf irgend eine Art beleidigt hätte, sich dem Ausspruche der Cardinäle und der deutschen Fürsten, auf welche sie beide das meiste Vertrauen sezten, zur Genugthuung unterwerfen wolle; wenn aber der Papst ihm oder dem deutschen Reiche Unrecht gethan zu haben schiene: so wollte Philipp aus Ehrerbietung gegen den Erlöser und den Apostel Petrus, deren Stellen der Papst vertrete, auch um seiner Seligkeit Wille, solches dem Gewissen des Papstes überlassen, weil er doch von Menschen nicht gerichtet werden könne. Nunmehr hatte Innocentius nichts weiter wider Philipps so lange und so heftig von ihm bestrittene Tüchtigkeit

tigkeit zum Throne einzuwenden. Er ließ ihn vom Kirchenbanne loßbinden, und nöthigte seinen Gegner, einen Stillstand mit ihm einzugehen. Allein Philipp wurde schon im Sommer des Jahrs 1208. ermordet.

Man hätte glauben sollen, daß jezt die Zeit seines Neffen Friedrichs gekommen wäre, um auf einen Thron erhoben zu werden, zu welchem er schon in seiner Kindheit feyerlich bestimmt worden war. Er hatte damals sein dreyzehntes Jahr zurückgelegt, und ließ viele Lebhaftigkeit des Geistes blicken. Der Papst, unter dessen Schuze er, wenn man es so nennen will, erzogen worden war, hatte sich dem Ansehen nach mit seinem Hause ausgesöhnt; er konnte ihm auch, wie es scheint, Bedingungen vorschreiben, wie er wollte. Ueberdieß war es nicht unwahrscheinlich, daß die deutschen Reichsstände, welche seinem Oheim so sehr ergeben gewesen waren, auch für ihn eine mächtige Parthey stiften würden. Aber Friedrich, der in Sicilien lebte, war noch immer für Deutschland fremd, und außer Stande, sich darinne Anhänger zu verschaffen. Was für ihn noch nachtheiligere Würkungen that, war der unveränderliche Grundsaz des Papstes, daß der König von Sicilien nicht zugleich Kaiser seyn dürfe. Auf andern Seiten sorgte Innocentius allerdings für ihn, so weit es seine Absichten und Staatsvortheile litten. Er kam im Jahr 1208. ins Neapolitanische, und bewürkte in einer Versammlung der Reichsstände die Anstalt, daß auf gemeine Kosten zweyhundert Reiter zur Dämpfung der öffentlichen Unruhen unterhalten werden sollten; er suchte auch der Gerechtigkeit ihren bisher unterbrochenen gesezmäßigen Lauf im Reiche wieder zu verschaffen. Dem jungen Könige schlug er eine Vermählung mit der verwittweten Königinn von Ungarn, Constantia, Tochter des Königs von Arragonien,

nien, Alphonsus, vor. Friedrich genehmigte dieselbe, und sie wurde im Jahr 1209. vollzogen.

Allein da nun vom Kaiserthum und deutschen Reiche die Rede war, wandte sich der Papst sogleich wieder auf diejenige Seite, welche er kaum verlassen hatte, an den Feind von Friedrichs Hause, Otto. Diesem versicherte er, daß seine Gewogenheit gegen ihn stets unverändert geblieben sey, und daß er die nöthigen Maaßregeln für ihn nehmen werde, wenn ja Philipps Neffe sich ihm entgegen stellen sollte. Auch ermahnte er die deutschen Reichsstände, und gebot es ihnen, zur Vergebung ihrer Sünden, daß sie, da sich die göttliche Fürsorge so augenscheinlich für den Otto erklärt habe, nunmehr denselben einstimmig als ihren König erkennen möchten. Würklich geschah dieses nach seinem Willen: und Otto begab sich schon im Jahr 1209. auf seinen Römerzug, um sich von dem Papste die Kaiserkrone aufsezen zu lassen. Er äußerte zwar gegen diesen die Besorgniß, glaubwürdige Nachricht empfangen zu haben, daß Friedrich ihm zu schaden suche, und, sowohl durch Bitten als Verheissungen, möglichst viele dahin bringe, die Ruhe des deutschen Reichs zu stören. Daher bat er den Papst, dem gedachten Knaben weder mit Rath noch That wider ihn beizustehen, und versprach ihm dagegen einen unbedingten fernern Gehorsam zu seinem Vortheil. Vermuthlich hatten Friedrich selbst, oder seine Freunde, um diese Zeit einige Schritte gethan, ihn dem deutschen Throne zu nähern: diese mußte Otto sehr bedenklich finden. Doch Innocentius antwortete ihm darauf, der König Friedrich sey von seinen Eltern ihm zur Fürsorge übergeben worden; als seinen Lehnsmann wegen des Königreichs Sicilien, sey er allerdings verpflichtet, ihn zu beschützen; aber gegen den Kaiser Otto werde er ihm nicht den geringsten Beistand leisten. Diese beide

Für-

Fürsten verbanden sich jezt immer genauer mit einander; Otto stellte, noch ehe er Deutschland verließ, eine Urkunde aus, durch welche er dem Papste versprach, die bisher von den Kaisern bey der Wahl der Bischöfe begangene Mißbräuche, (oder wohl richtiger, ausgeübte kaiserliche Rechte,) zu unterlassen; die Berufungen an den päpstlichen Stuhl in kirchlichen Angelegenheiten nicht zu hindern; sich der Verlassenschaft der Prälaten, und der erledigten Kirchen keineswegs zu bemächtigen; alles Geistliche dem Papste und der Geistlichkeit allein zu überlassen; ihm zur Ausrottung der Ketzereien behülflich zu seyn, und vornehmlich, (wie es ohngefähr Philipp ehemals versprochen hatte,) ihm den Besitz aller derjenigen Länder, von der Nachbarschaft Roms an, bis zu dem adriatischen Meere hin, und längs demselben, welche die vorigen Päpste besessen, oder Innocentius sich unterworfen hatte, oder noch an die Kirche zurückbringen würde, zuzugestehen, und ihm dabey Hülfe zu erzeigen; nur daß von diesen Ländern bey der Krönung des Kaisers zu Rom, oder wenn er der Römischen Kirche zum Beistande zöge, die gewöhnlichen Lieferungen an ihn abgetragen werden sollen; endlich auch dafür besorgt zu seyn, daß eben dieser Kirche das Königreich Sicilien erhalten werde. Man führte noch eine andere Urkunde an, in welcher Otto die eidliche Versicherung gab, daß er in Ansehung der löblichen Gewohnheiten Roms, auch des Lombardischen und Toscanischen Bündnisses, nichts ohne das Gutachten des Papstes vornehmen, und der Römischen Kirche, wenn sie seinetwegen bekriegt würde, zu Hülfe eilen wolle. Kurz, Otto stand mit dem Papste in dem allerbesten Vernehmen; er wurde von ihm gekrönt, nachdem er, wie es längst gewöhnlich war, ihm, den Cardinälen und den Römern überhaupt, ihre Rechte durch einen Eid bestätigt hatte.

Dennoch erkaltete diese heisse Freundschaft bald nach seiner Krönung. Otto hatte bey derselben die eidliche Verbindlichkeit übernommen, alles was seinem Reiche entrissen worden war, wieder mit demselben zu vereinigen. Er ließ also gleich darauf durch einige Rechtsverständige Männer Untersuchungen darüber anstellen: und es konnte nicht fehlen, daß sie ihm eben diejenigen Städte und Länder nannten, welche Innocentius nach Heinrich des sechsten Tode, als ein vermeintes Eigenthum seiner Kirche, eingezogen hatte. Da Otto mit einem nicht geringen Kriegsheere nach Italien gezogen war: so besezte er auch alsbald einige von jenen Städten, wie Montefiascone, Perugia, und andere mehr. Er belehnte den Grafen Diepold, der im Neapolitanischen noch fortfuhr, für die deutsche Parthey zu fechten, mit dem Herzogthum Spoleto, und den Markgrafen Azo von Este mit der Mark Ancona. Es macht freylich einige Schwierigkeit zu erklären, wie Otto noch in Deutschland dieses sämmtliche Gebiet nahmentlich dem Papste auf das feyerlichste habe zusichern, und nunmehr so geschwind darauf seine Ansprüche an dasselbe ausführen können. Nichts bleibt hier beinahe übrig, als zu sagen, er habe vorher die Rechte des Reichs noch nicht hinlänglich gekannt; oder auch dem Papste, der ihm bey der Behauptung des kaiserlichen Throns unübersteigliche Schwierigkeiten in den Weg legen konnte, anfänglich nothgedrungen alle seine übermüthigen Forderungen bewilligt, um, wenn er erst im vollen Genuß der kaiserlichen Gewalt seyn würde, diesen hinterlistigen Feind des Reichs, der es zu einer Zeit seiner Schwäche, unter einem nichtigen Vorwande, beraubt und gemißhandelt hatte, nach der ältern und kräftigern Obliegenheit eines Kaisers, zur Rückgabe des Angemaaßten zu nöthigen. Dabey blieb Otto nicht stehen; er trauete seinen Kräften und seinem

nem neubefestigten Ansehen in Deutschland zu viel zu; dagegen kannte er die ganz Macht des Papstes, ihm zu schaden, nicht. Die Kaiser hatten auch an das Königreich Sicilien, besonders an den Neapolitanischen Theil desselben, wo die Normänner, ihre ehemalige Lehnsleute, Herren ihres Gebiets geworden waren, gegründete Ansprüche. Jezt schienen die Zeitumstände zur Ausführung derselben besonders deswegen günstig zu seyn, weil, außer dem gedachten Grafen Diepold, auch ein anderer mächtiger Große in diesen Gegenden, der Graf Peter von Celano, mit dem Kaiser in Verbindung getreten war. Man vermuthet auch, daß er durch diese Unternehmung die Absichten, welche Friedrich auf die Kaiserkrone haben konnte, hintertreiben wollte; und der alte Haß des Sächsischen Hauses gegen das Hohenstauffische kann dabey ebenfals in Anschlag gebracht werden. Genug, Otto rückte im Jahr 1210. in Apulien und Calabrien ein; der größte Theil dieser Länder, und die Hauptstadt Neapel selbst, mußten sich ihm unterwerfen. Der Papst, der alles andere eher erwartet hätte, als daß Otto, für dessen Erhöhung er so lang und so eifrig, wiewohl eben so eigennüzig, gearbeitet hatte, die kaiserlichen Rechte wider ihn mit den Waffen behaupten würde, that ihm umsonst die dringendsten Vorstellungen: und Otto begehrte auch vergebens eine Unterredung mit dem Papste. Dieser that endlich im Jahr 1211. den Kaiser mit allen seinen Anhängern in den Bann. Zugleich schrieb er an die deutschen Reichsfürsten, daß sie einen andern Kaiser wählen möchten, weil dieser, vom Kirchenbanne getroffen, nicht länger über sie herrschen könne.

So öffnete sich höchst unvermuthet für den König Friedrich der Weg zum deutschen Throne, den er noch kurz vorher, nach den Gesinnungen des Papstes, oder

vielmehr des päpstlichen Stuhls überhaupt zu urtheilen, sich auf immer verschlossen zu seyn glauben mußte. Die deutschen Fürsten waren zwar weder geneigt noch verbunden, jeder veränderlichen Entschließung des Papstes zu gehorchen. Allein er hatte doch stets eine folgsame Parthey unter ihnen: und auch die übrigen wußten es nur allzuwohl, wie viel ihr Vaterland darunter leide, wenn sie einen von dem Papste verworfenen Kaiser zu unterstützen suchten. Daß die zahlreichen Anhänger des kaiserlichen schwäbischen Hauses in Deutschland bey dieser Gelegenheit gleichsam wieder aufwachen würden, war nicht weniger zu vermuthen. Als daher der Erzbischof von Maynz, der auch päpstlicher Legat war, im Jahr 1211. eine Versammlung von Reichsfürsten zu Bamberg anstellte, um die Absetzung des Otto, und die Wahl eines neuen Königs zu bewürken: kam zwar keines von beiden noch völlig zu Stande; allein die dazu nöthigen Maaßregeln wurden bereits genommen. Der Erzbischof kündigte den päpstlichen Bann wider den Kaiser in ganz Deutschland an. Der König von Böhmen, die Herzoge von Oesterreich und Baiern, der Landgraf von Thüringen, und andere Fürsten, traten den Absichten des Papstes bey, und neigten sich nach seiner Anleitung auf die Seite des Königs Friedrich, den er seit dreyzehn Jahren so eifrig vom deutschen Throne entfernt hatte, und nunmehr, in der Hoffnung, ihn beständig in seiner Gewalt zu haben, dazu gebrauchen wollte, einen zu muthigen Kaiser zu stürzen. Sogleich entstand ein innerlicher Krieg in Deutschland, indem einige dem Kaiser getreue Fürsten das Gebiet des Erzbischofs von Maynz mit vieler Erbitterung verwüsteten. Otto selbst sah sich genöthigt, im Anfange des Jahrs 1212. aus Italien zurück zu kommen, um den Fortgang seines Mitbewerbers zu hemmen.

Fries

Friedrich scheint dieses kaum im strengern Verstande gewesen zu seyn. Er empfieng im gedachten Jahre durch Abgeordnete, welche ihm seine Freunde in Deutschland zuschickten, den Antrag zur deutschen Krone. Einer derselben, Heinrich von Nifen, blieb in der Lombardey, um ihm die Zuneigung der großen Städte des italiänischen Reichs, besonders Verona, zu gewinnen. Der andere, Anselm von Justingen, gelangte unter vielen Gefahren nach Rom, wo der Papst die getroffene Wahl bestätigte, und es dahin brachte, daß Friedrich von den Römern als Kaiser erkannt wurde. Allein da Anselm zu diesem Fürsten selbst kam, kostete es ihm viele Mühe, denselben zur Reise nach Deutschland zu bereden. Nicht allein seine Gemahlinn; sondern auch viele Große in Sicilien, bestrebten sich, ihn davon zurück zu halten; sie fürchteten sich, sagt ein deutscher Schriftsteller dieser Zeiten selbst, Albrecht von Stade, durch den Betrug der Deutschen in Ungemach verwickelt zu werden. Es ist wahrscheinlich, daß sie dieses Besorgniß aus der Unbeständigkeit hergeleitet haben, in welcher das Ansehen und Schicksal der Kaiser seit so vielen Jahren, (weniger freylich durch die Schuld der Nation, als der sie leitenden Päpste,) geschwebt hatte; vielleicht dachten sie auch an ihr Unglück unter Heinrichs des sechsten Regierung. Endlich reiste Friedrich, nachdem er seine Gemahlinn und seinen Sohn Heinrich in Sicilien zurückgelassen hatte, nach Rom. Der Papst ließ ihn auf seinen Schiffen nach Genua bringen. Von hier aus aber bis an die Gränzen Deutschlands, wo Städte und Fürsten zwischen ihm und Otto so sehr getheilt waren, konnte er nicht ohne starke Begleitung seiner Anhänger, und auf mühsamen Umwegen, bis Costnitz, diese schwäbische Stadt an den Gränzen der Schweiz, vordringen.

In einem Alter also von noch nicht achtzehn Jahren, trat Friedrich um die Mitte des Jahrs 1212. in Deutschland auf; bereit, die angebotene Krone dieses Reichs mit dem Degen in der Hand gegen den bisherigen Kaiser zu behaupten. Es war vortheilhaft für ihn, daß dieses eben in Schwaben geschah, wo die Stammgüter seines Hauses lagen, und die Liebe zu demselben lebhafter herrschte, als sonst irgendwo. Otto, der bisher Friedrichs Anhänger in Thüringen und andern Gegenden bekriegt hatte, eilte ihm jezt mit einer Schaar Soldaten entgegen; wurde aber, als er sich zu Ueberlingen, welches noch eine schwäbische Reichsstadt ist, aufhielt, von den meisten verlassen, und mußte sich daher ohne Geräusch zurückziehen. Friedrich hingegen verstärkte sich auch durch seine Freygebigkeit. Wie sein Oheim, der Kaiser Philipp, bereits gethan hatte, verschenkte er, außer Reichsländern, manche erbliche Güter seines Hauses, indem er sich noch mehr in der Nothwendigkeit befand, seine Parthey geschwind zu vergrößern. Man führte ihm daher von mehrern Seiten Hülfsvölker zu, mit welchen er nach Basel kam. Hier fand er den Bischof von Straßburg, mit fünfhundert Soldaten zu seinen Diensten; so unterstüzt brachte er nicht wenige Städte und Landesstriche längs dem Rhein unter seine Botmäßigkeit. Auf der andern Seite des Rheins versuchte es Otto noch einmal, ihm Einhalt zu thun; er besezte Breysach, einen festen Plaz, woraus das jezige Alt-Breysach, im österreichischen Brisgau, entstanden ist. Allein die Einwohner des Orts ergriffen die Waffen wider ihn und seine Besazung; sie wurde zum Theil niedergehauen; und er flüchtete sich in seine Sächsische Erbländer. Daher rückte Friedrich immer weiter vor; eroberte Hagenau im Elsaß; stellte noch im Jahr 1212. zu Maynz eine feyerliche Hofhaltung

an,

an, auf welcher ihm viele Fürsten huldigten: und im folgenden Jahre traten zu diesen bey ähnlichen Gelegenheiten noch mehrere.

Otto, der ihm beinahe den Eingang in Deutschland versperrt hatte, erleichterte ihm jezt, nachdem Friedrich bis in das Innere des Reichs immer glücklicher fortgeschritten war, seine Absichten durch eine der unvorsichtigsten Unternehmungen. Philipp August und Johann, Könige von Frankreich und England, waren damals schon lange die bittersten Feinde; der erstere, der den Englischen König aller seiner französischen Länder beraubt hatte, stand sogar im Begriff, ihm, vermöge einer päpstlichen Schenkung, auch England selbst zu entreißen. Da Otto ein naher Anverwandter des Königs Johann war: so hatte sich Philipp alle Mühe gegeben, den Papst zu bewegen, daß er ihn nicht als Kaiser erkennen möchte; wenigstens scheint er zu dem Banne und der Absezung, welche diesen Kaiser endlich trafen, einiges beigetragen zu haben. Desto mehr verband sich Philipp mit dem Schwäbischen Hause: und jezt, da Friedrich in Deutschland einen ziemlichen Fortgang gewann, hielt der älteste Prinz des Königs Ludwig im Jahr 1212. mit ihm zu Vaucouleurs in Champagne eine Unterredung, in welcher ein genaues Bündniß zwischen beiden Fürsten geschlossen wurde. Auch Johann und Otto vereinigten sich stärker gegen ihren gemeinschaftlichen Feind; der leztere entschloß sich sogar, an dem Kriege der beiden Könige einen unmittelbaren Antheil zu nehmen. Allem Ansehen nach hoffte er, daß, wenn Philipp geschlagen würde, Friedrichs Angelegenheiten dadurch merklich sinken müßten. Er empfand es nicht, daß dieser Fürst für ihn ein näherer und weit gefährlicherer Gegner sey, als der König von Frankreich;

daß Friedrich, auch ohne diesen, so mächtige Freunde in Deutschland und Italien habe, welche ihm die Ueberlegenheit über den Otto verschaffen konnten; und vornemlich, daß er, wenn er seine Kräfte unvermindert beibehielt, seinem Mitbewerber wohl noch eine Zeitlang das Gleichgewicht halten könnte; wenn er aber eine Niederlage im Kriege mit Frankreich erlitt, den deutschen Thron alsbald aufgeben müsse. Dieses leztere war wirklich sein Schicksal. Er stieß mit seinem Heere zu den Kriegsvölkern, welche der König von England, der Herzog von Brabant, die Grafen von Flandern und Boulogne wider Philippen versammlet hatten, und lieferte demselben im Jahr 1214. bey Bovines, einem Dorfe zwischen Lille und Tournay in den Niederlanden, ein Treffen, worinne er zwar weit tapferer und länger als seine Bundsgenossen focht; aber doch zulezt die Flucht nehmen mußte. Seitdem fiel sein Ansehen in Deutschland gänzlich; er lebte in seinen Erbländern nur mit dem Nahmen eines Kaisers.

Dagegen hatte Friedrich unterdessen seine Zeit und Gelegenheit desto besser genüzt. Selten durfte er auf seinem Zuge durch Deutschland und in den dazu gehörigen Niederlanden, die Waffen gebrauchen, um sich als Kaiser anerkennen zu lassen. Damit er sich in der Gewogenheit der geistlichen Macht, die ihn hauptsächlich emporgehoben hatte, sicher sezen möchte, ließ er schon im Jahr 1213. als er seinen Hof zu Eger hielt, eine goldne Bulle, das heißt, eine Urkunde mit einem goldnen Siegel, ausfertigen, durch welche er fast mit gleichen Worten, wie ehemals Otto der vierte, den Päpsten alle ihre Länder und Besizungen nahmentlich (wie das Gebiet von Radicofano bis Ceporano, die Mark Ancona, das Herzogthum Spoleto, das Exarchat von Ravenna und die Pentapolis,

tapolis, die Mathildischen Länder, und andere mehr,) bestätigte; mit Rath und Vorwissen der deutschen Reichsfürsten, die sich zum Theil als Zeugen dabey unterschrieben, sie ihnen überließ, schenkte, zurückgab, und seinen Rechten daran entsagte, um, durch Aufhebung aller Ursache des Streits, eine immerwährende Einigkeit zwischen der Kirche und dem deutschen Reiche zu stiften; auch der Römischen Kirche ihr Königreich Sicilien, ingleichen Corsica und Sardinien, nebst allen ihren übrigen Rechten, als ein ergebener Sohn und katholischer Fürst zu erhalten und zu beschützen versprach; endlich auch in Ansehung der Wahlen und des Nachlasses der Prälaten, und anderer kirchlicher Angelegenheiten, keinen von den gewöhnlichen Mißbräuchen, das heißt, von den Kaisern ausgeübten Rechte, zu begünstigen sich erklärte. Er redet darinne den Papst, als seinen verehrungswürdigsten Vater, Beschützer und Wohlthäter, an, und verheißt sowohl ihm, als allen seinen Nachfolgern, beständigen Gehorsam und Ehrerbietung. Es ist zwar diese Urkunde nur vom Rainaldi in seinen für die Päpste äußerst partheyischen Jahrbüchern der Kirche, aus ihrem Archiv ans Licht gestellt worden; er hat dabey auch die Zeugen weggelassen, welche sie unterschrieben haben sollen. Gleichwohl kann ihre Aechtheit nicht in Zweifel gezogen werden; man sieht leicht, daß Friedrich in seinen damaligen Umständen verbunden gewesen sey, sich eben so gefällig gegen den Papst und die Geistlichkeit zu bezeigen, als sein Vorgänger. Im Jahr 1215. wurde er zu Aachen durch den Erzbischof von Maynz gekrönt: und in eben demselben Jahre kam die päpstliche Bestätigung seiner Wahl auf der berühmten Kirchenversammlung in Bewegung, welche Innocentius in der Lateranensischen Kirche zu Rom zusammenberufen hatte. In Friedrichs Nah-

men

men war daselbst der Erzbischof von Palermo als Gesandter zugegen; aber auch Otto, der sich erbot, wieder unter den Gehorsam der Kirche zurück zu kehren, hatte einen Meiländer als seinen Bevollmächtigten hingeschickt. Erniedrigend war es für beide Fürsten, ihre Sache vor einer Versammlung von Geistlichen zu führen; unterdessen gab es damals keinen andern Weg zum rechtskräftigen Besize des Kaiserthums, als eben den, welcher zum päpstlichen Throne hinbrachte. Auf dieser Synode nun nahm sich der Markgraf von Montferrat Friedrichs mit dem größten Eifer an. Er behauptete, daß man die Anerbietungen und Gründe seines Gegners deswegen gar keiner Achtung würdigen dürfe, weil dieser seinen der Römischen Kirche geleisteten Eid nicht erfüllt; ihr Gebiet, wegen dessen Zurückhaltung er mit dem Kirchenbanne belegt worden war, ihr nicht wieder eingeräumt; einen auch vom Banne getroffenen Bischof als seinen Gönner unterstüzt; einen andern Bischof, der päpstlicher Gesandter war, gefangen zu sezen sich unterstanden; den König Friedrich, zur Beschimpfung der Römischen Kirche, einen Pfaffenkönig (regem presbyterorum) genannt; endlich ein Nonnenkloster zerstört, und in eine Festung verwandelt habe. Der Markgraf sezte noch hinzu, die Meiländer dürften überhaupt nicht angehört werden, weil sie als Mitverbundene des Otto, und als Beschüzer einer kezerischen Parthey, der Patarener, ebenfals unter dem Banne lägen. Hierüber entstand zwischen ihm und den anwesenden Meiländern ein heftiger Zank bis zu Schimpfwörtern. Der Papst erhob sich darauf vom Throne, gebot mit der Hand Stillschweigen, und verließ sogleich mit allen Bischöfen die Kirche. Nach einiger Zeit aber genehmigte er Friedrichs Wahl vollkommen. Dafür war dieser Kaiser so dankbar und nachgebend, als es der Papst

nur

nur wünschen konnte. Er machte sich gegen denselben in einer Urkunde vom Junius des Jahrs 1215. verbindlich, daß er, sobald er nur zum Kaiser gekrönt seyn würde, seinen Sohn, dem er schon die Sicilianische Krone hatte aufsezen lassen, von der väterlichen Gewalt freysprechen, und ihm jenes Königreich, als ein Lehn der Römischen Kirche, der es gehöre, ganz überlassen; die Regierung desselben, während dessen Minderjährigkeit, einem tüchtigen Manne, nach dem Wohlgefallen des Papstes auftragen, auch den Titel eines Königs von Sicilien nicht führen wolle; damit es nicht den Anschein habe, als wenn jenes Reich mit dem deutschen Kaiserthum vereiniget würde, woraus für den Apostolischen Stuhl, und für seine Erben, mancherley Nachtheil erwachsen könnte. Diese Trennung war stets eine Lieblingsabsicht des Papstes gewesen; er gieng daher vermuthlich desto ruhiger im folgenden Jahr 1216. aus der Welt.

Aber eben die Verlegenheit, in welche Friedrich dadurch gesezt werden mußte, daß er sich gezwungen sah, einen so wichtigen Vortheil aufzugeben, als die Verbindung des sicilianischen Reichs mit dem deutschen für ihn und für sein Haus war, kann die Leser desto aufmerksamer auf seine ganze Lage zu dieser Zeit machen. Man hat sich in den neuesten Zeiten darüber gewundert, daß er, bey dem so zerrütteten Zustande seines erblichen Reichs, wovon er den europäischen Fürsten in einem noch vorhandenen lateinischen Schreiben die kläglichste Abschilderung entwarf, sich noch überdieß in die weitaussehenden deutschen Angelegenheiten habe einflechten lassen können: und man hat daraus geschlossen, daß eine gränzenlose Ehrbegierde seine Leidenschaft gewesen sey. Wie traurig die Jahre seiner Minderjährigkeit im Sicilianischen Reiche gewesen sind,

ist

ist oben ausführlich genug beschrieben worden. Das gedachte Schreiben, dem keine Jahrzahl beigefügt ist, giebt darüber kein besonderes Licht: es ist sehr wehmüthig, zum Theil in biblischen Ausdrücken, mit einem allgemeinen Abriß seiner Drangsale von seiner Kindheit an, und mit einer Bitte an die übrigen Fürsten, ihm zu Hülfe zu kommen; aber schwerlich von ihm, oder mit seinem Vorwissen, sondern wohl nur von einem seiner mitleidigen Unterthanen, oder Freunde abgefaßt; indem sonst der päpstliche vormundschaftliche Schutz, die römische Kirche, und ähnliche Umstände nicht übergangen worden wären. Noch gewisser ist es, daß Friedrich von der Zeit seiner Volljährigkeit an, desto mehr Ruhe, Unterwürfigkeit und Wiederherstellung des königlichen Ansehens, erwarten konnte. Dennoch scheint es ein Wagstück gewesen zu seyn, gleich nach dem Antritte der Regierung eines Reichs, das den jungen König mehrere Jahre hindurch beschäftigen konnte, ehe er es nur vollständig kennen lernte, geschweige denn in eine durchgängig bessere Verfassung brachte, sich zum Mitbewerber um das größte aller europäischen Reiche aufzuwerfen, das von einem thätigen und tapfern Kaiser regiert, in Partheyen von mächtigen Fürsten getheilt, ihm zwar von der einen Seite die Arme öffnete; aber ihn auch auf der andern zu einem gefährlichen Kampfe aufforderte. Gesezt unterdessen, daß die Klugheit — so weit sie bey einem Prinzen von achtzehn Jahren gesucht werden darf — es ihm widerrathen mußte, eine fast unübersehliche und äußerst mißliche Laufbahn zu betreten: so rechtfertigte den Muth und die Entschlossenheit, mit welcher er sich auf dieselbe begab, mehr als eine günstige und ermunternde Aussicht. Ihm winkte das Reich, das seine Vorfahren seit mehr als einem halben Jahrhunderte schon rühmlich beherrscht hatten; worinne es ihm weder an erblichen Besizungen, noch an

ange-

angesehenen und treuen Freunden fehlte; zu dessen Oberhaupte er sogar bereits in seiner Kindheit durch die allgemeine Einstimmung der Stände gewählt worden war. Wenn sie ihm in der Folge den Weg dazu selbst wieder versperrt hatten: so war es hauptsächlich der Papst gewesen, der sie dazu verleitete; jezt aber, da sich eben dieser mit einer so beträchtlichen Anzahl von Reichsständen vereinigte, um ihm jenen Weg zu bahnen, konnte der Fortgang auf demselben beinahe unfehlbar heissen. Dazu kam noch eines, das in Friedrichs Augen wichtig seyn mußte. So lange er nur König beider Sicilien blieb, fiel es den Päpsten, bey dem damaligen Zustande dieses Reichs und ihrer Macht, nicht schwer, ihn gleichsam unter einer beständigen Vormundschaft zu halten; allein wenn er das deutsche Reich und das Kaiserthum dazu erwarb: so war die größte Hoffnung da, daß er sich nicht bloß von ihnen unabhängig machen; sondern auch noch mehr gegen sie selbst ausführen könnte. In jeder Rücksicht also scheint der Ehrgeiz, mit welchem er die ihm angebotene, aber erst zu erringende deutsche Krone annahm, überlegt und rühmlich gewesen zu seyn. Man hat ihn auch wohl getadelt, daß er bey der Besiznehmung dieser Krone, den Päpsten und der Geistlichkeit so übermäßig viel eingeräumt hat; gleichsam als wenn es ihm in seinen damaligen Verhältnissen möglich gewesen wäre, ihnen Forderungen, die schon seine beiden Vorgänger bewilligt hatten, abzuschlagen. Die Leichtigkeit, mit welcher er die Trennung des Königreichs beider Sicilien von dem deutschen Reiche zugestand, gereicht ihm aus ohngefähr gleichem Grunde weniger zum Vorwurfe; ob es gleich viel zu hart ist, ihn zu beschuldigen, daß er nicht gesonnen gewesen sey, dieses Versprechen jemals zu halten; vielleicht erwartete er nur vortheilhafte Verbindungen von Zeiten und Menschen, die ihn von dem-

demselben auf eine ungezwungene Art loßmachen konnten. Für manche Leser dürfte es übrigens nicht unnöthig seyn, hier zu bemerken, daß Friedrich mit dem deutschen Reiche nicht bloß das heutige Deutschland; sondern auch die gesammte jezige Schweiz, die benachbarten französischen Länder, welche damals nächst der Schweiz zum Burgundischen Reiche gehörten, nemlich Provence, Dauphinee und die Grafschaft Burgund, ingleichen Savoyen in Oberitalien, ferner Lothringen, endlich auch die völligen Niederlande zu beherrschen erhalten hat. In manchen dieser Länder, besonders in den französischen, wankte zwar das Ansehen der deutschen Könige nicht wenig. Daß sie aber als Kaiser und Könige von Italien, in diesem ganzen Lande eine noch weit eingeschränktere Macht besessen, und sie meistentheils nur durch Kriegsvölker auf eine Zeitlang erweitert haben, hat man oben bereits gesehen.

In Deutschland selbst schien zu Friedrichs vollgültiger und allgemeiner Regierungsgewalt noch etwas zu mangeln, so lange Otto der vierte lebte. Dieser Kaiser war, wiewohl man ihm seit einiger Zeit nur in seinen Erbländern mehr gehorchte, doch nie feyerlich und aus hinlänglichen Gründen, von den Reichsständen abgesezt, sondern bloß durch den furchtbaren Einfluß des Papstes verdrängt worden. Als er daher im Jahr 1218. auf der Harzburg bey Goslar gestorben war, nachdem er sich noch vorher, unter den nöthigen Demüthigungen gegen den Papst, durch den Bischof zu Hildesheim vom Kirchenbanne hatte loßsprechen lassen: wurde Friedrich in eben diesem Jahre, auf einer Reichsversammlung zu Hervorden in Westphalen, von allen deutschen Fürsten erst vollkommen als ihr König erkannt. Auch übergab ihm bald darauf der Pfalzgraf Heinrich die Reichskleinodien, welche er nach

dem

dem Tode seines Bruders Otto in Verwahrung genommen hatte.

Schon im Jahr 1216. hatte Friedrich seinen Sohn Heinrich nach Deutschland kommen lassen. Jezt gab er sich viele Mühe, demselben die Thronfolge daselbst zu verschaffen, weil er im Begriff war, dieses Reich bald wieder zu verlassen. Er wollte in dem sicilianischen die Ordnung und Ruhe wiederherstellen, mithin, während seiner Abwesenheit von Deutschland, sein Ansehen wenigstens durch seinen Sohn daselbst aufrecht erhalten. Es gelang ihm auch, daß die Reichsfürsten, zu Frankfurt am Mayn im Jahr 1220. versammelt, seinen erst siebenjährigen Sohn zum Römischen Könige wählten; von welcher Zeit an, er Heinrich der siebente hieß. Honorius der dritte war damals Papst. Die Nachricht von dieser Wahl beunruhigte ihn sehr; es war der geradeste Widerspruch gegen das Versprechen, das Friedrich seinem Vorgänger gethan hatte, mit dem er über die Staatsvortheile seines Stuhls vollkommen gleich dachte. Zu seiner Entschuldigung schrieb ihm der Kaiser, er könne nicht leugnen, daß er für diese Erhöhung seines Sohns, aus väterlicher Liebe, möglichst gearbeitet habe; dieses sey aber fruchtlos gewesen, bis die Stände auf dem Reichstage zu Frankfurt, da er bereits von ihnen Abschied nehmen wollte, um nach Rom zu reisen, geschworen hätten, sich nicht eher zu trennen, als nach gestifteter Eintracht zwischen dem Erzbischof von Maynz und dem Landgrafen von Thüringen, deren Feindschaft dem ganzen Reiche Gefahr drohte; daß aber ihre Bemühungen keinen Erfolg gehabt hätten, vielmehr die Händel jener beiden Fürsten desto bedenklicher geworden wären, wenn der Kaiser nicht in Deutschland verbliebe; daher hätten endlich unvermuthet alle gegenwärtige Fürsten,

und diejenigen am meisten, die sich bis dahin der Wahl des königlichen Prinzen widersezten, dieselbe in Abwesenheit und ohne Vorwissen seines Vaters vollzogen; da ihm aber solche bekannt gemacht worden, habe er sie, weil sie ohne Wissen und Befehl des Papstes geschehen, ohne welchen er doch bey diesem Geschäfte nichts unternehmen könne, nicht bestätigen wollen; sondern von den Wählenden verlangt, sie möchten, wenn er anders darein willigen sollte, jeder eine Schrift unter seinem Siegel darüber aufsezen, damit Seine Heiligkeit die Wahl genehmigte. — Es braucht nicht erst bemerkt zu werden, wie künstlich und schlau nicht allein diese ganze Vorstellung gerathen; sondern vermuthlich auch die Wahl selbst von dem Kaiser eingeleitet worden sey, um den Unwillen des Papstes darüber zu besänftigen, wenn sie ihm als die Frucht einer dringenden Nothwendigkeit, als freye Entschließung der Reichsfürsten, nicht als ein Werk des Kaisers, abgebildet würde. Allein den Kaiser wegen dieses Schreibens mit Rainaldi einer Lüge zu beschuldigen, weil Albrecht von Stade, und selbst der Papst, ausdrücklich versicherten, die gedachte Wahl sey nach Friedrichs Willen veranstaltet worden; dazu kann sein Schreiben nicht berechtigen. Er gesteht doch selbst darinne, daß er die Wahl anfänglich betrieben; aber dabey Schwierigkeiten gefunden habe; er sucht den Papst dadurch zu gewinnen, daß er die Ehrerbietung gegen ihn, seine eigene Neigung und die Gesinnungen der Reichsfürsten mit einander zu vereinigen, ihn wenigstens zur Nachsicht zu bewegen trachtet. — Friedrich sezt in diesem Schreiben hinzu, er habe seinen Hofkanzler, den Bischof von Metz, wegen dieser Sache an den Papst abgeschickt; der aber wegen einer Krankheit zurückgeblieben sey. Ein noch vorhandener Brief dieses Bischofs bekräftigt solches, worinne er zugleich meldet, daß er lange vor der oft

genann-

genannten Wahl, den päpstlichen Stuhl um seine Meinung darüber befragt habe, ohne von demselben eine Antwort zu erhalten, bis ihm endlich ein vertrauter Cardinal geschrieben hätte, Honorius habe gesagt, die Wahl eines Römischen Königs gehe ihn nichts an. Doch Friedrich gab in seinem Schreiben dem Papste noch wichtigere Versicherungen. Er würde freylich, sagt er, über jene Wahl deswegen mißvergnügt seyn, weil er daraus die Vereinigung Siciliens mit dem deutschen Reiche besorgen müße; allein die Kirche dürfe dieses nicht befürchten, indem der Kaiser die Trennung von beiden Reichen auf alle Art befördern, und in Gegenwart des Papstes dessen Wunsch vollkommen erfüllen werde. „Es sey ferne, (dieses sind die eigenen „Worte des Kaisers,) daß das deutsche Reich etwas „mit dem sicilianischen gemein haben; oder daß wir „bey Veranlassung der Wahl unsers Sohns, auf ihre „Verbindung bedacht seyn sollten! Vielmehr wider„sezen wir uns derselben, daß sie nie erfolge, mit allen „Kräften, wie Eure Heiligkeit an unsern Handlungen „selbst sehen werden, weil wir uns in allem so betragen „wollen, daß sich die Mutter Kirche billig freuen soll, ei„nen solchen Sohn hervorgebracht zu haben. Denn „hätte sie gleich kein Recht an das sicilianische Reich, „und sollten wir ohne rechtmäßige Erben sterben; so „würden wir es eher der Römischen Kirche, als dem „deutschen Reiche vermachen. Wir wundern uns da„her, daß die Kirche und ihr über die Erhebung unsers „Sohnes so offenbare Bestürzung habt blicken lassen „können.“ Zulezt empfiehlt er dem Papste, während daß er aus Deutschland abwesend seyn würde, die Sorgfalt für dieses Reich, damit der Sohn des Papstes keinen Abbruch an Ehre und Würde leiden möge. — Solche Erklärungen, und doch zugleich Maaßregeln des Kaisers, die eine ganz andere Wendung nah-

men, scheinen anzukündigen, daß er einen geheimen oder neuen Weg gefunden zu haben glaubte, den Papst zu befriedigen, ohne seine eigene Absicht zu verfehlen.

Ueberhaupt bewarb er sich, mit dem Geiste seines Zeitalters nicht unbekannt, vor allen um die Freundschaft der Geistlichkeit, die ihn hauptsächlich, wie er wohl empfand, von Palermo bis nach Aachen gebracht hatte. Für sie gab er auf dem Reichstage zu Frankfurt am Mayn im Jahr 1220. eine wichtige Verordnung, durch welche er, nach seinem Ausdrucke, die während der langen Verwirrung des Reichs erwachsenen Beschwerden dieses Standes abzustellen gesonnen war. Er befohl also darinne, daß die Verlassenschaft eines geistlichen ohne Testament gestorbenen Fürsten nicht zur kaiserlichen Kammer gezogen, sondern seinem Nachfolger überlassen werden; wenn er aber ein Testament hinterließe, dasselbe gültig seyn sollte. In den Ländern dieser Fürsten versprach er ohne ihre Einwilligung keine neuen Zölle oder Münzen anzulegen; sie bey den bisher gewöhnlichen zu schützen, und dafür zu sorgen, daß ihre Münzen nicht durch nachgeahmten Stempel verringert würden. Keine Leute, die ihnen auf irgend eine Art unterworfen wären, und sich ihrem Dienste entziehen wollten, sollten in den Reichsstädten aufgenommen werden; eben dieses sollten auch die Bischöfe unter sich, und die weltlichen Fürsten beobachten. (Man nannte solche Leute, die ohne das Gebiet ihrer Landesherren zu verlassen, gleichwohl der Freyheiten und Rechte einer Reichsstadt genießen wollten, um sich von jenen unabhängig zu machen, Pfahlbürger: und sie haben zu vielen Händeln Gelegenheit gegeben.) Niemand soll den Gütern einer Kirche, unter dem Vorwande der Vogtey (oder Schuzgerechtigkeit) über dieselbe, einigen Schaden zufügen; wer es thut, soll denselben

ſelben zweyfach vergüten, und noch außerdem hundert Mark Silber an die kaiſerliche Kammer zahlen. Wenn ein Biſchof ſeinen Vaſallen, der ihn beleidigt hat, nach dem Lehnrechte verklagt, und das Lehn dem Biſchof zugeſprochen wird: ſo will ihn der Kaiſer beym Beſize deſſelben ſchützen. Will es der Biſchof dem Kaiſer aus freyen Willen überlaſſen: ſo will er es annehmen; ſonſt aber kein ſolches erledigtes Lehn bloß durch ſein Anſehen, oder mit Gewalt, an ſich ziehen. Mit denen, welche vom Kirchenbanne der Biſchöfe getroffen ſind, will der Kaiſer keine Gemeinſchaft unterhalten; ſie ſollen, ehe ſie davon loßgeſprochen werden, weder als Richter, noch als Kläger oder Zeugen erſcheinen; wohl aber, wenn ſie verklagt werden, zu antworten ſchuldig ſeyn; doch ohne einen Sachwalter. Und weil das weltliche Schwerdt zur Hülfe des geiſtlichen ertheilt iſt: ſo ſoll auf den Kirchenbann, wenn jemand ſechs Wochen lang darinne verharrt, auch die Reichsacht erfolgen, und nur mit jenem aufgehoben werden. Auf den Grund und Boden der Kirche ſollen keine Schlöſſer und Städte, unter dem Vorwande der Schuzgerechtigkeit, oder einem andern, erbauet werden; geſchähe aber dieſes wider Willen der Eigenthümer: ſo ſollen ſie auf königliche Koſten niedergeriſſen werden. Endlich ſollen Friedrichs Beamten ſich in biſchöflichen Städten keine Gewalt und Gerichtsbarkeit in Münz- Zoll- und andern Angelegenheiten anmaaßen, als acht Tage vorher, da er ſeine Hofhaltung dahin wird angeſezt haben, und acht Tage darnach.

Bey allem aber was Friedrich für die Geiſtlichkeit, und beſonders für ihr Oberhaupt that, blieb noch ungleich mehr für dieſelbe zu thun und zu bewilligen übrig, wenn ihn nicht eben dieſelbe Macht, die ihn erhoben hatte, wieder ſtürzen, oder doch furchtbar er-

schüttern sollte. Er mußte gerade zu der Zeit, da seine Regierung in Deutschland vollkommen befestigt war, da er mit unerwartetem Glücke schon seinen Sohn zum gewünschten Thronfolger bekommen hatte, das Lästige seiner Lage in dieser Betrachtung nur zu lebhaft fühlen. Noch sollte er, vor andern öffentlichen Geschäften, sich zur kaiserlichen Krönung mit den Händen des Papstes, zu Rom stellen. Neue Forderungen, Bedingungen und Einschränkungen erwarteten seiner daselbst. Aber außer jener Wahl seines Sohnes, hatte er sich noch in eine Unternehmung verwickelt, die ihn vorzüglich von den Päpsten abhängig zu machen im Stande war. Bereits bey seiner Krönung im Jahr 1215. hatte er das Kreuz genommen; oder sich verpflichtet, einen Kreuzzug in die Morgenländer vorzunehmen, weil dieses eine der Hauptgefälligkeiten war, die man seit mehr als hundert Jahren den Päpsten erweisen konnte. Innocentius der dritte erinnerte ihn nicht daran: denn so lange Otto der vierte am Leben war, konnte nicht daran gedacht werden. Nach dessen Tode aber unterließ Honorius nicht, ihm und andern Großen in Deutschland, die sich auch mit dem Kreuze hatten bezeichnen lassen, diesen vermeinten heiligen Krieg desto nachdrücklicher ins Andenken zu bringen, je dringender die Gefahr der Europäer in Asien wurde. Uebereilt war freylich das Versprechen des jungen Prinzen gewesen; allein doch zugleich ein vermuthlich von päpstlichen Anhängern veranlaßtes Merkmal seiner Dankbarkeit gegen die Unterstüzung des Römischen Stuhls. Wollte dieser auf die wahren Vortheile des Kaisers sehen: so durfte er ihn nicht, wie er unglücklicher Weise konnte, zu einem Kriege nöthigen, der ihn aus seinen ersten Regierungsversuchen in eine andere Welt, vielleicht auf viele Jahre, und vielleicht auch mit großem vergeblichen Aufwande, fortriß. Friedrich, der den begangenen

genen Fehler empfand, wagte es freylich nicht, den Kreuzzug geradezu abzulehnen. Er bezeigte sich eifrigst bereit dazu; stellte aber dem Papste vor, daß erst Berathschlagungen mit den deutschen Fürsten darüber nöthig wären; bewarb sich auch noch vorher um seine Römische Krönung, und suchte einen Aufschub nach dem andern zu gewinnen. Der Papst hingegen sezte ihm schon im Jahr 1219. drey Fristen nach einander, binnen welcher er und die übrigen Kreuzfahrer sich auf den Weg begeben sollten; er drohte den Saumseeligen mit dem Banne, und gebot den deutschen Bischöfen, denselben würklich gegen sie auszusprechen. Indessen bewilligte der Kaiser dem Papste alles andere; widerrief Schenkungen, die er im Herzogthum Spoleto und sonst im päpstlichen Gebiete angewiesen hatte; schlug vor, daß ihm das Königreich Sicilien auf Lebenslang gelassen werden möchte, und schob die Schuld der Verzögerung des Kreuzzugs auf die übrigen Theilnehmer. Honorius ließ es sich endlich gefallen, daß Friedrich im Jahr 1220. die Kaiserkrone von ihm empfangen sollte; kündigte ihm jedoch eine neue und nahe Frist zum Anfange des Kreuzzugs an.

Die leere Cärimonie der päpstlichen Krönung sollte also nun an dem Kaiser vollzogen werden. Er schickte den Abt von Fulda, der dem Papste nicht einmal vornehm genug zu einer solchen Gesandtschaft vorkam, an denselben; und indem er ihm seine Ergebenheit bezeigen ließ, ermahnte er zugleich die Römer, daß sie ja dem Papste und der Kirche alle schuldige Ehrerbietung beweisen möchten. Sie hatten denselben vor kurzem durch einen Ausbruch ihrer alten unbändigen Neigungen, die, wie gewöhnlich mit dem Nahmen der Freyheitsliebe bekleidet wurden, und sich im Grunde zwar keinen Oberherrn, aber doch lieber den Papst, der ihren

unruhigen Geist fürchten mußte, als die Kaiser dazu wünschten, von denen sie schon öfters gezüchtigt worden waren, gezwungen, Rom zu verlassen. Eben dieses war nicht lange vorher selbst Innocenz dem dritten begegnet. Friedrichs Ermahnung an die Römer war also für den Papst eine sehr angenehme, und für die damalige Verfassung des Kaisers wohl ausgedachte Versicherung, daß er ihn in seinen neuerworbenen Besizungen nicht stören werde. Seltsam klang sie allerdings in dem Munde eines Kaisers, der, im Begriff, sich die Römische Krone auffezen zu lassen, durch die nachtheiligen Veränderungen, die in der Bedeutung derselben vorgefallen waren, gedrungen war, den Einwohnern der Hauptstadt seines Kaiserthums treue Unterwürfigkeit gegen den Bischof derselben zu empfehlen, der ursprünglich nicht weniger sein Unterthan war, als sie alle. Der Senator Roms und das Römische Volk (denn dieses Schattenbild der alten Republik das sie auferweckt hatten, bildete ihnen öfters ein, daß sie würklich eine Römische Republik ausmachten,) antworteten dem Kaiser, wie er es erwarten konnte. Sie ladeten ihn höflich ein, baldmöglichst nach Rom zu kommen; versprachen, dem Papste gehorsam zu seyn; baten ihn, für die Vortheile der Römischen Kirche und das Ihrige besorgt zu seyn; warfen auch zulezt noch einige unbedeutende Worte von ihrer Treue gegen ihn hin. Der Papst hingegen that weit mehr; er gab seinem Gesandten bey dem Kaiser Befehl, nachdrücklich darauf zu bestehen, daß die ihm mitgeschickten Punkte im Nahmen Friedrichs in öffentliche Gesezе verwandelt, und, mit dem königlichen Siegel bestätigt, ihm zurückgesandt würden, damit sie bey dessen Krönung in der Peterskirche zu Rom feyerlich bekannt gemacht werden könnten. Auch trug er dem Gesandten auf, Friedrichs Gesinnungen sowohl in Ansehung des

Kreuz-

Kreuzzugs, deſſen dringende Nothwendigkeit und auf ihm allein beruhende Ausführung er beredt vorſtellen ſollte, als über die Vereinigung des ſicilianiſchen Reichs mit dem deutſchen, vorſichtig auszuforſchen; denn es ſcheine, daß er hierinne wider ſein Verſprechen gehandelt habe, um jene Vereinigung zum Schaden des apoſtoliſchen Stuhls und ſeiner eigenen Nachkommenſchaft zu bewürken.

Friedrich trat endlich ſeinen Römerzug im Sommer des Jahrs 1220. an, nachdem, wie man bereits geſehen hat, ſeine beſten Verſicherungen an den Papſt vorausgegangen waren. Er hätte auf dieſem Wege zuerſt ſich die italiäniſche Königskrone zu Meiland auffezen laſſen ſollen; allein weder dieſe noch andere große Städte der Lombardey waren ihm ergeben genug, um ſolches nur zu verſuchen. Zu Rom aber wurde er zugleich mit ſeiner Gemahlinn Conſtantia, im November dieſes Jahrs von dem Papſte gekrönt. Die Römer bezeigten darüber ſehr viel Vergnügen; und da ſonſt zwiſchen ihnen und den deutſchen Kriegsvölkern, welche die Kaiſer zu dieſer Feyerlichkeit, ihres Anſehens und ihrer Sicherheit wegen, mitbrachten, ſehr oft blutige Händel entſtanden, lief jezt alles ſehr ruhig ab: vermuthlich, weil Friedrich nicht, wie andere Kaiſer, in Italien wenig Beſizungen hatte, und bald wieder nach Deutſchland zurückkehrte; ſondern als König von Sicilien bis an die Gränzen des päpſtlichen Gebiets herrſchte. Er nahm jezt noch einmal das Kreuz aus den Händen des Cardinals und Biſchofs von Oſtia, ſo wie nächſt ihm viele ſeiner Edelleute ſich damit bezeichnen ließen; und verſprach, im Auguſt des folgenden Jahrs gewiß nach Paläſtina zu ziehen. Nach ſeiner Krönung, ſprach der Papſt, in Gegenwart des Kaiſers, unter der feyerlichen Meſſe, bey angezünde-

ten Lichtern, im Nahmen Gottes, aus Macht der Apostel Petrus und Paulus, auch seiner eigenen, den Bannfluch wider alle Ketzer beiderley Geschlechts, ihre Beschützer, Hehler und Vertheidiger, ingleichen wider diejenigen aus, welche der Kirchenfreyheit nachtheilige Verordnungen gegeben hätten, oder sie beobachten ließen, und darnach richteten. Eine Vorschrift, wie man leicht sieht, für den Kaiser, seinen Eifer gegen die Ketzer, oder, deutlicher zu reden, gegen alles was den Papst und die Geistlichkeit beleidigte, mit fürstlichem Ernste an den Tag zu legen. Und in der That ließ er noch an dem Tage seiner Krönung in der Peterskirche Gesetze dieses Inhalts abkündigen, die vermuthlich mit den oben gedachten Verhaltungsbefehlen übereinstimmten, welche der Papst seinem Gesandten ertheilt hatte. Er erklärt darinne alle Verordnungen und Gewohnheiten vor ungültig, welche wider die Freyheiten der Kirche und kirchliche Personen aufgekommen und ausgeübt worden sind; befiehlt ihre Unterdrückung, belegt die Oerter, wo künftig dergleichen herauskommen, mit einer Strafe von tausend Mark Silbers; macht alle Obrigkeiten, welche sich darnach richten, ehrlos; und wenn sie ein Jahr lang diesen Befehl übertreten, soll es jedermann frey stehen, sich ihrer Güter zu bemächtigen, die Kirchenstrafen ungerechnet, welche sie treffen. Weiter verbietet er, Steuern und Abgaben von Kirchen und andern geheiligten Oertern und Geistlichen zu fordern, bey Strafe des dreyfachen Ersazes und der Reichsacht; welche leztere er auch denen droht, welche ein Jahr hindurch im Kirchenbanne bleiben. Niemand soll einen Geistlichen vor ein weltliches Gericht ziehen: und der Richter, der demselben die verlangte Gerechtigkeit zum drittenmal versagt, soll seine Gerichtsbarkeit verlieren. Die Chazarer, Patarener, Leonisten, Speronisten, Arnaldisten,

Be-

Beschnittene, und alle andere Ketzer beiderley Geschlechts, verdammt der Kaiser zur beständigen Ehrlosigkeit; er verbannt sie, und verordnet, ihre Güter einzuziehen, so daß selbst ihre Söhne dieselben nicht erben sollen, weil es doch eine schwerere Sünde sey, die ewige Majestät zu beleidigen, als die zeitliche. Diejenigen, welche bloß in Verdacht der Ketzerey gefallen sind, sollen nach dem Befehl der Kirche ihre Unschuld hinlänglich beweisen; sonst treffen sie, wenn dieses nicht innerhalb eines Jahres geschieht, alle Strafen der Ketzer. Alle obrigkeitliche Personen sollen öffentlich schwören, daß sie keine Gattung der von der Kirche bezeichneten Ketzer in ihrem Gebiete dulden wollen. Wird ein weltlicher Herr von der Kirche erinnert, solches zu thun, und leistet es nicht nach dem Verlauf eines Jahres: so sollen die Katholischen sich seines Gebiets bemächtigen, und die Ketzer darinne ausrotten; doch den Rechten seines Oberherrn unbeschadet. Auch diejenigen, welche die Ketzer aufnehmen und beschützen, und daher in den Kirchenbann gerathen, sollen, wenn sie nicht binnen Jahresfrist davon entbunden werden, durchaus ehrlos seyn. Zu diesen Gesezen fügte Friedrich noch einige andere hinzu, durch welche er für die Sicherheit und das Eigenthum sowohl der Schifffahrenden, die wider ihre Absicht an ein Ufer verschlagen würden, als der Reisenden und Fremden, endlich auch der Ackersleute und Bauern, nachdrücklich sorgte. Der Papst Honorius bestätigte alle diese Verordnungen. Er konnte einsweilen über denselben vergessen, was der Kaiser in Ansehung Siciliens gewagt hatte. Ja dieser hatte ihm, wenn man dem Fazello glaubt, nicht allein bereits vor seiner Krönung die Grafschaft Fondi im Neapolitanischen geschenkt, worauf der Papst, vermöge des Testaments von dem lezten Grafen, Anspruch machte; sondern verehrte ihm auch jezt viele

Schlös-

Schlösser und andere ansehnliche Geschenke. Im folgenden Jahre 1221. traf er noch besonders Anstalten, daß die Mathildinische Erbschaft, die er dem Papste schon auf dem Wege nach Rom überlassen hatte, ihm gewiß eingeräumt werden möchte. So viele Gefälligkeiten hätten, wie es scheint, die dauerhafteste Freundschaft zwischen dem Kaiser und dem Papste stiften sollen. Allein diese war einmal, nach der damaligen Verfassung, zwischen der Kirche und dem Staate nicht wohl möglich, sobald dieser nur von irgend einem unternehmenden und auf seine Rechte eifersüchtigen Fürsten regiert wurde.

Als einen solchen fieng jezt Friedrich an, sich auch in Italien zu zeigen. Er fand hier so große Geschäfte, daß er seine Reichskleinodien nach Deutschland zurückschickte, und von seinem Truchseß, Eberhard von Tanne, bewahren ließ. Seinen Sohn Heinrich vertrauete er der Aufsicht seines Schenken, Conrad von Tanne, an; die deutsche Reichsverwaltung aber übergab er dem Erzbischof von Cöln Engelbrecht. Gleich anfänglich hatte er sein Ansehen im obern und mittlern Italien befestigen wollen. Doch Bologna und andere dortige Städte begegneten ihm ziemlich unehrerbietig: eine Folge von den beinahe schon hundertjährigen Partheyen der Gibellinen und Welfen, in welche sich Deutschland und Italien, selbst viele Städte in diesen Ländern, theilten, und wovon jene, die kaiserliche, an dieser, der päpstlichen, eine desto gefährlichere Gegnerinn hatte, weil sie durch ihre Verbindung mit der Kirche, durch heimliche Anstalten der Päpste fast noch mehr, als durch ihre öffentliche Unterstützung, durch die häuffige Abwesenheit der Kaiser aus Italien, und durch die nachtheiligen Umstände, welche selbst ihre Gegenwart in diesem Lande begleiteten,

Digitized by Google

ten, immer mehr gewann. Es gab auch mächtige und kriegerische Herren in Italien, welche die Gährung zwischen beiden Partheyen benüzt hatten, um sich von jeder derselben unabhängig zu machen. Die unaufhörlichen Händel der Städte mit dem Adel, und die alte Gewohnheit der erstern, sich unter einander selbst zu bekriegen, vermehrten die Verwirrung; sie achteten auch keine Drohungen der kaiserlichen Bevollmächtigten.

Friedrich machte seit dem Ende des Jahrs 1220. den Anfang zur Wiederherstellung seines Ansehens in seinem erblichen Reiche, wo, während seiner Kindheit und ersten Jugend, sein Vormund, der Papst, die Regenten und andere Großen, geistliche und weltliche, ja jeder kühne Anführer, von den königlichen Besizungen und Rechten, verschenkt, verkauft und gekauft, geraubt und getheilt hatten, was und wie sie wollten. Als er in die neapolitanische Stadt San Germano gekommen war, welche unter dem Berge Cassino liegt, dem Sitze des ersten Benediktinerklosters, dessen Abt einen mächtigen Fürsten in jenem Reiche vorstellte, bestätigte er zwar demselben das Wechslerrecht und den Blutbann, oder die peinliche Gerichtsbarkeit. Hingegen nöthigte er den Grafen Roger von Aquila, ihm verschiedene Plätze zurückzugeben, die er während der Zerrüttungen des Reichs an sich gerissen hatte. Darauf hielt er einen Reichstag zu Capua, auf welchem er viele Gesezе gab, welche die Ruhe und das allgemeine Wohl des Reichs betrafen. Er stiftete auch daselbst ein neues Gericht, vor welchem alle Edelleute, Gemeinen und andere Besizer die Lehnsbriefe und übrigen Urkunden ihrer Schlösser und gesammten Güter, die von den rechtmäßigen Königen, (darunter er Tancreden und seine Söhne nicht rechnete,) ausgestellt worden waren, vorweisen

mußten,

mußten, wenn nicht ihre Besizungen der königlichen Kammer zugeschlagen werden sollten. Würklich verloren auch einige die ihrigen, weil es sich zeigte, daß sie dieselben durch Betrug erschlichen hatten. Friedrich befohl weiter auf dieser Reichsversammlung, daß alle Schlösser und Festungen niedergerissen werden sollten, die seit einiger Zeit von dem höhern Adel im Reiche erbauet worden waren; indem sie, wie in andern Ländern der damaligen Zeit, nur dazu dienten, aus denselben, gleichsam mit Sicherheit des Rückzugs verbundene, Ausfälle von Gewaltthätigkeiten und Plünderungen auf einen großen Landstrich in der Nähe vorzunehmen. Das meiste Aufsehen erregte es, als der Kaiser die Brüder des Papstes Innocentius des dritten, die Grafen von Sora und Anagni, gefangen sezen ließ, sie nach Sicilien in Verwahrung schickte, und ihnen ihre Güter entzog. Sie hatten ebenfals, während seiner Minderjährigkeit, Schenkungen zu seinem Nachtheil erhalten; allein er behauptete jezt mit Recht, daß selbst der Papst durch seine vormundschaftliche Regierung nicht berechtigt gewesen sey, seine Krongüter zu zerstreuen. Ein gewisser Cardinal hatte das Schloß Arce im Nahmen des Papstes eingenommen; Friedrich ließ ihn darinne belagern: und er mußte es übergeben. Die Grafen von Molise und Celano büßten ihre Güter ein, weil sie die ihm schuldige Treue verlezt hatten. Der ehemals so furchtbare Graf Diepold, der aber schon seit mehrern Jahren das Reich wenig mehr beunruhigen konnte, wurde auf seinen Befehl gefangen genommen, und erkaufte seine Freyheit durch die Abtretung verschiedener Städte. Da unter den grossen Lehnsleuten der Könige von Sicilien, besonders verschiedene Bischöfe waren, die noch ferner ihren Landesfürsten verachteten: so nahm ihnen Friedrich ihre Bißthümer, die er mit andern Geistlichen besezte; wogegen

gegen sie ihre Zuflucht nach Rom ergriffen. Er führte alles dieses mit einer ziemlichen Anzahl Kriegsvölker aus, zu deren Unterhaltung er Kirchen und Geistliche ohne alle Umstände mit Steuern belegte. Aus dem Neapolitanischen gieng er endlich auch noch im Jahr 1221. nach Sicilien hinüber; hielt einen Reichstag zu Messina, und gab auf demselben einige merkwürdige, wenn gleich nicht lauter musterhafte, Gesetze. So verordnete er Strafen gegen Gotteslästerer, Spieler von Gewerbe, und boshafte Verläumder; er verbot, daß öffentliche unzüchtige Weibspersonen nicht in den Städten wohnen sollten; und die Juden sollten sich nach seinem Willen durch gewisse äußerliche Merkmale von den Christen unterscheiden. Mit den Bischöfen und der Kirche handelte er auch hier, wie auf dem festen Lande seines Reichs. Die Genueser, denen er auf seiner Durchreise allgemeine Versprechungen gethan hatte, bildeten sich ein, daß sie Syracus, diese ehemals so blühende, schon längst aber nur mittelmäßige Stadt Siciliens, welche sie während der stürmischen Zeiten dieser Insel sich zugeeignet hatten, behalten könnten. Er antwortete ihnen aber auf diesen Antrag, sie müßten ihm diese Stadt baldigst räumen, und übrigens, wenn sie der Handelschaft wegen nach Sicilien kämen, die ihm gebührende Zölle gleich andern zahlen.

Diese feste, mit allen seinen Rechten wohl bekannte Handlungsart eines sicilianischen Königs, der, nachdem er lange ein Zögling und Schutzgenosse des Römischen Stuhls gewesen war, beym Antritte einer Regierung, die sehr unruhig werden konnte, und bey einer Lage Italiens, die ihm auch als Kaiser nicht günstig war, vielmehr, wie es scheint, der benachbarten geistlichen Macht, von der er auf mehrern Seiten abhängig blieb, überaus schonend hätte begegnen sollen, befremdete eben deswegen niemanden mehr als den

Papst.

Papst. Er schrieb dem Könige, ob er denn etwan in seinem Betragen gegen die Bischöfe die Mißbräuche seiner Vorfahren nachahmen wollte, über welche Gott seinen Abscheu so deutlich habe blicken lassen, daß ausser ihm fast kein Nachkomme von ihnen vorhanden sey? ob er sich nicht erinnerte, daß er ihm und seinem Vorgänger alle kirchliche Freyheiten eidlich bestätigt habe? er möchte bedenken, wie glücklich ihm alles von Statten gegangen sey, so lange er von den Armen des Apostolischen Stuhls umschlossen worden wäre; könnte aber auch gewiß versichert seyn, daß sein Schicksal desto trauriger seyn werde, wenn er sich den Haß desselben zuzöge, wie er an den Beispielen anderer Fürsten sehen könne; daß sein Sohn in Deutschland ruhig regiere, habe er dem Papste zu danken; und eben dieser sey dort und anderswo, auch in Sicilien mächtig genug, um dem Kaiser unangenehme Händel zu erregen. Der Papst ermahnt ihn also, sein Verfahren zu ändern; oder er würde Ernst gegen ihn gebrauchen müssen. Friedrich antwortete ihm darauf, es habe stets in der Macht der Fürsten gestanden, Bischöfe, die ihnen verdächtig wären, aus ihren Ländern zu vertreiben; und so wie die Kaiser seit Karln dem Großen das Recht gehabt hätten, die Bischöfe mit dem Ringe und Stabe zu belehnen: so wären auch die Könige von Sicilien berechtigt, zu den Wahlen der Bischöfe ihres Reichs ihre Einwilligung zu geben, und sie zu belehnen; was Innocentius der dritte, während seiner Kindheit, gegen seine Mutter Constantia sich erlaubt hätte, könne seinen Befugnissen nicht schaden, und eher wollte er sich seine Krone, als diese, entreissen lassen. Außerdem beschwerte er sich darüber, daß der Papst seinen aufrührerischen Unterthanen in seinem Gebiete Zuflucht gönne, und die gegen ihn übelgesinnten italiänischen Städte noch aufmuntere.

Uner-

Unerwartet iſt es freylich nicht, eine ſolche Mißhelligkeit zwiſchen zwey Fürſten entſtehen zu ſehen, in deren Verhältniſſen gegen einander der Saame zu einer Menge anderer Streitigkeiten verborgen lag. Allein man hätte glauben ſollen, daß der Papſt, zufrieden mit dem anſehnlichen neuen Gebiete, welches ſein Vorgänger den Kaiſern ſo widerrechtlich entzogen hatte, es leichter geſchehen laſſen würde, daß Friedrich in ſeinem Königreiche Sicilien ſeine landesherrliche Gewalt behaupten könnte. Doch die hohen Begriffe von der Kirchenfreyheit, welche ſchon lange eingeführt waren; die Ueberzeugung der Päpſte, daß dieſer Fürſt ihres Beiſtandes, wie bisher, auch künftig nicht entbehren könne; und überhaupt das Gefühl ihrer Größe, reizten ſie ſtets, in Streitigkeiten dieſer Art eher durchzudringen, als ihnen auszuweichen. Ohnedieß war eine andere ſchon in vollem Gange: die eben ſo hitzig von dem Papſte wiederholte, als von dem Kaiſer halb übernommene, halb abgelehnte Aufforderung zu einem Kreuzzuge. Die lezte Friſt, welche ihm dazu verſtattet worden war, der Auguſt des Jahrs 1221. näherte ſich kaum, als ihn Honorius ſchon aufs nachdrücklichſte daran erinnerte. Eigentlich gehörte gar nicht tiefe Staatsklugheit, ſondern nur geſunder Menſchenverſtand dazu, um urtheilen zu können, daß ein Fürſt, der kaum anfängt, ſein mehr als zwanzig Jahre hindurch verwildertes Reich in Ruhe und Ordnung zu bringen, unterdeſſen daß er in einem andern ſeiner Reiche nur durch die Gegenwart eines ſiebenjährigen Knaben, ſeines Sohns, ſein Anſehen erhielt, und in Italien, wo er von einer Menge Feinden begränzt wurde, Kaiſer und König hieß, ohne noch ſein würkliches Gebiet und ſeine Rechte in Sicherheit geſtellt zu haben; unmöglich in einen aſiatiſchen Krieg ziehen konnte, der ihn im Grunde gar nichts angieng, als daß er ihn höchſtens

stens mit Wünschen für die Waffen der Christen gegen die Muhamedaner begleitete. Es ist wahr, daß er ein feyerliches Gelübde mehrmals gethan hatte, persönlich an diesem Kriege Antheil zu nehmen. Allein da die Religion, welche von ihren vorgeblichen Lehrern gemißbraucht worden war, ihm diese Verbindlichkeit aufzulegen, weder mit dem Wohl der Nationen und der glücklichen Regierung ihrer Fürsten im Streite begriffen ist; noch den Christen jemals befohlen hatte, nichtchristlichen Völkern ihre Länder bloß darum mit dem Schwerdte abzunehmen, damit sie ihr Gebet darinne bequemer verrichten könnten: so war Friedrich, sobald er dieses einsehen lernte, an sein abgedrungenes und unbesonnenes Gelübde nicht mehr gebunden. Alles was man noch von seinem freywilligen Entschluße erwarten konnte, war dieses, daß er den in Asien fechtenden Christen einige Hülfe zusandte. Er leistete dieses würklich; um die Zeit der gedachten Frist im Jahr 1221. schickte er vierzig Ruderschiffe mit bewaffneter Mannschaft, unter der Anführung des Kanzlers von Sicilien, Bischofs von Catanea, und des Grafen von Maltha, in jene Gegenden ab. Die christlichen Fürsten, welche damals die schon länger als ein Jahrhundert dauernden Kreuzzüge fortführten, hatten den Schauplatz derselben aus Palästina nach Aegypten verlegt. In dem erstern Lande hatten diese Kriege einen glücklichen Anfang mit der Eroberung von Jerusalem genommen; nach und nach aber war diese Hauptstadt, und so vieles andere was man dort und in Syrien erworben hatte, wieder verloren gegangen. Jezt glaubte man, daß es vortheilhafter sey, die Araber in Aegypten anzugreifen, weil dieses Land, eines der allerfruchtbarsten der Morgenländer, reichlich genug Lebensmittel verschaffen könnte, um, nach dessen Besiznehmung, glücklichere Feldzüge in dem verwüsteten Palästina zu versuchen.

Diese

Diese Unternehmung schien auch zu gelingen; im Jahr 1219. eroberten die Christen Damiata, (das alte Pelusium,) den Schlüssel zu Aegypten, an einem Ausflusse des Nils in das mittelländische Meer. Allein im Jahr 1221. da sie, hauptsächlich auf Anrathen des päpstlichen Gesandten, bey ihrem Heere sehr übereilte Maaßregeln genommen hatten, und von den Arabern eingeschlossen worden waren, mußten sie nicht nur diesen jene wichtige Festung wieder einräumen; sondern auch Aegypten verlassen. Mittlerweile langten die von Friedrichen ausgerüsteten Schiffe mit einer ansehnlichen Geldsumme zum Gebrauch der Kreuzfahrer, die er durch eine allgemeine Steuer in seinen Reichen von Geistlichen und Weltlichen eingetrieben hatte, vor Damiata an. Ihre Befehlshaber konnten die Uebergabe der Stadt nicht verhindern: und der Kaiser bezeigte sich nach ihrer Zurückkunft über ihre Einwilligung so erzürnt, daß er den Grafen von Maltha ins Gefängniß werfen ließ, und aller seiner Güter und Aemter beraubte; der Kanzler aber sich nach Venedig flüchten mußte.

Gleichwohl sollte Friedrich die vornehmste Schuld von diesem Unglücke tragen. Der Papst hatte es schon sehr gemißbilligt, daß er nicht selbst nach Aegypten gesegelt war; nunmehr meldete er ihm, die ganze Christenheit werfe es ihm vor, daß er den Kaiser nicht genöthigt habe, sein Versprechen zu erfüllen, und ermahnte ihn, endlich einmal zur Ausführung dieses Geschäftes aufzuwachen. Er drohte ihm sogar, wenn er noch länger schläfrig dabey verfahren würde, ihn als einen Verächter seines Gelübdes in den Bann zu thun, und solches überall in Europa bekannt zu machen. Im Grunde fand jezt nicht einmal sogleich ein neuer Kreuzzug Statt, weil die Christen, als sie den Arabern Damiata übergaben, mit ihnen zugleich einen Stillstand auf acht Jahre geschlossen hatten.

Honorius suchte sich unterdessen des Kaisers wenigstens für die Zukunft noch mehr zu versichern; es gelang ihm auch, demselben eine neue Art von Verbindlichkeit zu einem Kreuzzuge aufzulegen. Im Jahr 1222. besprachen sich diese beiden Fürsten zu Veroli, einem päpstlichen Städtchen, und wurden darüber einig, daß im folgenden Jahre zu Verona, im Venetianischen, eine allgemeine Versammlung der christlichen Fürsten, wegen eines vorzunehmenden Kreuzzugs, angestellt werden sollte, zu welchem sich Friedrich von neuem anheischig machte. Der Papst nahm auch gleich darauf ihn, seine Gemahlinn und seinen Sohn, seine Reiche und Rechte, in seinen besondern Schutz, und schrieb an die deutschen Bischöfe, sie möchten, während der Abwesenheit des Kaisers in diesem Kriege, Sorge tragen, daß niemand in Deutschland etwas zu seinem Nachtheil unternähme; auch nöthigen Falls wider seine Feinde Kirchenstrafen gebrauchen. Es zog sich zwar eine kleine Wolke über dieses so freundschaftliche Vernehmen, indem deutsche Befehlshaber im päpstlichen Gebiete sich viele Macht anmaaßten, und der Kaiser sie zu begünstigen schien; allein er that ihnen gar bald Einhalt. Auch ließ er sich durch die Vorstellungen des Papstes bewegen, die Einhebung der Steuern von Kirchen und Geistlichen zu unterbrechen. Obgleich die Zusammenkunft zu Verona nicht zu Stande kam; so hielten sie doch beide im Jahr 1222. eine andere zu Ferentino, in dem eigentlichen Gebiete von Rom, wo sie sich noch genauer vereinigten. Hier waren auch der König von Jerusalem, Johann von Brienne, der Patriarch jener Stadt, der Bischof von Bethlehem, die Ordensmeister der Hospitalritter, der Tempelherren, und der deutschen Ritter, verschiedene Cardinäle, und andere angesehene Männer zugegen. Vor diesen allen versprach Friedrich mit einem Eide, daß er nach zwey Jahren ohnfehl-

fehlbar einen Kreuzzug vornehmen wolle. Aber ausserdem erklärte er sich auch, da er eben im vorigen Jahre seine Gemahlinn Constantia durch den Tod verloren hatte, sich mit der Tochter des gedachten Königs, Jolantha, die andere auch Violanta, oder Viola nennen, in kurzem zu vermählen. Der Papst, der dieses alles dem Könige von Frankreich meldete, indem er ihn ebenfals zum Kreuzzuge aufforderte, fand hierinne eine sichtbare göttliche Eingebung und Leitung. Aber es hieng auch mit den Absichten beider Theile gar wohl zusammen. Von einem Feldzuge in die Morgenländer konnte sich Friedrich unmöglich loßmachen: und jezt wurden ihm auch einige, wie es schien, bleibende Vortheile dafür angeboten. Das Königreich Jerusalem war gleich in dem ersten Kreuzzuge, am Ende des eilften Jahrhunderts, von Gottfried von Bouillon, Herzog von Lothringen, errichtet worden. Es erstreckte sich über Palästina und Syrien, soweit diese Länder den Arabern entrissen worden waren; die Araber hatten es aber schon in den spätern Zeiten des zwölften Jahrhunderts wieder zertrümmert; die Hauptstadt Jerusalem selbst wieder eingenommen, und den Christen nicht viel mehr als die drey Städte, Antiochien, Tripolis und Tyrus, davon übrig gelassen. Indessen blieb auch dieser kleine Ueberrest doch ein fester Fuß zu einiger Wiederherstellung des Reichs. Den Nahmen davon führte jezt der französische Graf von Brienne, weil er eine Prinzessinn dieses königlichen Hauses zur Gemahlinn genommen hatte. Wenigstens waren es doch nicht ganz grundlose Ansprüche an das Königreich: und diese brachte Friedrich durch die schon genannte Vermählung an sich. Der Großmeister des deutschen Ritterordens, Hermann von Salza, that ihm den Antrag dazu, und wurde wohl aufgenommen. Unter allen europäischen Königen war keiner zu einer Unter-

nehmung auf Palästina oder Aegypten näher, als der Besitzer von Sicilien; sie wurde ihm durch seine Flotten, und durch die Fruchtbarkeit seines Reichs erleichtert; der gegenwärtige, Beherrscher von noch andern Reichen, konnte daher, dem Ansehen nach, einen solchen Krieg mit entschiedener Uebermacht führen; und wenn er sogar Rechte seiner Gemahlinn dabey zu behaupten hatte: so war kaum zu zweifeln, daß er mehr Thätigkeit in demselben beweisen würde, als aus blossem Gehorsam gegen den Papst; oder aus Achtung gegen ein übel verstandenes Gelübde. Ob Friedrich, indem er in diese Vermählung einwilligte, auf die dadurch zu erwerbende Ansprüche ein besonderes Gewicht gelegt habe, läßt sich nicht bestimmen; aber seiner Scharfsichtigkeit konnte es nicht entgehen, daß man ihn durch dieselbe stärker als jemals zu fesseln suchte. Genug, Hermann von Salza theilte diesen Vorschlag dem Papste mit, der ihn so schmeichelhaft für seine Wünsche fand, daß er den König von Jerusalem einladete, aus Palästina nach Rom zu kommen, auch, nach seiner Ankunft und Einwilligung, diese Angelegenheit gar bald endigte.

Friedrich vollzog diese zweyte Vermählung im Jahr 1225. zu Brindisi im Neapolitanischen. Sein Schwiegervater hatte ihm und seinen Erben seinen Titel und seine Ansprüche an das Königreich Jerusalem, mit seiner Tochter, als ein Heyrathsgut übergeben. Er ließ sich daher auch die Krone von Jerusalem aufsezen; viele Große aus Palästina, welche den König Johann nach Italien begleitet hatten, mußten ihm den Eid der Treue schwören; auch schickte er einen Bischof, zwey Grafen und dreyhundert sicilianische Soldaten nach Ptolemais, einer den Christen in jenem Lande noch übrig gebliebenen Seestadt, um daselbst die Huldi-

Huldigung in seinem Nahmen zu empfangen. Einen französischen Edelmann, Hugo von Mümpelgard, der bisher das oftgedachte Reich, soweit noch etwas davon übrig war, an Statt des Königs regiert hatte, bestätigte er in dieser Würde. Er selbst nahm auch nunmehr den Titel eines Königs von Jerusalem an; dem er jedoch den italiänischen und sicilianischen immer vorgesezt hat. Man war übereingekommen, daß der König Johann selbst zu den Europäischen Fürsten herumreisen, und ihnen Neigung zu einem Kreuzzuge einflößen sollte. Das that er zwar; aber ohne den geringsten Eindruck bey ihnen zu machen: so sehr waren sie durch den schlechten Ausgang der bisherigen Kriege dieser Art erkaltet.

Bis die neue Frist, welche sich Friedrich dazu ausbedungen hatte, im Jahr 1225. verstrichen war, beschäftigten ihn seine sicilianischen Angelegenheiten hinlänglich. Noch war dieses Reich nicht völlig beruhigt. Der Graf Thomas von Celano, auch einer von den aufrührerischen Großen, vertheidigte diese neapolitanische Festung immer hartnäckig fort. Doch der Papst stiftete selbst, zum Merkmal seiner Freundschaft gegen den Kaiser, einen Vergleich, Kraft dessen der Graf mit seinen Habseligkeiten und Anhängern, die ihm folgen wollten, das Reich verlassen, und die von ihm besessenen Städte dem Kaiser übergeben sollte; nur die Grafschaft Molise ausgenommen, welche seiner Gemahlinn vorbehalten wurde. Sobald dieses geschehen war, ließ Friedrich die Stadt schleifen, und ihre Einwohner wurden zur Bevölkerung der Insel Maltha gebraucht. Um gleiche Zeit verlangte er von dem Papste, daß zwey Bißthümer mit Geistlichen, die er dazu vorschlug, besezt werden möchten. Der Papst verschob seine Entschließung darüber bis zur An-

kunft einiger Cardinäle, und ließ indessen ein Schreiben an den König aufsezen. Allein der Gesandte weigerte sich, dieses anzunehmen, verlangte Gehör von dem Papste in Gegenwart der Cardinäle, und sagte ihm vor denselben, mit Worten, die ihm sein König selbst aufgetragen haben sollte, „der päpstliche Schutz, dessen er bisher genossen habe, sey vielmehr eine Zerstörung gewesen, und habe zu seinem und des Reichs Verderben gereicht; wenn übrigens der Papst die von ihm vorgeschlagenen Geistlichen nicht genehmigen wollte: so möchte er auch keine andere ins Reich schicken, weil sie Friedrich nicht annehmen werde.“ Erstaunt über diese Erklärung, verwies sie ihm der Papst in einem Schreiben, worinne er ihn zur Eintracht mit der römischen Kirche ermahnte, wenn er sich anders nicht unglücklich machen wollte; ihm vorhielt, daß der Papst in seinem Eigenthum, dem sicilianischen Reiche, noch mehr Gewalt behaupten müsse, als ihm längst in allen andern Reichen zugestanden werde; und ihn aufforderte, daferne jene Worte würklich von ihm herrührten, seinen Fehler zu gestehen, und ehrerbietig zu entschuldigen. Es ist wahrscheinlich, daß dieser Zwist durch Friedrichs Nachgeben in kurzem geschlichtet worden sey.

Eine Menge Araber wohnte noch von den Zeiten her in Sicilien, da sie auf dieser Insel so mächtig gewesen waren. Sie hatten sich unter der Anführung des Mirabetto, wie ihn die Italiäner nennen, wider den Kaiser empört; wurden aber von ihm überwunden. Im Jahr 1223. nöthigten sie ihn aufs neue die Waffen zu ergreiffen; er belagerte und schlug sie an verschiedenen Orten. Weil sie aber aus dem nahen Africa öfters Hülfe bekamen: so versezte er ihrer eine große Anzahl nach Apulien, wo er ihnen die Stadt

Nocera

Nocera zu bewohnen einräumte. Der kleine Rest, der noch in Sicilien zurückgeblieben war, wurde von ihm im Jahr 1247 in ein anderes Nocera eben dieser Gegenden verpflanzt, welches davon den Beinamen de' Pagani (der Heyden) erhielt. Die erstern hatten sich nach und nach mit seiner Bewilligung in der ganzen Landschaft Capitanata ausgebreitet; fielen aber den benachbarten Christen durch plündernde Einfälle sehr beschwerlich. Gleichwohl bezeigte er nicht wenig Nachsicht gegen sie, weil er sie in seinen Kriegen als sehr tapfere Soldaten gebrauchen konnte.

Allein zu dieser Zeit, da Friedrich schon lange als Krieger und Held bekannt geworden war, zeichnete er sich auch als einen Freund der Wissenschaften in einem weit höhern Verstande aus, als man in diesen Jahrhunderten, wo Gelehrsamkeit und ihre glückliche Beförderung nur ein Eigenthum der Geistlichkeit zu seyn schienen, von einem Fürsten erwarten durfte. Von dem ersten Unterrichte den er empfieng, hat man keine genauere Nachrichten. Man kann auch darauf nichts rechnen, daß die Fürsten seines Hauses, sein Vater selbst, die deutsche Dichtkunst vorzüglich begünstigt haben: denn seine ganze Erziehung war, wie sein Vaterland, italiänisch. Doch eben dieser Umstand mag auf die Bildung seines Geistes vortheilhaft gewürkt haben. In Italien hatte sich der bessere Geschmack in Wissenschaften und Künsten zwar ebenfals verloren; aber nirgends konnte man vielleicht an der Wiederherstellung desselben leichter arbeiten, als in einem Lande, wo man noch unter den Denkmälern des alten Roms und zum Theil Griechenlands wohnte, und wo selbst die seit dem zehnten und eilften Jahrhunderte aufgewachsene neue Landessprache nahe bey ihrer ersten Pflanzung, dem alten Römischen, blieb. So viel weiß man, daß die sicilia-

lianischen Dichter, (unter welchen man auch die neapolitanischen begreift,) seit dem eilften Jahrhunderte die ersten gewesen sind, welche in ihrer gemeinen Sprache gereimt, und auch andere Italiäner zu solchen Versuchen in ihren Mundarten gereizt haben; daß Friedrich in den ersten Jahren seiner Jugend zu Palermo ebenfals von ihnen die Neigung zur italiänischen Dichtkunst angenommen hat. In der Folge wurde er vermuthlich durch den mächtigen Trieb seines ungemein lebhaften Geistes, und durch die Bekanntschaft mit Gelehrten verschiedener Länder und Nationen, immer weiter fortgeführt. Er erwarb sich Kenntnisse von mancherley Wissenschaften; verstand die lateinische, italiänische, deutsche, französische, die neue griechische und arabische Sprache; und die meisten derselben scheint er auch geredet zu haben.

Einer seiner Zeitgenossen, der seine Geschichte beschrieben hat, Nicolaus de Jamsilla, versichert, daß er in seinem sicilianischen Reiche beinahe gar keine Gelehrte angetroffen; allein so viele Schulen für Künste und Wissenschaften angelegt; Lehrer für dieselben aus vielen andern Ländern mit so reichlichem Gehalte berufen; selbst arme Studierende durch seine Freygebigkeit so sehr unterstüzt habe, daß es Leuten von jedem Stande und Vermögen nicht schwer geworden sey, eine edle Wißbegierde zu befriedigen. Der erstern Nachricht scheint zwar Friedrich selbst in einem seiner Briefe beym Peter de Vineis zu widersprechen, wo er sein Reich bereits zur Zeit seiner Vorfahren mit Lehrern mancherley Wissenschaften versehen darstellt; doch sezt er auch hinzu, daß die bisherigen Zerrüttungen ein neues Wiederaufleben gelehrter Anstalten nothwendig machten. Die berühmteste unter seinen Stiftungen dieser Art ist die Universität zu Neapel. Diese alte

Stadt

Stadt griechischen Ursprungs hatte immer den Ruhm eines daselbst blühenden gelehrten Unterrichts behauptet. Ihre überaus angenehme Lage an der See, und die Fruchtbarkeit der umliegenden Gegend, machte sie, wie der Kaiser selbst bemerkt, besonders geschickt, zu einem höhern Range erhoben zu werden. Sie war noch nicht die Hauptstadt des gesammten Reichs; allein sie sollte jezt nach seiner Absicht wenigstens der Hauptsitz der Gelehrsamkeit für dasselbe, ja, wo möglich, für ganz Italien werden. An Universitäten fehlte es diesem Lande keineswegs. Vornemlich gab es zu Bologna und zu Padua solche allgemeine Lehrgesellschaften, unter welchen die erstere sehr hervorragte. Sie war aus einer alten berühmten Schule der Rechtsgelehrsamkeit entstanden, die sich noch im größten Ansehen erhielt. Als hohe Schule hatte sie sich dadurch verhaßt gemacht, daß sie ihre Schwestern nicht neben sich aufkommen lassen wollte; die Stadt Bologna selbst aber war vor kurzem so übermüthig gewesen, ob sie gleich die Hoheit des Kaisers erkannte, ohngeachtet des Verbots vom kaiserlichen Statthalter in der Lombardey, und der Abmahnungen vieler benachbarten Städte, die Stadt Imola zu belagern, und unter harten Bedingungen zur Uebergabe zu zwingen. Friedrich warf deswegen einen starken Unwillen auf sie; er ließ sie überhaupt, und auch die dortige Universität denselben empfinden. Von dieser suchte er die Lehrer durch ansehnliche Besoldungen nach Neapel zu ziehen; im Jahr 1225. verbot er sogar, daß keine Vorlesungen zu Bologna gehalten werden sollten, um auch die Studierenden in sein Reich zu locken. Aber dieses gelang ihm nicht; Bologna verband sich mit andern lombardischen Städten wider ihn: und im Jahr 1227. nahm er die wider ihre Universität ausgefertigten Befehle zurück.

In-

Indem also Friedrich im Jahr 1224. den Grund zu der hohen Schule zu Neapel legte, bemühte er sich, sie mit Lehrern zu besezen, welche in vorzüglichem Ruf standen. Solche waren als Rechtsgelehrte, Peter von Hibernia, (vielleicht ein gebohrner Irländer,) und Robert von Varano, die schon beide ihm, zum Theil auch seinem Vater, treue Dienste geleistet hatten. Bartholomäus Pignatello wurde zum Lehrer des geistlichen oder päpstlichen Rechts bestellt. Die Lehrämter der Theologie wurden Dominikanern und Franciscanern anvertrauet: mithin Bettelmönchen, die zwar erst im Anfange dieses Jahrhunderts gestiftet worden waren; aber sich schon sehr ehrwürdig zu machen gewußt hatten, und den Päpsten gänzlich ergeben waren. Als sie daher im Jahr 1240. kühn genug waren, die Parthey des Papstes ungestüm wider ihren König zu ergreiffen: vertrieb sie dieser aus dem Reiche; und die Universität rief Benediktiner an ihrer Statt. Die neue Universität bekam auch Aerzte zu Lehrern; obgleich bereits seit geraumer Zeit eine Schule von Arzneygelehrten zu Salerno war, die eines ausnehmenden Ruhms genoß. Friedrich befohl nunmehr, daß in seinem ganzen Reiche nur in diesen beiden Städten die Arzneykunde und Wundarzneykunst vorgetragen werden, und niemand, der nicht von dortigen Lehrern geprüft worden wäre, die Doctorwürde darinne annehmen, ja dazu noch die Einwilligung einer besonders deswegen festgesezten Untersuchungsgesellschaft, und zur Ausübung dieser Künste die ausdrückliche Erlaubniß des Königs nöthig haben sollte. Ueberhaupt ertheilte er den öffentlichen Lehrern zu Neapel nur das Recht, Beglaubigungsbriefe für diejenigen auszustellen, welche die Doctorwürde in irgend einer Facultät suchten; diese Würde selbst wird bis auf die neuesten Zeiten nur von dem Großkanzler des Reichs zugestanden;

den; aber die Gesellschaft der Aerzte zu Salerno kann sie bewilligen.

Nach diesen Einrichtungen trug Friedrich allen Statthaltern und andern Obrigkeiten seines Reichs auf, schlechterdings darüber zu halten, daß keiner seiner Unterthanen außerhalb desselben, und zwar ein jeder nur zu Neapel, studierte. Die niedern Schulen der Sprachlehre, wo, nach seinem Ausdrucke, hungrige Kinder an den Brüsten der säugenden Mutter lägen, nahm er allein davon aus. Den Lehrern der Universität räumte er die Gerichtsbarkeit in allen bürgerlichen Händeln der Studierenden ein. Den leztern versprach er nicht allein vollkommene Sicherheit; sondern auch die besten Wohnungen zu Neapel; von welchen aber doch der jährliche Preis nicht höher als auf zwo Unzen Goldes steigen sollte: so wie er dem vornehmsten Rechtslehrer jährlich zwölf Unzen Goldes zugesagt hatte. Zwey Bürger und zwey Studirende sollten den Preis einer jeden Wohnung schäzen. Den leztern sollte von dazu bestellten Leuten, nach ihrem Bedürfnisse, und gegen ein Unterpfand von Büchern, Geld geborgt werden; auf ihr Bitten sollten sie auch die Bücher zurückbekommen, wenn jemand für sie Bürge seyn wollte: und jeder dem geborgt würde, sollte schwören, das Reich nicht eher zu verlassen, bis sein Gläubiger auf irgend eine Art befriedigt wäre. Die Universität Neapel gerieth zwar nachmals im Jahr 1233. wie das Reich selbst, durch die bittern Händel zwischen dem Kaiser und dem Papste in merklichen Verfall; er zog sie jedoch bald wieder aus demselben heraus. Sein Verdienst bey der Anlegung dieser hohen Schule war für die damaligen Zeiten immer beträchtlich genug. Nur durch solche allgemeine Lehranstalten, die nicht, wie die vorhergehenden Schulen, gänzlich in den Händen der Geist-

Geistlichkeit blieben, und von ihr hauptsächlich zum Vortheil ihres Standes benüzt wurden, konnte die Gelehrsamkeit nach und nach auch zu andern Ständen durchdringen; und da Friedrich sich weniger abhängig von den Päpsten zu erhalten suchte, als andere Fürsten seiner Zeit: so würkte dieses auch auf seine Universität, besonders auf ihre Rechtslehrer.

Neapel kam durch diesen Vorzug, den ihr der Kaiser beigelegt hatte, vor allen andern Städten dieses Reichs in schnelle und große Aufnahme. Dazu trug auch sein häufiger Aufenthalt in dieser Stadt nicht wenig bey: und dazu veranlaßte ihn besonders der oberste Gerichtshof, den er für sein Reich daselbst errichtet hatte. Nicht als wenn schon damals die lezten Berufungen in allen Rechtshändeln an denselben ergangen wären, wie in spätern Zeiten; aber die einzige Erkenntniß über peinliche Sachen, über das Verbrechen der beleidigten Majestät, über Lehnsangelegenheiten, und andere verwandte Geschäfte, hatte er ihm gleich anfänglich zugesprochen. Daher entstand aus dieser zweyfachen Quelle ein Zusammenfluß der vortrefflichsten Rechtsgelehrten zu Neapel. Auf der einen Seite stifteten sie die merkwürdige Veränderung, daß die römischen Rechte, welche schon seit dem zwölften Jahrhunderte in dem übrigen Italien durch öffentliche Vorlesungen erklärt, und zu einem nicht geringen Ansehen erhoben worden waren, nunmehr auch im Neapolitanischen die bisher gültigen langobardischen Geseze, die man als barbarische zu verachten anfieng, verdrängten. Allein auf der andern Seite standen aus der Mitte dieser Rechtsgelehrten so Einsichtsvolle und muthige Vertheidiger der Rechte Friedrichs wider den Papst und die Geistlichkeit auf, daß man daran zugleich die Absicht und die Früchte der Aufmunterung erblickte, die er

ihnen

ihnen gab. Der berühmteste von allen in dieser Betrachtung war Peter de Vineis oder de Vinea, aus einem kleinen Orte im Capuanischen Gebiete, den der König nach und nach zu seinem Rathe und geheimen Sekretär, zum Richter des großen Gerichtshofes, zum Protonotarius des Reichs, schon im Jahr 1226. zum Kanzler, und endlich zum Statthalter des Königreichs ernannte, auch immer als seinen vornehmsten Vertrauten behandelte. Thaddäus von Sessa that sich auch in seines Fürsten Diensten auf diese Art sehr hervor.

Solche sanftere und nüzlichere Beschäftigungen seiner Regierung hätte Friedrich noch lange fortsezen können, wenn ihn nicht die wiederholte Verbindlichkeit zu einem Kreuzzuge von Zeit zu Zeit darinne unterbrochen hätte. Zwar stellte sich ihm der Papst auch bey Gelegenheit einer allgemeinen Steuer in den Weg, die er zur Bestreitung der Unkosten des Kriegs mit den Arabern in Sicilien ausgeschrieben, und zu welchen die Benediktiner im Reiche allein dreyhundert Unzen Goldes hatten zahlen müssen. Doch hier wußte er sich zu helfen; ohne dem Papste die vorgebliche Freyheit der Geistlichkeit von Auflagen zuzugestehen, ließ er jene Mönche die gedachte Summe noch einmal, aber als ein bloßes Darlehn zahlen, das sie nie zurückbekamen. In Ansehung des Kreuzzugs, den er im Jahr 1225. antreten sollte, mußte er nun desto mehr einige ernstliche Anstalten treffen, weil der Papst, indem er mehrere Fürsten, besonders auch die deutschen Prälaten, zur Beförderung dieses Feldzugs aufforderte, sich auf Friedrichs nahen und gewissen Aufbruch zu demselben berief. Dieser gab ihm auch die Versicherung, daß er hundert Ruderschiffe, und noch funfzig andere Schiffe, (Usseriä genannt, eine Art von Transportschiffen,) deren jedes vierzig Soldaten und eben so viele

Pferde

Pferde fassen könne, gegen die bestimmte Zeit in Bereitschaft halten wolle, und, weil er selbst, wegen der arabischen Unruhen, das Reich nicht verlassen könne, den Hochmeister des deutschen Ordens an die deutschen Reichsfürsten schicken werde, der ihnen, ingleichen dem Könige von Ungarn, und seinen Ständen, wenn sie mit ins gelobte Land ziehen wollten, freyen Durchzug durch sein Reich, Lebensmittel, Geld und andere Bedürfnisse in seinem Nahmen anbieten sollte. Beiläufig wirft er dem Papste in seinem Schreiben vor, daß die Bettelmönche, welche er, das Kreuz zu predigen, nach Deutschland geschickt hätte, sowohl wegen ihres schlechten Standes, als weil sie keinen Ablaß verkündigen könnten, durchgängig verachtet würden; er giebt ihm auch zu verstehen, daß er vor allen Dingen einen Stillstand zwischen Frankreich und England befördern, und geschicktere Personen in mehrere Länder absenden müsse, wenn der beschlossene Kreuzzug hinlänglich unterstüzt werden sollte.

Hoch genug war nun die Erwartung von diesem bevorstehenden Kriege gestiegen, den auch der Papst sehr dringend durch Gesandtschaften und Schreiben in einem großen Theil von Europa empfohl, als diese ganze Hoffnung eben im Jahr 1225. plözlich über den Haufen fiel. Friedrich scheint, nach allen Umständen zu urtheilen, zwar aufrichtig Willens gewesen zu seyn, sein Versprechen zu erfüllen; aber weder aus eigentlicher Neigung zu einem solchen Feldzuge; noch weniger mit der Absicht, sich ganz allein unter allen europäischen Fürsten dazu aufzuopfern. Gleichwohl erfuhr er von seinem im gedachten Jahre nach Italien zurückgekommenen Schwiegervater, daß er sich auf gar keine fremde Hülfe verlassen dürfe. Dieser König Johann, durch dessen Tochter er ein besonderes Recht an das Königreich

nigreich Jerusalem erlangt zu haben glaubte, brachte noch überdieß eine neue und schon schwangere Gemahlinn mit, die jene Ansprüche sehr vermindern konnte. Daher drang Friedrich so nachdrücklich in ihn, daß er ihm das genannte Reich völlig überlassen mußte. Er schickte ihn aber auch nebst dem Patriarchen von Alexandrien an den Papst ab, um sich einen neuen Aufschub des Kreuzzugs zu erbitten. Vermuthlich waren seine Gründe von dem noch nicht gänzlich beruhigten Sicilien, und von der noch leeren Aussicht auf den Beitritt anderer Fürsten, hergenommen. Zugleich ließ er alle Prälaten seines Reichs zu sich nach Apulien kommen, und behielt sie wider ihren Willen so lange bey sich, bis eine günstige Antwort von dem Papste anlangte: denn im widrigen Falle war zu befürchten, sie möchten, von demselben angereizt, durch Bannflüche oder andere Mittel, Unruhen erregen. Als er Nachricht erhielt, daß der Papst sein Verlangen bewilligt habe: gieng er den Cardinälen, dessen Gesandten, nach San Germano entgegen. Hier schwor Friedrich, folgende ihm vorgelegte Bedingungen zu beobachten. Innerhalb zwey Jahren, mithin im August des Jahrs 1227. sollte er unverzüglich nach Palästina überschiffen; daselbst zwey Jahre lang tausend Soldaten auf seine Kosten unterhalten; wenn einer derselben abgienge, ihn jährlich mit funfzig Mark Silbers ersezen; hundert Chelandern, eine Art großer Schiffe, und funfzig wohl ausgerüstete Galeeren mitbringen; außerdem noch zweytausend andere Kriegsleute, mit ihren Familien, und für jeden drey Pferde, dahin überschiffen lassen; endlich sollte er nach und nach hundert tausend Unzen Goldes in die Hände des Königs Johann, des Patriarchen von Jerusalem, und des Hochmeisters der deutschen Ritter niederlegen, welche ihm bey seiner Ankunft in den Morgenländern zugestellt; im Fall aber

daß er unterdessen stürbe, oder seinen Zug nicht unternähme, zum Besten des heiligen Landes angewandt werden sollten. Der Kaiser, in dessen Seele zugleich der Herzog von Spoleto dieses alles beschwor, erklärte sich dabey, wenn er es nicht genau erfüllte, den Kirchenbann über sich und sein Reich ergehen zu lassen. Darauf sprachen ihn die Cardinäle von dem Eide loß, den er zwey Jahre vorher zu Veroli geleistet hatte.

Kaum war dieser Vergleich zwischen dem Kaiser und dem Papste geschlossen, als dieser einen neuen Streit mit jenem verursachte. Die Bißthümer zu Capua, Salerno, und drey andere im Neapolitanischen, blieben eine Zeitlang unbesezt. Unter dem Vorwande also, daß dieses zum Schaden der Seelen gereiche, auch dem Kaiser und dem Papste sehr verargt werden dürfte, ernannte Honorius, ohne sein Vorwissen, einige Geistliche zu diesen Bißthümern, und ersuchte ihn, weil es würdige Männer waren, und diese Fürsorge ihm nicht nachtheilig seyn sollte, dieselben gütig aufzunehmen. Allein Friedrich fand sich dadurch sehr beleidigt. Er behauptete gegen den Papst, das alte Recht der Könige von Sicilien bey den Bischofswahlen ihres Reichs sey durch sein Betragen sehr verlezt worden; nach dem gewöhnlichen Gange solcher Angelegenheiten, hätte er wegen dieser Besezung erst befragt werden sollen; auch beklagte er sich, daß die römische Kirche, nachdem er die Aufrührer in seinem Reiche gedemüthigt hätte, gegen die Pflicht einer Mutter, sie in Schuz genommen habe; und für sich berief er sich desto nachdrücklicher auf die Rechte, die ihm als Schuzherrn dieser Kirche (advocatus Ecclesiae) gebührten. Ihm, sagte er, würden unerträgliche Lasten auferlegt, und der Papst wolle sie mit keinem Finger berühren. Lange hatte den Papst nichts so sehr verdrossen, als die freyere

fürst-

fürstliche Sprache, welche Friedrich in diesem Schreiben führte. Er antwortete ihm daher auch sehr gebieterisch, er wache nur für die Erhaltung der kirchlichen Freyheit; von einem gewöhnlichen Gange, durch welchen das Urtheil des apostolischen Stuhls von dem Willen des Königs abhängig würde, sey ihm nichts bewußt; in der Sache Gottes dürfe man Menschen nicht nachgeben, wenn man nicht schädlich und grausam seyn wolle; der Kaiser habe dem päpstlichen Stuhl bey der Dämpfung der sicilianischen Unruhen viel zu danken; habe aber die eingegangenen Bedingungen nicht beobachtet; die Lasten, über welche er klage, habe er freywillig übernommen, und die Kirche habe Beschwerde genug durch den zum Kreuzzuge hergegebenen zehnten Theil ihrer Einkünfte, gelitten. Zuletzt droht er dem Könige mit der göttlichen Allmacht, die seinen Stolz leicht beugen könne; verspricht ihm hingegen noch mehr Wohlthaten, wenn er der Kirche ergeben bleiben werde. Friedrich befand vor gut nachzugeben, und that auch einem seiner Befehlshaber Einhalt, der päpstliche Hofleute und andere nach Rom oder von daher zurückreisende auffieng und ausplünderte.

Aber er hatte jezt überhaupt sein ganzes Augenmerk auf einen großen Entwurf gerichtet, neben welchem die kleinern Händel mit dem Papste, — so weit es möglich war, sie zu vermeiden — ruhen mußten. Noch war er seit so vielen Jahren nach erlangtem deutschen Reiche, in dem italiänischen als König gar nicht feyerlich oder nur einhellig von den dortigen Ständen anerkannt worden. Meiland, die mächtigste Stadt daselbst, verweigerte ihm solches schlechterdings. Die andern großen Städte der Lombardey waren theils sehr verdächtig, theils unsicher in Ansehung ihrer Gesinnungen. Was ihr Streben nach Unabhängigkeit seit

Friedrichs des ersten Zeit am meisten begünstigte, war die Gewißheit, ihren eben so alten Bund auf alle Art von den Päpsten unterstüzt zu sehen, die jezt am wenigsten einen Kaiser Herrn vom obern Italien werden lassen wollten, da derselbe schon über das ganze Unteritalie.. herrschte. Friedrich, der bereits mancherley versucht hatte, sie zur Unterwürfigkeit zu bewegen, bediente sich des herannahenden Kreuzzugs, um zu Berathschlagungen über denselben, in eine jener Städte, Cremona, auf das Jahr 1226. einen Reichstag seiner deutschen und italiänischen Stände auszuschreiben. Bey Gelegenheit desselben mußte es sich zeigen, ob und wie viel er auf den Besitz des italiänischen Reichs rechnen könne; zugleich aber war er auch vermuthlich im Stande, selbst Zwangsmittel wider die ungetreuen Städte anzuwenden. Denn so wie er von der einen Seite mit sicilianischen Kriegsvölkern gegen die Lombardey vorrückte, so sollte sein Sohn, der römische König Heinrich, von seinen Reichsfürsten begleitet, auf der andern Seite ebenfals mit einer Kriegsmacht in dieses Land eindringen.

So gut alles dieses angelegt war; so schlug es doch gänzlich fehl. Der Kaiser sezte sich im Frühjahr 1226. mit seinen Großen und Kriegsvölkern aus Apulien in Bewegung. Als er in das Herzogthum Spoleto, welches erst der vorige Papst den Kaisern entrissen hatte, gekommen war, befohl er den dortigen Lehnsleuten, ihm auch zum Kriegsdienste zu folgen. Sie wollten es ohne Erlaubniß des Papstes nicht thun; bekamen eine schärfere kaiserliche Verordnung: und beide Fürsten geriethen darüber sehr hart an einander. Friedrich warf dem Papste die Wohlthaten vor, welche er der römischen Kirche erwiesen hätte: und Honorius machte ihm noch schärfere Vorwürfe von gleicher Art.

Die-

Dieser Streit trieb eben den über die Bischofsernennung zwischen ihnen entstandenen zu so vieler Bitterkeit hinauf, bis der Kaiser sich ganz nach dem Willen des Papstes milderte. Er kam endlich mit seinem Gefolge und Heere über Bologna und Parma in Cremona an. Allein mittlerweile hatten sich die lombardischen Städte, denen seine Absicht nicht verborgen bleiben konnte, größtentheils wider ihn vereinigt. Mailand erneuerte das alte Bündniß mit Piacenza, Lodi, Vercelli, Brescia, Mantua, Verona, Trevigio, Padua, Vicenza, Bologna und Faenza. Man kann sich hier des Argwohns nicht entwehren, daß der Papst einen Hauptantheil an dieser Verbindung gehabt haben möchte, die unter dem Nahmen der Gesellschaft der Langobarden lange Zeit berühmt gewesen ist. Doch der Cölnische Mönch Gottfried, ein besonders genauer Schriftsteller dieses Zeitalters, meldet es ausdrücklich, es sey der Hofgeistliche des Papstes, Alatrino, gewesen, der, von ihm zu jenen Städten abgeschickt, sie zur Errichtung ihres Bundes gereizt habe. Dem Kaiser war nunmehr durch diese Kette von festen und volkreichen Städten, die sich wider ihn bewaffnet hatten, alles weitere Vordringen versperrt. Sein Sohn Heinrich konnte nicht einmal in Italien einrücken. Als er bey Trident angelangt war, fand er die Pässe von Verona durch ein lombardisches Kriegsheer so stark besezt, daß er, nach einem Aufenthalte von sechs Wochen, in das Innere von Deutschland zurückkehren mußte. Bloß einige sächsische Fürsten waren auf einem andern Wege durch das südliche Oesterreich bis zu dem Kaiser gekommen. Er hielt zwar den Reichstag zu Cremona; da dieser aber von so wenigen Fürsten und Städten besucht wurde, war es gerade so viel, als wenn gar keiner angestellt worden wäre.

Digitized by Google

In der ersten Hitze seines Zorns ließ Friedrich die verbundenen Lombarden durch den Bischof von Hildesheim, mit Einwilligung der lombardischen Bischöfe, in den Bann thun; den aber der Papst in kurzem wieder aufhob. Er selbst sprach die Reichsacht wider sie aus, ohne auch diese vollstrecken zu können. Er wandte sich also an den Papst: den lezten freylich, von welchem er sich wahre und anständige Hülfe versprechen konnte; und gleichwohl auch den ersten, an welchen er sich in einer solchen Angelegenheit, bey der damaligen Lage von Italien, wenden mußte. Vielleicht hoffte er auch, daß der Papst, wenn er den so sehr gewünschten Kreuzzug durch ihn ausgeführt sehen wollte, ihm einige Sicherheit wegen seines italiänischen Reichs verschaffen werde. Würklich stellte er demselben vor, daß er sich zwar an den Lombarden rächen könnte; allein da er begierig sey, bald jenen heiligen Krieg anzufangen, auch das Beispiel des Erlösers in Duldung des Unrechts nachahmen wolle; daß er daher dem Papste und den Cardinälen die Vermittelung dieser Händel überlasse, und sich ohne Widerrede nach ihrem Ausspruche richten werde.

Honorius bezeigte anfänglich keine Lust, einen Schiedsrichter dabey abzugeben; er nannte dieses eine unerträgliche Last, und äußerte auch, aus einer ihm natürlichen Ahndung, die Besorgniß, daß Friedrich die ihm vorzuschlagenden Bedingungen nicht erfüllen möchte. Als aber dieser die nachdrücklichsten Versicherungen darüber gab, entschied er im Anfange des Jahrs 1227. folgendergestalt: der Kaiser sollte aus Ehrerbietung gegen den Weltheiland, und in Rücksicht auf den Kreuzzug, alle Feindschaft gegen die lombardischen Bundsgenossen aufheben, und alles zurücknehmen, was er wider sie verordnet habe, die Gefangenen loßlassen,

lassen, und auch in seines Sohnes Nahmen einen gleichen Frieden errichten; die Verbundenen aber, zu welchen, außer den oben genannten Städten, noch Alexandria, Torino, Bergamo, Crema und Ferrara, ingleichen der Markgraf von Montferrat und der Graf von Blandrata gezählt werden, sollten zur Ehre Gottes, und der heiligen Kirche, auch des Kaisers selbst, ihm zu seinem Kreuzzuge, auf ihre Kosten, vierhundert Soldaten, zwey Jahre lang unterhalten; mit allen Städten und Personen seines Gebiets das gute Vernehmen wiederherstellen; die gemachten Gefangenen zurückgeben, wozu der Kaiser einen besondern Gesandten in die Lombardey schicken würde; alle päpstliche und kaiserliche Gesetze wider die Ketzer und ihre Beschützer genau beobachten; hingegen alle wider die Kirchen und ihre Freyheiten ertheilte Verordnungen widerrufen. Vortheilhafter für sich konnten kaum die Verbundenen selbst diesen Vergleich entwerfen. Ihr Bund gegen den Kaiser wurde dadurch deutlich genug bestätigt; von seinen landesherrlichen Rechten über sie war darinne gar nicht die Rede; aber dafür ward am meisten gesorgt, sie in der Abhängigkeit von dem Papste zu erhalten. Dennoch gab sich dieser zu gleicher Zeit das Ansehen, als wenn er die Gerechtsame und den Umfang des deutschen Reichs vielmehr erweitern wollte. Auf diese Art antwortete er dem Kaiser, da derselbe ihm die Sicherheit seines burgundischen Gebiets empfohl, welches bey dem fortwährenden Kriege, den der französische König Ludwig, auf Anstiften des Papstes, im jezigen südlichen Frankreich mit den sogenannten Albigensischen Ketzern führte, Gefahr lief, von diesem Könige verringert zu werden. Honorius versprach ihm, die dortigen Länder einsweilen in den Schutz der Kirche zu nehmen, bis sie ihm wieder eingeräumt werden könnten.

Nichts schien jezt mehr dem für das Jahr 1227. bestimmten Kreuzzuge im Wege zu stehen; unterdessen fuhr der Papst fort, mancherley Anstalten zur Beförderung desselben zu treffen. Er ermahnte den Kaiser sehr lebhaft, sich mit seinem Schwiegervater auszusöhnen, und ihn von neuem in den Besiz des Königreichs Jerusalem zu sezen, weil es keinen Fürsten gebe, zu dem die dortigen Christen wegen seiner Klugheit, Thätigkeit und Tapferkeit mehr Vertrauen hätten, und der ihren muhammedanischen Feinden furchtbarer wäre, als dieser ehemalige König; weil des Kaisers Ehre selbst durch sein Betragen gegen denselben leide; dem Papste Vorwürfe gemacht würden, beide mit einander durch eine Vermählung verbunden zu haben, und durch ihre unglückliche Mißhelligkeit der Eifer vieler Christen für den heiligen Krieg erkalte. Alle diese Vorstellungen waren bey dem Kaiser vergebens angebracht. Man hat ihn deswegen hartherzig genannt; vielleicht könnte man mit eben so vielem Rechte sagen, daß ihn unbesonnene Handlungen seines Schwiegervaters, und dessen zu genaues Verständniß mit dem Papste, von demselben nicht ohne Ursache abwendig gemacht haben. Der Papst entschädigte daher auch den König Johann gleichsam als einen Herrn, der wegen seiner Ergebenheit gegen ihn gelitten habe, und belohnt werden müsse. Er ernannte ihn zu seinem Statthalter über denjenigen Theil des päpstlichen Gebiets, der sich von Radicofani bis nach Rom erstreckte; nur die Mark Ancona, das Herzogthum Spoleto, und zwey kleinere Landesstriche ausgenommen. Damit auch die bisherigen lombardischen Unruhen kein Hinderniß des Kreuzzugs in Deutschland abgeben möchten, schickte er den Hochmeister des deutschen Ordens dahin, um bekannt zu machen, daß jeder der das Kreuz genommen hätte, sich nun mit aller Sicherheit auf den Weg begeben sollte.

Unter

Unter den deutschen Fürsten hatte Ludwig, Landgraf von Thüringen, dieses Gelübde schon längst übernommen: ein Herr von trübsinniger Frömmigkeit, der seine strenge Enthaltsamkeit auch dadurch bezeichnete, daß er in seinem ganzen Leben weder Heringe aß, noch Bier trank. Ihn munterte der Papst vorzüglich auf, sich durch seine Theilnehmung am Kreuzzuge zeitliche und ewige Gnade von Gott zu erwerben.

Mitten unter diesen Bemühungen starb zwar Honorius der dritte im März des Jahrs 1227. Doch sein Nachfolger auf dem Throne, Gregorius der neunte, bezeigte nicht geringern Eifer für diese Unternehmung. Friedrich insonderheit mußte erwarten, daß derselbe noch hitziger in ihn dringen werde: denn es war eben der Cardinal Ugolino, aus dessen Händen er bey seiner römischen Krönung das Kreuz empfangen hatte. Würklich schrieb er auch gleich nach dem Antritte seiner Regierung an den Kaiser, und ermahnte ihn, zur Vergebung seiner Sünden, in beständiger Ehrfurcht gegen den apostolischen Stuhl bleibend, die Sache des heiligen Landes ja zur gesezten Zeit recht kräftig und muthig zu übernehmen, damit der Papst für sein Bestes sorgen könne; widrigen Falls würde er sich in eine Noth stürzen, aus der ihn der Papst selbst nicht leicht werde retten können. Er schickte ihm aber noch einen Gesandten und ein weitläufiges Schreiben zu, worinne er ihn warnete, nicht über Wollüsten seine höhere Bestimmung zu vergessen, und ihm, damit er dieses im Archiv des Gedächtnisses unaufhörlich anschauen könne, die Bedeutung seiner fünf Reichskleinodien erklärte. „Du wirst, sagt er unter andern, gerade wie Christus, mit einer dreyfachen Krone, der Gnade, der Gerechtigkeit und der Herrlichkeit, von der Mutter, von der Stiefmutter, und

vom Vater gekrönt. Die erstere hat Dir Deutschland, das Dich mit seiner Milch genährt hat, aus freyer Wahl der Fürsten, aufgesezt. Von der Stiefmutter bist Du in Ligurien gekrönt worden, welches bisweilen stiefmütterlich gegen das Reich handelt; und zwar mit der aus Rechtsnothwendigkeit gebührenden Krone. (Eigentlich war diese Krönung noch gar nicht erfolgt; der Kaiser hatte, bey seinem Vorrücken in die Lombardey, vergeblich getrachtet, die eiserne oder italiänische Reichskrone zu erlangen, welche zu Monza aufbewahrt wurde; doch liegt selbst in diesem schiefen Witze ein Geständniß seiner Rechte an dieses Reich.) Mit der Krone der Herrlichkeit schmückt Dich endlich der Vater, nemlich der Papst, aus, indem er Dich über alle Fürsten der Welt erhebt." An die übrigen europäischen Fürsten hatte Gregorius nicht weniger zeitig seine Aufforderungen zum Kreuzzuge unter Friedrichs Anführung ergehen lassen.

Nach und nach also langte in dessen Reiche ein ungeheurer Hauffen sogenannter Kreuzsoldaten an. Der Englische Mönch Matthäus Paris, der bald nach dieser Zeit schrieb, versichert, daß aus seinem Vaterlande allein über sechszig tausend derselben, die Alten und die Weiber noch ausgenommen, dahin abgegangen sind: man erachtet leicht, daß es größtentheils Landstreicher und wilder Pöbel gewesen sind, von denen sich wahrscheinlich sehr viele unterwegens zerstreuet haben. Auch von Deutschen fand sich eine Menge ein; eigentliche Soldaten scheinen besonders der Landgraf von Thüringen und andere deutsche Fürsten mitgebracht zu haben. Das ganze Heer der Kreuzfahrer versammlete sich zu Brindisi, einer Seestadt im Königreiche Neapel, wo es nach den Morgenländern eingeschifft werden sollte. Allein die starke Sonnenhitze, von welcher sie

bey

bey ihrem Zuge über die unfruchtbaren Gebürge Apuliens gedrückt worden waren; die unsägliche Menge von Menschen, die sich in einen engen Raum zusammenpreßte; Mangel an Lebensmitteln; vermuthlich auch der Umstand, daß so viele tausend Ausländer an den dortigen Himmelsstrich und die Lebensart des Landes nicht gewohnt waren, erregten eine ansteckende Seuche unter ihnen, an welcher überaus viele starben. Der Landgraf und andere deutsche Große waren auch unter dieser Anzahl. So natürlich die Ursachen davon waren; (wie es insbesondere die Deutschen so oft in Italien erfahren haben, welches man daher ihr Grab genannt hat,) so haben doch päpstlichgesinnte Schriftsteller, die in gleichem Maaße Feinde des Kaisers waren, die Schuld dieses Unglücks ihm lediglich beigemessen. Ihnen zu Folge soll er das Kriegsheer deswegen in einer ungesunden Gegend, unter dem Vorwande, als wenn er krank wäre, eine Zeitlang auf sich haben warten lassen, damit es zum Theil durch faule Luft und elendes Wasser umkommen, mithin der Kreuzzug keinen Fortgang haben möchte; sie geben sogar zu verstehen, daß er wohl den Landgrafen vergiftet haben könnte. Es gehört aber, wie jedermann sieht, um solche Abscheulichkeiten nur wahrscheinlich zu finden, weit mehr dazu, als die bloße Behauptung des erbitterten Partheygeistes, wider alle glaubwürdige Schriftsteller, und ohne die geringste historische Spur. Genug, der Kreuzzug wurde rückgängig: nicht sowohl wegen der starken Verminderung der Krieger; (denn man rechnete noch über vierzig tausend Mann, von welchen schon viele nach Palästina vorausgeschifft waren, und welche alle sogleich zurückkehrten, da sie vernahmen, daß der Kaiser nicht nachkommen werde,) als wegen der Krankheit, in welche dieser Fürst verfiel. Er war auch bereits drey Tage in der See gewesen, und mußte wieder

ans

ans Land treten. Hier hat man nicht bloß gemuthmaaßt, sondern als gewiß angenommen, es sey eine erdichtete Krankheit gewesen, durch welche er sich von dem Kreuzzuge auf eine gute Art loßgemacht habe. Seine Neigung zu demselben mag allerdings auch damals nicht die stärkste gewesen seyn; allein da so viele Tausende, und selbst der Landgraf Ludwig, der mit ihm abgesegelt war, erkrankten und starben: so wird die Wahrscheinlichkeit desto größer, daß auch ihn ein Theil dieses Schicksals getroffen habe. Alles was man etwa freygebig zugestehen könnte, wäre dieses, daß er seine Krankheit gefährlicher gemacht, oder länger habe fortdauern lassen, als es ein Fürst gethan haben würde, der vor Begierde brannte, in Asien zu fechten. Seine Zurüstungen waren indessen diesmal so ansehnlich, die allgemeine Steuer, die er dazu in seinem sicilianischen Reiche hatte erheben lassen, so beträchtlich gewesen, und die Erwartung von dem Kreuzzuge beinahe in ganz Europa so hoch gespannt worden, daß man an dem Ernste seines Vorsazes kaum zweifeln darf.

Obgleich die Nachricht von dem Mißlingen dieses Unternehmens in vielen europäischen Ländern laute Unzufriedenheit verursachte; so übertraf doch der Papst an ungestümer Heftigkeit gegen den Kaiser alle übrige. Schon am Michaelistage des Jahrs 1227. erklärte er feyerlich in der Kirche zu Anagni, wo er sich damals aufhielt, daß der Kaiser in den Kirchenbann, welchem er sich vor zwey Jahren, im Fall des zu unterlassenden Kreuzzugs, selbst ausgesezt hatte, nunmehr würklich gefallen sey. Kurz darauf schrieb er an mehrere Bischöfe des sicilianischen Reichs; schilderte ihnen die Undankbarkeit Friedrichs gegen den päpstlichen Stuhl, und besonders das veränderliche und treulose Betragen ab, welches er in Ansehung des Kreuzzugs beobachtet habe;

habe; beschuldigte ihn, daß er die nöthigen Schiffe und Lebensmittel für das Kreuzheer, wie er versprochen hätte, nicht herbeygeschafft; dasselbe vielmehr in einer von der Hitze verbrannten tödtlichen Gegend und in einer angesteckten Luft so lange habe warten lassen, bis ein großer Theil desselben das Leben verlohren hätte, welches auch vielen auf der Rückkehr begegnet sey; und daß er unter einem nichtigen Vorwande, sich seinen Ergözlichkeiten von neuem überlassen habe. Nach vielen Klagen über das traurige Schicksal des gelobten Landes, befiehlt endlich der Papst diesen Bischöfen, Unterthanen des Kaisers, in ihren Kirchensprengeln bekannt zu machen, daß er sich durch sein gebrochenes eidliches Gelübde selbst in den Kirchenbann verwickelt habe; droht auch demselben noch härtere Strafen, wenn er sich vor der Kirche nicht demüthigte.

Vergebens schickte Friedrich, der sich, allem Ansehen nach, wegen seiner Gesundheit, in die Bäder von Puzzuolo begeben hatte, Gesandte an den Papst, die ihn mit seiner Krankheit entschuldigen sollten. Gregorius wollte nichts davon glauben; er gab ihm nur in einem an ihn gerichteten Schreiben, worinne er ihm die bittersten Vorwürfe machte, den Rath, in den Schooß seiner Mutter, der Kirche, zurückzueilen; sich zu bekehren, und Gott Genugthuung zu leisten; so werde der Papst auch bereit seyn, ihn zu Gnaden aufzunehmen; sonst aber möchte er bedenken, daß ihm der Gewinn der ganzen Welt nichts helfen werde, wenn er Schaden an seiner Seele nähme; und es würde ferner an ihm Gerechtigkeit ausgeübt werden. Er munterte zugleich die Deutschen und andere Nationen auf, sich von neuem zu einem Kreuzzuge zu rüsten.

Noch fehlte dem Banne wider den Kaiser die feyerliche Verkündigung. Da er sich aber nicht, wie der Papst

Papst erwartete, dem Urtheil der Kirche Reuvoll und ohne Bedingung unterwarf: so sprach ihn dieser am Grünendonnerstage des Jahrs 1228. vor einer Versammlung von Bischöfen aus allen Gegenden Italiens, die sich eben zu Rom befanden, mit allem gewöhnlichen Nachdrucke aus, und meldete solches alsbald den Prälaten von Apulien. Der Kaiser, schrieb er ihnen, habe, an Statt seine Vergehungen zu bereuen, die Schlüssel der Kirche verachtet, mit welchen der Herr dem Apostel Petrus und seinen Nachfolgern die Gewalt zu binden und zu lösen anvertrauet habe; er entweihe den Gottesdienst, den er in seiner Gegenwart begehen lasse, zu noch größerer Gefahr seiner Seele, und Entkräftung der Kirchenzucht; daher müsse der Papst, damit seine Wunde nicht ganz unheilbar werde, ein erweichendes Pflaster auf dieselbe legen. Das ist nun eben der Kirchenbann, mit welchem er den Kaiser nicht bloß wegen der Nichterfüllung aller seiner für den Kreuzzug gethanen Versprechungen, sondern auch darum belege, weil er den Erzbischof von Tarento nicht in sein Stift lasse; die Tempelherren und Hospitalritter ihrer Güter in seinem Reiche beraubt; den Vergleich mit Großen desselben, für dessen Beobachtung die römische Kirche auf seine Bitte gutsagte, nicht gehalten; einem Grafen, der als Kreuzfahrer unter dem Schutze des päpstlichen Stuhls stand, seine Länder entrissen, und den Sohn desselben gefangen gesezt habe. Der Papst sezte hinzu, er habe auch verordnet, daß an keinem Orte, wohin der Kaiser käme, Gottesdienst gehalten, und Geistliche, die es thun würden, so lange er im Bann läge, ihres Amts sogleich entsezt werden sollten. Würde er nicht aufhören, die Kirche und die Geistlichkeit zu verfolgen; oder sich nicht Mühe geben, vom Banne loßgesprochen zu werden: so sollten alle die ihm den Eid der Treue geschworen hätten, von demselben

selben entbunden werden, weil, nach dem Gesetze Urbans des zweyten, niemand schuldig sey, jenen Eid einem Feinde Gottes und der Heiligen zu erfüllen. Ja wenn er fortführe, Wittwen und Waisen und andere Leute in seinem Reiche, das der römischen Kirche ganz besonders zugehörte, zu drücken: so sollte er dieses Lehn verlieren. Zulezt befiehlt der Papst allen diesen neapolitanischen Prälaten, sein Urtheil wider ihren König an jedem Sonntage und Feyertage öffentlich zu verlesen.

Allein nunmehr behandelte ihn auch Friedrich ohne alle Schonung. Da der Papst die auf ihn geschleuderten Bannflüche allen europäischen Fürsten und ihrer Geistlichkeit, mit der schlimmsten Abbildung von ihm, bekannt machte: so schrieb er ebenfals an diese Fürsten, ingleichen an seine deutschen Reichsstände; erzählte ihnen, wie ungerecht er von dem Papste excommunicirt worden sey; rief Gott zum Zeugen an, daß eine schwere Krankheit ihn genöthigt habe, den Kreuzzug aufzugeben, und versicherte, daß er dieses sein Gelübde, sobald ihm nur Gott völlige Gesundheit werde geschenkt haben, auf die einem Kaiser anständige Art erfüllen werde. Unter andern machte er in seinem Schreiben an den König von England, Heinrich den dritten, denselben auf die brennende Geldbegierde der römischen Kirche aufmerksam, die, weil die Kirchengüter für ihre Wünsche nicht hinlänglich wären, sich nicht scheue, Kaiser, Könige und Fürsten um ihre Erbgüter zu bringen, und sich Steuerpflichtig zu machen. Der König, sagte Friedrich, möchte an sich selbst ein Beispiel nehmen, indem sein Vater Johann so lange von dem Papste mit dem Banne geängstigt worden sey, bis er ihm eine jährliche Steuer versprochen habe. Auch durch das Schicksal des Grafen von Toulouse, und vieler andern Fürsten, möchten

ten

ten sich die übrigen warnen lassen, als welche der Papst nebst ihren Ländern so lange unter dem Interdicte (oder Verbote des öffentlichen Gottesdienstes) zu halten suche, bis er sie in eine ähnliche Knechtschaft gebracht hätte. Er wolle des Verkaufs geistlicher Aemter, der mancherley und sonst unerhörten Gelderpressungen, welche die Päpste an den Geistlichen ausübten, auch ihres offenbaren und bisher unbekannten Wucherns, womit sie die ganze Welt ansteckten, nicht gedenken. Aber diese unersättlichen Blutsauger bedienten sich in Honig versüßter und in Oel erweichter Reden; nennten den römischen Hof die Kirche, unsere Mutter und Säugamme, da sie doch die Wurzel und Urheberinn alles Uebels ist, deren stiefmütterliche Gesinnungen sich aus ihren Handlungen gewiß erkennen lassen. Dieses möchten die Englischen Reichsstände beherzigen, welche der Papst anfänglich aufgemuntert habe, sich wider ihren König Johann, als einen hartnäckigen Feind der Kirche, zu empören; nachdem aber derselbe gewaltig gedemüthigt worden wäre, hätte sie der Papst, ohne alle Schaam vor der Welt, und Furcht vor dem Herrn, zertreten und zum Tode bestimmt, um nach römischer Art das Fettere mit frechem Rachen zu verschlingen. Dieses wären die Sitten der Römer, und die Fallstricke ihrer Prälaten, in welche sie jedermann zu verwickeln, und um Geld zu schneiden, freye Menschen zu unterjochen, friedfertige zu beunruhigen suchten: und das in Schaafskleidern; da sie doch inwendig reissende Wölfe wären. Sie schickten auf alle Seiten Gesandten aus, welche die Macht hätten zu excommuniciren, zu suspendiren, und zu strafen: nicht, um den Saamen, das heißt, das Wort Gottes, fruchtbarlich auszusäen; sondern um Geld zu erpressen, zu sammeln, und zu erndten, wo sie nicht gesäet haben. So beraubten sie die Kirchen, welche die frommen und einfälti-

fältigen Vorfahren für Arme, Fremde und Geistliche gestiftet hätten. In Armuth und Einfalt sey die erste Kirche gegründet worden; da habe sie auch viele Heilige hervorgebracht; aber einen andern Grund, als den von Jesu gelegten, könne niemand legen. Weil sie nun in Reichthümern schifften, sich wälzten, und bauten: so sey zu befürchten, daß das Gebäude der Kirche einstürzen möchte. Der Kaiser klagte ferner über die falschen päpstlichen Beschuldigungen wegen des von ihm aufgeschobenen Kreuzzugs: außer seiner Krankheit, gab er auch viele wichtige und dringende Angelegenheiten, besonders den innerlichen sicilianischen Krieg, als Ursachen davon an, und schloß mit der Ermahnung an alle Fürsten, vor einer solchen Geldbegierde und Ungerechtigkeit auf ihrer Hut zu seyn; auch mit dem Vers des alten Dichters: „Dann geht dich die Sache gewiß an, wenn schon die nächste Wand brennt!“

Auf eine dem Papste noch empfindlichere Art griff ihn der Kaiser zu Rom selbst an. Außerdem daß er sich in einem Schreiben an die Cardinäle über die Ungerechtigkeit desselben auf das heftigste beschwerte, wandte er sich auch an die Römer selbst, und ließ durch seinen Abgeordneten auf dem Campidoglio, (welches an die Stelle des alten Capitolium gekommen ist,) in Gegenwart des Senats und der Bürgerschaft sein Rechtfertigungsschreiben vorlesen. Höchst wahrscheinlich ist es eben dasselbe, welches man noch im ersten Buche der Briefe des Petrus de Vineis findet. Er bezeigte darinne sein Erstaunen darüber, daß zu Rom, der Hauptstadt seines Reichs, von welcher der Kaiser den Nahmen habe, wo seine Ehre hauptsächlich befördert, und seiner Beleidigung gewehrt werden sollte, ihm gleichwohl vor den Ohren derer, welche schuldig sind, ihn zu vertheidigen, das Gegentheil wiederfahren

sey, indem sie sich stellten, es nicht zu hören; daß der römische Bischof sich unterstanden habe, was er anderwärts nicht wagen dürfte, in der Hauptstadt selbst, den Kaiser, ihren Stifter, und den Wohlthäter des römischen Volks, ohne daß dieses sich widersezt hätte, gottlos zu lästern; daß die Großen sowohl als das Volk die von ihm erwiesenen und noch fortzusezenden Wohlthaten so sehr vergessen hätten, und von so viel Tausenden kein einziger aufgetreten sey, um für ihn ein Wort zu reden. Daher, fährt er fort, müsse er sie erinnern und ermahnen, das durch Nachläßigkeit oder Trägheit versäumte sogleich zu ersezen, und andern ein Beispiel zu geben, damit sie sich willig erheben möchten, das ihm und ihnen angethane Unrecht zu rächen. Denn sein Lästerer würde in seiner Kühnheit nicht so weit gegangen seyn, wenn er sich nicht auf die Einwilligung der Römer verlassen hätte. Er müßte also auch seine Gnadenbezeigungen gegen sie zurücknehmen, die ihm keine Furcht ausgepreßt hätte, wofern sie seine Ehre nicht behaupten wollten. Friedrich that noch mehr; er wußte sich unter den mächtigsten und vornehmsten Römern, besonders von dem Geschlechte der Frangipani, eine Parthey zu errichten. Diesen trug er an, sie zu Reichsvasallen zu machen; ließ sie alle ihre unbewegliche Güter schätzen; kaufte sie ihnen sodann für den bestimmten Preis ab, und reichte sie ihnen wieder mit der Bedingung zur Lehn, daß sie ihm und dem Reiche treu seyn sollten.

Diese Anstalten hatten die Folge, daß die Römer im Jahr 1228. einen Aufstand wider den Papst erregten, und ihn nöthigten, nach Perugia zu flüchten. Vorher war er schon in der Peterskirche selbst, als er Messe las, durch schimpfendes Geschrey und Drohungen einiger Anwesenden gestört worden. Allein diejenigen,

gen, welche auch dieſen Unfug von Friedrichs Anſtiften herleiten, bedenken nicht, daß derſelbe wenige Tage nach ſeiner feyerlichen Excommunication bereits vorgefallen iſt. Hingegen ſorgte er deſto nachdrücklicher dafür, daß die Geiſtlichkeit ſeines Reichs nicht durch die oben genannten Befehle des Papſtes verführt werden möchte, gefährliche Bewegungen zu ſtiften. Er ließ durch die Obrigkeiten allen Geiſtlichen ankündigen, daß, wenn ſich irgend einer von ihnen unterſtehen ſollte, den öffentlichen Gottesdienſt nicht zu halten, er die weltlichen Einkünfte ſeiner Kirche ſogleich zu den königlichen ſchlagen laſſen werde. Allem Anſehen nach haben ſich manche Geiſtliche ſeines Gebiets dieſe und andere Ahndungen zugezogen. Wenigſtens ſcheint ſich darauf ein Schreiben des Papſtes an den Kaiſer vom Jahr 1228. zu beziehen, worinne er von dem Klagegeſchrey der Geiſtlichkeit in deſſen Reiche wegen unendlicher Leiden und Beraubungen ihrer Güter eine fürchterliche Abbildung macht, und ihn unter angedrohten ſchärfern Verfügungen ermahnt, derſelben alles zurückzugeben, und Ruhe zu verſchaffen.

Doch Friedrich gieng jezt überhaupt ſeinen eigenen Weg, nachdem er ſo lange genöthigt worden war, ſich von dem Papſte leiten zu laſſen. Entſchloſſen, den Kreuzzug gerade nur ſo vorzunehmen, wie er es vordienlich befand, ohne ſich darum zu bekümmern, ob Bann, Interdict, und andere päpſtliche Gebote oder Verbote wider ihn vorhanden wären, befohl er noch im Jahr 1227. daß jeder Graf ſeines Reichs für ein Lehn acht Unzen Goldes geben, und für acht Lehen einen Soldaten zu jenem Kriege ſtellen ſollte. Dem Abte von Monte Caſſino ließ er bald darauf andeuten, zu gleicher Abſicht hundert wohl ausgerüſtete Soldaten zu unterhalten. Er verband Unterhandlungen mit den

Waffen; sein Gesandter an den Sultan von Syrien und Palästina, der Erzbischof von Palermo, brachte ihm im Jahr 1228. einen Elephanten und andere kostbare Geschenke von demselben zurück. Um gleiche Zeit ließ er einigen Prälaten seines Reichs melden, sich zum Kreuzzuge fertig zu halten. Schon hatte er einige Kriegsvölker ins gelobte Land abgeschickt; jezt ließ er noch fünfhundert Soldaten dahin abgehen. Er legte auch allen Geistlichen ansehnliche Steuern zum Behuf des oftgenannten Kriegs auf; und es war vergeblich, daß ihnen der Papst untersagte, nichts an ihn und seine Beamten zu zahlen.

Endlich hielt Friedrich, um die Angelegenheiten seines Reichs während seiner Abwesenheit auf einen festen Fuß zu sezen, im Jahr 1228. einen Reichstag zu Barletta im Neapolitanischen. Außer seinen Ständen war eine so große Menge Volks gegenwärtig, daß der königliche Thron unter freyem Himmel aufgeschlagen werden mußte. Hier ließ er, an Statt eines Testaments, folgende Verordnungen ablesen. Alle Einwohner des Reichs sollten vollkommen des Friedens und der Ruhe genießen, welche unter der Regierung des Königs Wilhelms des zweyten herrschend gewesen wären; dafür sollte insonderheit sein Statthalter, der Herzog Reinald von Spoleto, (der jedoch nur den Titel von diesem Herzogthum führte,) sorgen. Würde er während des Kriegs in den Morgenländern sterben: so sollte ihm sein ältester Sohn Heinrich im Kaiserthum und in diesem Königreich nachfolgen; wenn dieser ohne Erben stürbe: so sollte sein zweyter Sohn, Conrad, dessen Nachfolger seyn; und wenn auch dieser ein gleiches Schicksal hätte: so sollten Friedrichs übrige rechtmäßige Söhne den Thron besteigen. Der Herzog von Spoleto, und andere vornehme Herren

des

des Reichs, mußten in dieser Versammlung schwören, alles dieses, wenn er stürbe, und kein anderes Testament hinterließe, genau zu beobachten. Auch sezte er noch hinzu, daß keiner von seinen Unterthanen eine Abgabe entrichten solte; es wäre denn zum Besten des Reichs, oder wegen einer dringenden Nothwendigkeit. Nach diesen Einrichtungen seegelte Friedrich im August dieses Jahrs mit seiner Flotte von Brindisi nach Palästina ab.

Sein Statthalter gerieth gar bald in einen offenbaren Krieg mit dem Papste. Noch bey Friedrichs Anwesenheit hatte sich ein mächtiges adeliches Haus wider ihn empört. Es wurde zwar mit den Waffen gedemüthigt, und verlor seine Schlösser; da sich aber die Aufrührer in die Anconitanische Mark flüchteten: so zog ihnen der Herzog von Spoleto in dieses päpstliche Gebiet nach, bemächtigte sich eines Theils davon; sein Bruder fiel auf einer andern Seite in dasselbe ein: und es wurden bey dieser Gelegenheit, besonders von den Arabern unter ihren Kriegsvölkern, viele Gewaltthätigkeiten daselbst begangen. Ob der Papst jene Empörung etwa angestiftet und unterstüzt; oder ob der Herzog nur geglaubt habe, daß solches geschehen sey, und daß er sich daher auch erlauben dürfe, die Aufrührer bis in ein Land zu verfolgen, an welches sein König ohnedem die gegründetesten Ansprüche machte; das kann durch Muthmaaßungen nicht beantwortet werden. Der Papst und die Schriftsteller seiner Parthey haben freylich diesen Einfall dem Befehl und der Rachbegierde Friedrichs selbst zugeschrieben; er hat dieses stets geleugnet, auch den Herzog deswegen bestraft. Nachdem der Papst diesen Statthalter einigemal von seiner Unternehmung abgemahnt und bedroht hatte: that er ihn endlich in den Bann, ohne daß auch dieses etwas

würkte. Hierauf sezte ihm der Papst Kriegsvölker entgegen, deren Befehlshaber Friedrichs Schwiegervater und ein Cardinal waren. Als auch diese nicht im Stande waren, den Herzog zum Rückzuge zu nöthigen, warb der Papst ein größeres Kriegsheer, das, von ehemaligen aufrührerischen Großen des Kaisers angeführt, im Anfange des Jahrs 1229. in das Neapolitanische eindrang, und daselbst in kurzer Zeit viele Eroberungen machte. Die Stadt Neapel, welche sich dem Papste nicht unterwerfen wollte, wurde von dem Legaten (oder außerordentlichen Gesandten) desselben mit dem Interdicte belegt. Auf der andern Seite griff der König Johann den Herzog von Spoleto mehrmals an, bis dieser zur Vertheidigung des ihm anvertraueten Reichs zurückgehen mußte.

Es scheint zwar, daß der Papst in diesem Kriege nur Gewalt mit Gewalt vertrieben habe; allein da er sich seit Friedrichs Abreise ins gelobte Land auf jede mögliche Art feindseelig gegen ihn zu bezeigen fortfuhr: so irrt man wohl schwerlich, wenn man den Angriff des Herzogs von Spoleto auf die päpstlichen Länder theils nach dem Vergeltungsrechte beurtheilt; theils als einen Versuch betrachtet, den Papst zu hindern, daß er dem Kaiser weniger schaden könnte. Gregorius war darüber äußerst unwillig geworden, daß der Kaiser sich die Freyheit genommen hatte, den Kreuzzug anzutreten, ehe er noch von dem päpstlichen Banne loßgesprochen worden war. Nicht nur Verachtung gegen ihn schien dieses anzuzeigen; es konnte auch nach den damaligen Begriffen widersprechend heißen, einen christlichen Religionskrieg zu übernehmen, während daß man aus der Gemeinschaft der christlichen Kirche herausgestoßen war: einen Krieg zu führen, dessen Stifter der Papst war, der auch alle Theilnehmer an demselben in seinen

außer-

außerordentlichen Schutz genommen hatte; und gleichwohl von dem Papste vor seinen und der Kirche Feind erklärt worden zu seyn. An Statt einige Nachsicht gegen einen Fürsten zu beweisen, der doch in der Hauptsache seinen Willen erfüllte, der sogar in spätern Jahren versicherte, um die Lossprechung vom Banne würklich angehalten zu haben, legte er ihm jezt bey seinem Kreuzzuge jedes Hinderniß in den Weg. Daß der Kaiser nur eine geringe Anzahl Kriegsvölker mitgenommen, hingegen in seinem Reiche, welches während daß er abwesend war, einer zahlreichen Schaar zur Vertheidigung sehr bedurfte, desto mehr zurückgelassen hatte, deutete ihm der Papst in seinem öffentlichen Schreiben als ein augenscheinliches Merkmal feindseeliger Gesinnungen gegen die Kirche und den christlichen Glauben selbst aus; zumal da seine Befehlshaber im Reiche die Araber überall zum Schaden der Christen, besonders der geistlichen Ritterorden, begünstigten. Er ließ es daher nicht geschehen, daß Kreuzfahrer aus der Lombardey und aus Apulien zu dem Kaiser überschifften. Die Meiländer und Veroneser, welche manche derselben ausplünderten, beriefen sich darauf, daß dieses der Wille des Papstes sey. Damit der Kaiser, als ein unter dem Banne liegender Fürst, von den Christen in Palästina nicht unterstüzt, vielmehr vermieden werden möchte, meldete der Papst dieses dem Patriarchen zu Jerusalem, und den Großmeistern der drey Ritterorden: es blieb auch nicht ohne Würkung. Die dortige Geistlichkeit empfieng ihn zwar mit aller Ehrerbietung; unterhielt aber keine Kirchengemeinschaft mit ihm; die Tempelherren und Johanniterritter arbeiteten ihm entgegen, und verriethen ihn sogar an den Sultan von Babylon: nur die deutschen Ritter, die Genueser, die Pisaner, und seine eigenen Soldaten dienten ihm getreu. Ausserdem streueten die päpstlichen Befehlshaber in seinem

Reiche aus, daß er gestorben sey. Die Franziskaner trugen ihrer Seits päpstliche Schreiben an die Prälaten herum, um die Treue der königlichen Unterthanen wankend zu machen; eine Beschäftigung, wegen welcher sie sein Statthalter alle aus dem Königreiche vertrieb.

Unterdessen war Friedrich im August des Jahrs 1228. mit seinen Schiffen und Soldaten auf der Insel Cypern angekommen, wo der junge Heinrich von Lüsignan zwar als König erkannt; die Regierung aber von seiner Mutter und Johann von Iblin, Herrn von Berytus, (jezt Barut) verwaltet wurde. Friedrich, der Berytus zum Königreiche Jerusalem rechnete, und auf Cypern ebenfals Anspruch machte, den auch die Feinde der dortigen Regierung schon wider dieselbe eingenommen hatten, suchte jene Rechte etwas gewaltsam und beinahe hinterlistig, (wenn man Schriftstellern von der Gegenparthey ganz trauen darf,) geltend zu machen. Wenigstens nöthigte er dem gedachten Staatsbedienten einen Vergleich ab, Kraft dessen seine Ansprüche auf Berytus von den Ständen des Reichs Jerusalem untersucht, die Einkünfte von Cypern bis zur Mündigkeit des jungen Königs ihm überlassen werden, und Iblin ihm, nach geleistetem Lehnseide, mit einem Hauffen Soldaten nach Asien folgen sollte. Hierauf seegelte er nach Acco, dem alten Ptolemais, in Palästina, wo er bereits erfuhr, daß der Patriarch von Jerusalem, auf Befehl des Papstes, alle Christen von ihm abwendig zu machen suchte. Doch vereinigte er sich mit dem kleinen Heere der Kreuzfahrer zu Joppe oder Jaffa; befestigte diese halb zerstörte Stadt von neuem; hatte einige Zeit wegen widriger Winde mit Mangel an Lebensmitteln zu kämpfen, die ihm von der See her zugeführt werden mußten; und sezte sich in den ersten Monathen des Jahrs 1229. in

eine

eine solche Verfassung, daß er nicht ohne Nachdruck und Ansehen seine Unternehmung verfolgen konnte. Da er insonderheit merkte, wie gefährlich ihm die so würksamen Ränke des Papstes und Patriarchen werden könnten: so nahm er den vorgeschlagenen Ausweg an, daß die Befehle für das Kriegsheer nicht in seinem, sondern im Nahmen Gottes und der Christenheit ertheilt werden sollten, weil sonst die Tempelherren und Johanniterritter, nebst andern, sich nicht unter seine Anführung begeben hätten.

Es war nichts weniger seine Absicht, als einen langen Krieg zu führen, und in demselben große Eroberungen zu machen; der Zustand seiner europäischen Reiche, das Verhältniß, in welchem er gegen den Papst stand, und die Klugheit überhaupt, verboten ihm solches. Aber einen möglichst vortheilhaften und für ihn rühmlichen Vergleich in der Geschwindigkeit zu stiften, so weit derselbe nur durch einen standhaften Muth mitten unter dem Gefühl von Schwäche, bewürkt werden konnte; daran war ihm alles gelegen. Gewisse Ereignisse unter den benachbarten muhammedanischen Fürsten, welche er als seine Feinde betrachten mußte, begünstigten diesen Entwurf. Der Sultan oder Fürst von Damaskus, dem Syrien und Palästina gehörten, Moadhdhem, von den christlichen Schriftstellern Coradin genannt, war im Jahr 1227. gestorben, und hatte einen unmündigen Prinzen hinterlassen. Diesem suchte seines Vaters Bruder, Malek al Kamel, der bey den Christen Meledin heißt, und über Aegypten herrschte, Palästina zu entreißen. Mit diesem Fürsten, der an der Spitze eines zahlreichen Kriegsheers in der Nähe von ihm stand, fieng Friedrich Unterhandlungen an.

Könnte man dem Patriarchen von Jerusalem, einem der eifrigsten Diener des Papstes, und erklär-

tem Gegner des Kaisers, in seinem Berichtschreiben an den erstern glauben: so hätte sich Friedrich dabey auf alle Art erniedrigt und beschimpft. Nach dieser Erzählung, ließ er sich die verächtlichste Begegnung von dem Sultan, und jede Mißhandlung der Christen durch die Araber, gefallen; schickte jenem sein Schwerdt und seine ganze Rüstung mit der Versicherung zu, er werde niemals wider ihn die Waffen ergreiffen; bat ihn sogar, auf seine Kosten durch die Araber das christliche Heer bewachen zu lassen, welches vielen christlichen Soldaten das Leben kostete; nahm von eben diesem Fürsten, der seinen Geschmack im Vergnügen erfahren hatte, arabische Tänzerinnen und Possenreisser zum Geschenke an, mit welchen er ganze Nächte im Trunke, völlig nach den Sitten der Araber, und wie sie gekleidet, sich belustigte; befohl schon lange vor Weihnachten des Jahrs 1228. alles zu seinem Abseegeln in Bereitschaft zu halten, wodurch er sich bey den Arabern noch geringschäziger machte; und eröffnete erst lange nach dem Anfange des folgenden Jahrs einigen Großen in Palästina, daß ihn der Mangel an Gelde nöthige, das Anerbieten zu benützen, welches ihm der Sultan gethan hätte. Dieses bestand, so fährt der Patriarch fort, in der Zurückgabe von Jerusalem, und etlichen wenigen Städten und Dörfern; dagegen aber gieng vieles andere verloren, was bisher ein Eigenthum des Patriarchen und geistlicher Stiftungen in Palästina gewesen war. Die gedachten Großen unterstanden sich nicht, dem Kaiser davon abzurathen. Nur die Großmeister der Ritterorden, denen er auch davon Nachricht gab, nebst den anwesenden Englischen Bischöfen, erinnerten dabey, daß hierüber nichts ohne den Rath des Patriarchen beschlossen werden könnte, weil dieser doch die Aufsicht über alle Religionsangelegenheiten in diesen Gegenden hätte. Allein der Kaiser

ser gab ihnen zur Antwort, er verlange den Rath des Patriarchen ganz und gar nicht. Darauf beschwor er heimlich, bloß in Gegenwart der Gesandten des Sultans, die Bedingungen des mit ihm getroffenen Vergleichs; den Großen und der Geistlichkeit aber wurden sie nicht bekannt gemacht, weil er wohl wußte, daß sie erst umständliche Erläuterungen darüber begehrt haben würden, ehe sie dieselben genehmigt hätten. Hingegen ließ er seine deutschen Ritter zu sich kommen, welche weiter nichts als die Freyheit verlangten, das heilige Grab besuchen zu können, und stellte ihnen, so wie nach ihm ihr Großmeister, vor, wie viel er Gott bey diesem Erfolge durch ihr Gebet zu danken habe; er habe, sagte er, an ihrem Beifall genug, wenn gleich alle andere es widerriethen; daher munterte er sie zu Freudensbezeigungen auf, welche sie auch sogleich anstellten. Ihr Großmeister, und andere Gesandte des Kaisers, empfiengen zwar auch von dem Sultan von Aegypten, (den der Patriarch von Babylon nennt,) weil es in jenem Lande auch ein Babylon gegeben hat,) die eidliche Bestätigung des Vertrags; allein der Sultan von Damascus wollte ihn nicht bekräftigen, weil sein Oheim, ohne die geringste Befugniß, sein Land an die Christen überlassen hätte. Auch bemühte sich der Kaiser vergebens, den Patriarchen durch mehrere ansehnliche Herren zu bereden, daß er in sein Lager kommen, und mit ihm einen feyerlichen Einzug in Jerusalem halten möchte: denn dieser Prälat überlegte, daß Friedrich, wenn seine Erwerbungen in Palästina nach seiner Abreise wieder an die Araber fallen würden, sich alsdann der Beistimmung des Patriarchen rühmen, und ihm den Verlust derselben zuschreiben dürfte. Der Patriarch drang also darauf, daß ihm der vollständige Inhalt des geschlossenen Vergleichs schriftlich mitgetheilt würde: und als er daraus sah, daß in demselben

für

für die Sicherheit der Christen und ihrer Religion zu Jerusalem gar nicht gesorgt wäre; daß vielmehr der muhammedanische Glaube daselbst die Oberhand behalten sollte, und der Sultan von Damascus die Christen aus jener Stadt eben sowohl wie der ägyptische verjagen konnte: so verbot er, der päpstlichen Verordnung gemäß, in derselben Gottesdienst zu halten; verstattete auch keinen Pilgrimmen, sich dem heiligen Grabe zu nähern. Daran kehrte sich aber der Kaiser nicht. Er hielt einen glänzenden Einzug in Jerusalem; gieng in das heilige Grab, und sezte sich, weil es kein Prälat thun wollte, selbst die Krone dieses Reichs auf. Der Großmeister des deutschen Ordens pries darauf in einer deutschen, und nachmals auch französischen Anrede an den Adel und das Volk, den Kaiser eben so sehr, als er der Kirche, (das heißt, dem Papste und der Geistlichkeit,) beißende Vorwürfe machte. Die Geschenke für das heilige Grab, und andere Kirchen zu Jerusalem, ließ der Kaiser wider Willen der vertriebenen Domherren an denselben, durch Kriegsbefehlshaber einsammeln. Die Stadt selbst verließ er in kurzem; besprach sich zwar über die Befestigung derselben mit den englischen Bischöfen und den Ordensvorstehern, damit sie auch etwas dazu beitragen möchten; eilte aber so sehr nach Joppe, daß ihm beinahe niemand dahin folgen konnte. Eben so schnell war er in Acco, wo er sich einschiffte; ohne daß er seine deutschen Soldaten, wie er wünschte, hätte mitnehmen können, weil sie sich vor dem Kirchenbanne fürchteten, von dem er noch nicht losgesprochen war.

Wie viel in dieser ganzen Erzählung wahr oder halbwahr, übertrieben oder gar erdichtet sey; was insonderheit darinne aus dem sichtbarlich gereizten Stolze und Eigennuzen des Patriarchen hergeleitet werden müsse;

müsse; das läßt sich jezt nicht mehr bestimmen. Der Hauptgang der Begebenheiten scheint allerdings richtig gezeichnet zu seyn; aber alles geflissentlich zum Nachtheil Friedrichs. Indessen wenn man diese Nachrichten und die von dem Prälaten ebenfals dem Papste übersandten Bedingungen des Vergleichs zwischen dem Kaiser und dem ägyptischen Sultan, mit dem zusammenhält, was die damaligen Schriftsteller von der andern Parthey in Italien, Deutschland und England melden, auch der Kaiser selbst von Jerusalem an den König von England berichtete: so ist die folgende Vorstellung wohl die richtigste. Friedrich, der alle Ursachen von der Welt hatte, seinen Kreuzzug aufs schleunigste zu endigen, fand gleichwohl bey der Schließung eines nicht durchaus unrühmlichen Vertrags die größten Schwierigkeiten. Der Sultan von Aegypten kannte sein übles Vernehmen mit dem Papste; die wenige Treue, die er sich von dem christlichen Kriegsheere versprechen konnte; und seinen Mangel an Lebensbedürfnissen. In spätern Zeiten schrieb sogar der Kaiser an einen englischen Großen, der Papst habe jenem muhammedanischen Fürsten selbst abgerathen, ihm weder Jerusalem, noch sonst etwas in Palästina, zurückzugeben; er habe aber die Schreiben und Abgeordneten desselben aufgefangen. Daß er unter diesen Umständen ausnehmend gefällig und nachgebend gegen den Sultan gewesen ist, war sehr natürlich; vermuthlich würde er nicht einmal sobald mit demselben übereingekommen seyn, wenn dieser nicht mit seinem Neffen selbst über Palästina im Streit begriffen gewesen wäre. Der dringendeste Antrieb für den Kaiser nach Europa zurückzueilen, war die Botschaft von den Eroberungen, welche die päpstlichen Kriegsvölker in seinem Königreiche machten. Er konnte freylich keine recht festen Maaßregeln für die völlige Oberherrschaft der Christen

in

in Palästina, und die stets fortdauernde Ausübung ihrer Religion daselbst, nehmen; allein deswegen durften sie sich weniger an ihn, als an den Papst halten, der ihn in eine solche Verlegenheit gestürzt hatte. Das Unglück war ohnedieß sehr erträglich, (und vielleicht dachte er hierüber nicht viel anders,) wenn Tausende von schwachsinnigen Köpfen nicht mehr aus Europa nach Palästina wandern konnten, um an einem Orte, der ohne den geringsten Beweis vor das Grab Christi gehalten wurde, und der, wenn er es auch würklich gewesen wäre, ihr Gebet Gott nicht so gefällig zu machen im Stande war, als wenn sie es in ihrem Vaterlande unter ihren Berufsgeschäften verrichteten, eine abergläubische Andacht zu üben.

Durch seinen Vergleich also mit dem Sultan, im Februar des Jahrs 1229. wurde ein zehnjähriger Stillstand zwischen ihnen festgesezt. Die Gefangenen sollten einander von beiden Seiten zurückgegeben werden. Jerusalem, Bethlehem, Nazareth und Sidon, nebst dem dazwischen und bis nach Acco hin liegendem Gebiete, bekam der Kaiser zurück; allein in dem Tempel zu Jerusalem sollten die Araber noch ferner ihrem Gebete obliegen können, nur daß sie unbewaffnet hinkämen, sich außerhalb der Stadt aufhielten und gleich nach geübter Andacht zurückkehrten. Den Christen (oder Franken, wie sie in den Morgenländern hießen,) sollte es ebenfals frey stehen, wenn sie jenen Tempel gebührend verehrten, solches auch darinne zu thun. Den Arabern sollte es unverwehrt seyn, nach Bethlehem gleichfals Wallfahrten anzustellen. Wenn einer von dieser Nation zu Jerusalem den andern beleidigte: so sollte er auch vor arabischen Richtern verklagt werden. Dem Kaiser wurde verstattet, nicht allein Jerusalem mehr auszubauen; sondern auch die

Schlös-

Schlösser zu Joppe, Cäsarea und an andern Orten zu befestigen; dagegen versprach der Sultan, während des Stillstandes keine neuen Schlösser anzulegen. Keinem Franken und Araber wollte der Kaiser auf irgend eine Art zum Angriffe gegen den Sultan beistehen; vielmehr alle diejenigen zurückrufen, oder im Zaum halten, von welchen solches zu besorgen wäre. Ferner nahm es der Kaiser auf sich, die Christen zur Erfüllung der Vergleiche mit dem Sultan anzuhalten, und den christlichen Besizern von Tripolis, Antiochien, und andern Städten, keinen Beistand wider ihn zu leisten.

Für die Verfassung, in welcher sich Friedrich mit den Christen in Palästina befunden hatte, und für die Hauptabsicht der Kreuzzüge selbst, schien ihm dieser Vertrag so ruhmwürdig und vortheilhaft zu seyn, daß er sowohl in dem oben genannten Schreiben an den König Heinrich den dritten, als in einem andern, welches er auch von Jerusalem an den Papst abließ, darüber ungemein frohlockte, und Gott dafür dankte, dasjenige was so viele mächtige Fürsten mit ansehnlichen Kriegsheeren nicht hatten bewürken können, durch einen so kleinen Hauffen ausgeführt zu haben. Man muß doch wenigstens zugeben, daß die unerwartete Zurückgabe von Jerusalem, und einem nicht unbeträchtlichen Theil des gelobten Landes, alles gewesen sey, was der Kaiser, ohne das Schwerdt gezogen zu haben, in seiner Lage nur wünschen konnte. Der Patriarch jener Hauptstadt hingegen warf ihm, in einem Umlaufschreiben an alle Christen, nicht allein dasjenige vor, was man bereits oben aus seinem Berichte an den Papst gelesen hat, und wozu noch sein hämischer Tadel der Bedingungen des Vergleichs, auch der billigsten, gesezt werden könnte; sondern auch dieses, daß er keine Miethsoldaten zu Jerusalem geduldet, den

dorti-

dortigen Patriarchen und die Tempelherren eingeschlossen und ihrer Güter beraubt; das Kriegsgeräthe aber, welches zur Vertheidigung jenes Landes nöthig war, theils weggeführt, theils dem Sultan geschenkt habe. Das erstere scheint dem Vertrage gemäß gewesen zu seyn; das zweyte, wenn es vollkommen wahr ist, würden sich der Patriarch und die Ritter, als Mitverbundene gegen den Kaiser, selbst zugezogen haben. Insbesondere verdient eine vom Paris aufbehaltene Nachricht angeführt zu werden, die immer so viele Glaubwürdigkeit hat, als die Erzählungen des Patriarchen. Nach derselben ließen sich die Tempelherren durch den Haß des Papstes wider den Kaiser verführen, als der leztere eine Wallfahrt zum Jordan, der Taufstätte Christi, anstellen wollte, solches dem Sultan heimlich anzuzeigen, damit er ihn auf dem Wege dahin gefangen nehmen, oder umbringen lassen könnte. Doch dieser Fürst schickte dem Kaiser, der bereits durch seine Kundschafter vor ihnen gewarnet worden war, auf den Rath seiner Vertrauten, ihr Schreiben selbst zu. Dadurch wurde die Freundschaft dieser beiden Herren sehr verstärkt; zugleich aber, nachdem der Kaiser seine Entdeckungen eröffnet hatte, eine Erbitterung der Tempelherren, auch der Johanniterritter, die einen kleinen Antheil an der gedachten Verrätherey hatten, wider ihn erzeugt, bey welcher ihnen der oftgenannte Patriarch gern die Hände bot. Am natürlichsten war es, daß ihn der Papst eben so wie der Patriarch, in ganz Europa schriftlich wegen des Antheils verklagte, welchen er den Arabern (oder Saracenen, wie sie von den Christen genannt wurden,) an dem Tempel zu Jerusalem eingeräumt habe; wozu sie, sagt er, den Schlüssel, und die Bewachung desselben beibehielten. Gleichwohl widerspricht dieses den zuverläßigen Bedingungen des Vergleichs, wie man oben gesehen hat. Es ist

daher

daher auch nicht so sicher, als manche Neuere vorgeben, daß Friedrich das heilige Grab in den Händen dieser Muhammedaner gelassen habe. Unter andern beschuldigten ihn noch seine beiden Feinde, daß er die Dominikaner und Franziscaner, welche predigen wollten, von der Kanzel habe herabreissen, zur Erde werfen, und öffentlich in Jerusalem auspeitschen lassen. Nur vergessen sie zu bemerken, ob nicht diese Mönche, als Abgeordnete des Papstes, den Bann wider ihn zu verkündigen, und ihn dem öffentlichen Abscheue Preiß zu geben, im Begriff gewesen sind. Der Patriarch, die Bischöfe, die Mönche, die Ritter von zwey Orden, alles hatte sich in Palästina wider ihn erklärt, und sich gleichsam ein Fest daraus gemacht, seine Beschimpfung dem Papste zum Opfer zu bringen. Friedrich lachte der Geistlichkeit, die sich vor unentbehrlich hielt; setzte sich die Krone selbst auf; fand in der Treue seiner deutschen Ritter, in der Freundschaft des Sultans, und vor allem in seinem eigenen Muthe, Stärke genug; hinterließ den Walther von Brienne als Statthalter des Königreichs Jerusalem, so weit er es behaupten konnte, und schiffte sich im May des Jahrs 1229. ohne Geräusch wieder nach Europa ein.

Er hatte von einem seiner Befehlshaber im sicilianischen Reiche die Warnung erhalten, daß der ehemalige König Johann, sein Schwiegervater, der mit seinen und den päpstlichen Kriegsvölkern, (den sogenannten Schlüsselsoldaten, weil sie das päpstliche Waapen, die vermeinten Schlüssel des Himmelreichs, in ihren Fahnen führten,) daselbst so viel an sich gerissen, und so gewaltige Verwüstungen gestiftet hatte, in allen Häfen des Reichs Anstalten getroffen habe, um ihn bey seiner Rückkehr aufzufangen. Allein er entgieng dieser Gefahr durch die unvermuthete Geschwindigkeit, mit

welcher er bloß auf zwey Ruderschiffen zu Brindisi anlangte. Kaum hatte er sich in seinem Reiche blicken lassen, so nahmen seine dortigen Angelegenheiten schon eine günstigere Wendung. Die ihm treu gebliebenen Städte Neapel und Capua versorgten ihn mit Geld und Kriegsvölkern; die Großen und Feldherren, welche bisher für ihn gefochten hatten, aber meistentheils der Ueberlegenheit hatten weichen müssen, vereinigten sich mit ihm; zurückkehrende Kreuzfahrer und die Araber von Nocera vergrößerten auch sein Heer. Mehr als alles übrige that Friedrichs Gegenwart. Er rückte schleunig auf die Feinde loß; eroberte Calvi mit Sturm, und ließ viele päpstliche Soldaten der Besazung, um unter den übrigen Schröcken zu verbreiten, aufhängen. Umsonst versuchte es der König Johann, ihm das weitere Vordringen zu hemmen; eine Stadt, ein Schloß nach dem andern, ganze Landschaften mußten sich ihm ergeben: und ob sich gleich die Feinde noch bey San Germano, nicht fern von dem päpstlichen Gebiete, festsezen wollten; so sahen sie sich doch bald genöthigt, in dieses lezztere ihre Zuflucht zu nehmen. Mit dem Cardinal Pelagius, dem Feldherrn der Schlüsselsoldaten, retteten sich auch viele Prälaten des Reichs, und andere ansehnliche Herren, welche die Parthey des Papstes genommen hatten, nach Rom. Gaeta und St. Agatha waren die einzigen Städte, welche diesem darinne noch übrig blieben. Damit dieses Glück des Kaisers desto geschwinder zur Wiederherstellung seines Ansehens in Italien würken möchte, schrieb er an die vornehmsten Städte in der Lombardey, Toscana und Romagnola, er habe den Feinden, welche in sein Reich eingefallen waren, in wenigen Tagen abgenommen, was sie in einem halben Jahre erobert hatten; da er nun in seinen Reichen Ruhe und Frieden mit ihrem Rathe feststellen, und sogleich nach Deutschland

land eilen wolle: so sollten sie ihm baldmöglichst eine Anzahl wohlausgerüsteter Reiter zuschicken, indem er ihnen allen nach der Beschaffenheit ihrer Dienste, begegnen werde. Es war ein Versuch, der, wenn er sich auch nicht viel von demselben versprechen durfte, doch für seine damalige Verfassung wohl angebracht war, Muth und Vertrauen anzeigte, die bisweilen selbst ohne andere Stärke zur Erreichung gewisser Absichten führen. Auch vertheidigte er sich in Schreiben an alle europäische Fürsten wider die schwarze Abbildung, welche der Patriarch von Jerusalem über sein Verhalten in Palästina verbreitet hatte, und berief sich auf viele Geistliche und Ritter in jenem Lande, als Zeugen seiner verdienstlichen Unternehmung. Würklich schickte auch die Stadt Rom Abgeordnete an ihn, welche ihm zu seiner Rückkunft Glück wünschten.

Gleichwohl sagte es sich Friedrich selbst, daß ihm seine Siege und alle andere Maaßregeln keine bleibende Vortheile erwerben würden, so lange er nicht mit der Kirche, wie man damals sprach, das heißt, mit dem Papste, wieder in ein gutes Vernehmen getreten wäre. Noch da er sich erst rüstete, das Kriegsheer desselben in seinem Reiche anzugreiffen, ließ er schon zween Bischöfe und den Großmeister des deutschen Ordens zu ihm reisen, welche für den Kaiser um Loßsprechung von dem Banne ersuchen, und versichern sollten, daß er bereit sey, alles zu thun, was der Papst verlangte. Allein sie richteten nichts aus; der Papst war über seinen Kreuzzug mehr als über alles Vorhergehende in seinem Betragen, erbittert. Man muß beinahe aus dem Schreiben desselben an den Herzog von Oesterreich schließen, daß der Kaiser ein von dem Altar des Apostels Petrus zu Rom genommenes, oder daselbst geweihtes Schwerdt dem ägyptischen Sultan

geschenkt habe; wenn anders der Vorwurf nicht bloß soviel bedeutet, daß er christliche wider die Ungläubigen bestimmte Waffen diesen selbst übergeben hat. Genug, der Papst urtheilte, daß er seiner kaiserlichen Würde selbst entsagt, und als ein Verräther des Kaiserthums gehandelt habe. Er arbeitete überhaupt auf allen Seiten, sich Hülfe wider den Kaiser zu verschaffen, und diesem Feinde zu erregen. Insonderheit forderte er die Lombarden auf, ihm schleunig mit Soldaten beizustehen, wenn sie nicht von ihrem und der Kirche Feinde zulezt auch unterdrückt werden wollten; es reuete ihn jezt, sagte er, sie so oft unterstüzt zu haben. Hingegen erbot sich der Infant Peter von Portugal, die Beschüzung der Kirche zu übernehmen; diesem versprach Gregorius Ablaß für seine Sündenstrafen, wenn er mit einer Menge Reiterey der Braut Christi zum Beistande herbeyeilen würde. Er schickte Gesandte nach Deutschland, England und Irland, um Geld zum Kriege wider den Kaiser zu sammeln. In England und Schottland forderte er dazu den Zehnten von allen beweglichen Gütern der Geistlichen und Weltlichen, weil es die Sache der Kirche sey, welche verfochten werden müße: und in der That folgten in diesen Ländern darauf Erpressungen von einer außerordentlichen Art. Dem Erzbischof von Lyon befohl er, unter angedrohtem Banne, ihm persönlich und ohne Verzug eine Schaar Soldaten zuzuführen. Eine ähnliche Anordnung ließ er an den Bischof von Paris ergehen, indem, wie er ihm meldete, die Kirche in Gefahr stehe, durch Friedrichs Bund mit den Arabern, in eine grausame Knechtschaft versezt zu werden. In eben die spätern Monathe des Jahrs 1229. worinne der Papst solche Zurüstungen machte, rechnet auch Rainaldi die neuen Bannflüche, die er wider den Kaiser ausgesprochen; die Entbindung vom Eide der Treue,

die

die er allen Unterthanen desselben ertheilt, und die Excommunicationen, mit welchen er seine vornehmsten Befehlshaber, und andere Gegner der Kirche, belegt habe. Allein der Inhalt der päpstlichen Urkunde, die er einrückt, lehrt, daß sie zu der Zeit ausgestellt worden sey, da der Herzog von Spoleto die Anconitanische Mark angefallen hatte.

Um die Friedensunterhandlungen mit einem so furchtbaren Gegner, der schon damit umgieng, einen Enkel des ehemaligen Herzogs Heinrichs des Löwen, Otto, an Friedrichs Stelle zum deutschen Kaiser wählen zu lassen, glücklicher zu befördern, blieb nicht allein der Großmeister des deutschen Ordens zu Rom; sondern der Kaiser entbot auch als Mittelspersonen, den Herzog von Oesterreich, den Patriarchen von Aquileja, den Erzbischof von Salzburg und den Bischof von Regensburg, zu sich. Der Papst hingegen schickte zu gleicher Absicht zween Cardinäle in sein Reich: und nach vielen Schwierigkeiten, auch unter der Theilnehmung noch mehrerer ansehnlicher Männer, wurde endlich der Friede zwischen beiden Fürsten erst im Julius des Jahrs 1230, durch den Dominikanermönch Gualdo zu Stande gebracht. Er bestand aus folgenden Bedingungen. Innerhalb einem Jahre soll man sich darüber vergleichen, wie Gaeta und St. Agatha, auch alle Einwohner des Reichs mit ihren Gütern, die sich der Kirche ergeben hatten, mit Ehren der leztern, unter die Botmäßigkeit des Kaisers zurückkehren können: und findet man dieses nicht möglich, so sollen Schiedsrichter von beiden Seiten darüber entscheiden; unterdessen aber soll der Kaiser nicht zugeben, daß ihnen einiger Schaden zugefügt werde. Er versprach weiter, den Deutschen, den Lombarden, den Toscanern, und allen andern, auch gebohrnen Einwohnern des Reichs, die wider ihn die Parthey der Kirche

ergriffen hatten, völlig zu verzeihen, und sie in seinen Schutz zu nehmen; überdieß alle wider sie ergangenen Verordnungen aufzuheben. Endlich gab er die Versicherung, daß er weder selbst, noch durch andere, das Gebiet der Kirche angreiffen oder verwüsten wolle.

Merkwürdig ist es, daß unter diesen Bedingungen, des Kreuzzugs, der doch die Hauptquelle der Erbitterung zwischen dem Kaiser und dem Papste war, mit keinem Worte gedacht war. Allein ihre Händel waren so mannichfaltig und so tief in einander verwickelt; so viele geistliche und weltliche Großen von beiden Seiten, besonders von der päpstlichen, waren darein bis zum Verluste ihrer Aemter, Güter, des Aufenthalts in ihrem Vaterlande selbst, verflochten worden; der König hatte sich als Sieger schon so sehr den Gränzen des Papstes genähert, und dieser hatte für das erste dringende Bedürfniß so wenig ein hinlängliches Vertheidigungsheer in Bereitschaft, oder zu hoffen, daß beide Fürsten über ihre, ihrer Länder und Unterthanen oder Freunde Sicherheit und Ruhe, den Kreuzzug einsweilen vergaßen. Die Ehre und Macht der Kirche verlor ohnedem gar nichts bey diesem Vergleiche. Friedrich hatte eidlich versprechen müssen, ihren Befehlen in allem was seine Excommunication betraf, zu gehorchen. Einige Schlösser mußte er dem deutschen Großmeister zur Verwahrung im Nahmen der Kirche auf acht Monathe überlassen, damit sie sich desto mehr auf seine Treue in der Beobachtung der Bedingungen, verlassen könnte. Nachdem ihm die päpstlichen Gesandten alle Ursachen des wider ihn ergangenen Bannes in einer zahlreichen Versammlung eröfnet hatten: schwor er, daß er alles der Kirche und der Geistlichkeit entrissene wieder zurückgeben wolle; aber auch einige deutsche Reichsfürsten mußten noch besonders für ihn

Ge-

Gewähr leisten, daß er es thun werde. Eben so mußte er die eidliche Versicherung ertheilen, daß kein Clericus in irgend einer Sache vor weltlichen Gerichten verklagt, daß der Geistlichkeit gar keine Abgaben auferlegt, und alle Wahlen in Kirchen und Klöstern seines Reichs ganz frey vollzogen und bestätigt werden sollen. Hierauf hob erst der Bruder Gualdo das Interdict in denjenigen Kirchen des Reichs auf, über die es der Cardinal Pelagius hatte ergehen lassen; aber mit der Einschränkung, daß diejenigen, welche wegen ihres Angriffs auf das päpstliche Gebiet excommunicirt worden waren, dem Gottesdienste daselbst nicht beiwohnen durften. Endlich sprachen die päpstlichen Legaten den Kaiser von dem Kirchenbanne loß; der Papst bezeigte ihm in einem pomphaften Schreiben seine Freude darüber; indem er ihn deutlich mit dem Sünder, der zum Vergnügen des Himmels und der Erde Buße thut, verglich; auch besuchte ihn der Kaiser zu Anagni; sie giengen vertraut mit einander um: und ob sich gleich vor diese schönen Aussichten ein kleiner Nebel zog, weil Friedrich einige ungetreue Vasallen zu bestrafen anfieng; so schien er doch nunmehr mit dem Papste völlig ausgesöhnt zu seyn.

Diese Zeit der Ruhe, die sich mit dem Jahr 1230. für das sicilianische Reich anfieng, benützte Friedrich dazu, daß er manche wichtige neue Gesetze gab, und sie in eine Sammlung bringen ließ. Seiner frühern Verordnungen und Einrichtungen, durch welche er den Päpsten zu verstehen gab, daß er Herr in seinem Reiche seyn wollte, ist bereits oben (S. 61. fg. S. 76. fg.) gedacht worden. Nach seiner Zurückkunft aus Palästina fuhr er darinne fort; aber das Jahr 1231. wurde in dieser Absicht das fruchtbarste. In demselben befohl er, daß alle von ihm oder von seinem Statthal-

ter in seiner Abwesenheit ertheilten Freyheiten, um ferner gültig seyn zu können, seinem Hofgerichte vorgewiesen werden sollten. Dem Adel, welcher während des eben geendigten Kriegs, auf seinen Ländereyen und Schlössern Festungswerke und Thürme anzulegen befugt gewesen war, verbot er dieses schlechterdings. Wie viel die Prälaten, Grafen und Freyherren, welche königliche Lehne besaßen, an Pferden, Geld und dergleichen, zu den Reichsbedürfnissen stellen sollten, bestimmte er genau. Giannone hält es vor wahrscheinlich, daß der Kaiser in eben diesem Jahre das berühmte Gesez wider die Ketzer habe ausfertigen lassen, das eines der schärfsten von solchem Inhalte ist, und von dem Anfangsworte Inconsutilem den Nahmen führt. Er schließt dieses aus der Nachricht des Richard von San Germano, daß nicht allein zu Rom selbst einige Patarener entdeckt worden sind, die man zum Theil, weil sie unbekehrbar waren, verbrannt, zum Theil eingesperrt habe; sondern daß auch der Kaiser, weil sich zu Neapolis einige Ketzer von dieser Gattung fanden, den Erzbischof von Reggio, und seinen Marschall Richard dahin geschickt habe, welche verschiedene derselben hätten gefangen nehmen lassen. Allein dieser Zeitgenosse des Kaisers, der andere seiner Verordnungen bey dem gedachten Jahre herrechnet, sagt nichts von einer solchen. Ohnedem hatte Friedrich schon bey seiner römischen Krönung, wie in der Geschichte derselben, (S. 58. fg.) erzählt worden ist, einen den Päpsten so gefälligen Eifer gegen die erstgenannte und andere ketzerische Partheien sehr nachdrücklich an den Tag gelegt. Auch sind deutliche Spuren vorhanden, daß jenes fürchterliche Gesez, und andere gleicher Art, von ihm erst um das Jahr 1240. gegeben worden sind; obgleich, die Wahrheit zu gestehen, nicht alle Schwierigkeiten wegfallen, um welcher Willen man we-

nig-

wigstens das bekannteste derselben ins Jahr 1231. se-
zen möchte.

Gewisser ist es, daß Friedrich in diesem Jahre auf einem Reichstage (oder Parlamento) zu Melfi im Neapolitanischen, noch mehr Verordnungen ergehen, und zugleich über Betrüger, Spieler, Mörder, mit kostbarem Aufwande lebende, verbotene Waffen tragende, Gewaltthätigkeiten der Weiber, und andere Ausschweifungen, Untersuchungen anstellen, sodann Strafen auf dieselben folgen ließ. Alle diese und die vorhergehenden Gesetze des Kaisers für das sicilianische Reich, nebst denen, welche sich von den ältern Königen herschrieben, brachte sein Kanzler de Vineis in eine Sammlung, in welcher sie dem gedachten Reichstage übergeben wurden. Sie heissen noch daselbst die Verordnungen des Reichs. (Constituzioni del Regno.) In der Folge hat er bis zum Jahr 1243. immer mehrere hinzugesetzt, welche daher die neuen Verordnungen genannt werden, und von den berühmten Rechtsgelehrten, Thaddeo von Suessa, Roffredo von Benevento, und andern, in jene Sammlung eingeschaltet worden sind. Sie betrafen Kaufleute, Handwerker, Aerzte, Soldaten, Spieler, Notarien, Ackerbau, Getreide, Gewicht und Maaß. Im Jahr 1233, da er die allgemeine Versammlung zu Syracus in Sicilien hielt, gab er besonders das berühmt gewordene Gesetz, daß niemand im Reiche ohne ausdrückliche Erlaubniß des Königs sich mit Ausländern verheyrathen sollte: und dieses bey Verlust seines ganzen Vermögens. Er hatte zugegeben, daß die Lehen auch weiblich seyn sollten; und wollte also verhüten, daß sie nicht auf ihm unbekannte oder unangenehme Geschlechter fallen möchten.

Ueberhaupt zeigte er in seinen Gesetzen genug von der Regierungsklugheit, und erhob sich über manche

von der Geistlichkeit eingeführte Begriffe und Rechte ihres Standes. Nicht wenig änderte er in Ansehung der Ehen und der geistlichen Güter; unbewegliche an sich zu bringen, verbot er dem Clerus gänzlich. So hatte er er schon im Jahr 1220. päpstliche Vergünstigungen während seiner Minderjährigkeit aufgehoben, und dem nur zu reichen und mächtigen Abt von Monte Cassino einen Theil seiner weltlichen Hoheit, die ihm von seinem Vater Heinrich geschenkt worden war, wieder entzogen. Gregorius der neunte, der an einer Sammlung päpstlicher Verordnungen oder Decretalen arbeiten ließ, welche in jedem Reiche den ersten Rang behaupten sollten, äußerte vergebens sein Mißfallen über die damals sehr ungewöhnliche Freyheit, mit welcher Friedrich über kirchliche Angelegenheiten entschied. Dieser Fürst wandte vorzüglich auch große Sorgfalt auf die Beförderung des Ackerbaues; oder vielmehr der allgemeinen Betriebsamkeit seiner Unterthanen. „Es ist mir daran gelegen, schrieb er an seine Beamten, daß meine Unterthanen wohlhabend sind; auf den fleissigen Anbau des Landes muß vornemlich gesehen werden; man muß dem Landmanne für seinen überflüßigen Ertrag Käuffer verschaffen; ohne doch die Preise der nothwendigsten Bedürfnisse deswegen steigen zu lassen.“ Als im Jahr 1231. Apulien von einer unermeßlichen Menge Heuschrecken bedeckt wurde, mußte auf seinen Befehl jeder Landmann vor Sonnenaufgang, bey Strafe einer Unze Goldes, vier Hauffen derselben an die bestimmten Leute zum Verbrennen liefern. Das Zuckerrohr, welches man schon längst in Sicilien bauete, wurde doch nicht regelmäßig bearbeitet; er ließ daher zween Kenner nach Palermo kommen, um diese Manufactur in Aufnahme zu bringen. Zur Beförderung des innern und auswärtigen Handels that er vieles. Betrügerischen Kaufleuten drohte er

im

im ersten Fall eine Geldstrafe; im zweyten die Einbuße einer Hand, und im dritten den Tod; eine doppelte Strafe sollten diejenigen leiden, welche Fremde betrügen würden. Maaß und Gewicht sollte nur der Hof hergeben; für die Goldschmiede sezte er eine genaue Bestimmung des Gehalts ihrer Arbeiten fest. Selbst für die Zucht der Cameele sorgte er, mit welchen damals ein beträchtlicher Handel getrieben wurde. Er legte verschiedene Seehäfen in Sicilien und auf dem festen Lande seines Reichs an, um den Fremden den Eingang zu erleichtern, und stiftete sieben allgemeine Jahrmärkte in eben so vielen neapolitanischen Städten. Alle diese Anstalten und Gesezе Friedrichs wurden als weise und nüzlich angesehen, so lange er und sein Haus auf dem sicilianischen Throne saßen. Weniges ist darunter vielleicht seinen Unterthanen lästig geworden; wie der ausschließende Kauf vom Salze, Eisen und einigen andern Waaren, den er sich vorbehielt. Mit der bald nach ihm folgenden Regierung des Hauses Anjou, kamen auch die päpstlichen Grundsäze in diesem Reiche wieder empor: und das Ansehen jener Verordnungen nahm sowohl durch die Fürsten selbst, als durch den Tadel der Rechtsgelehrten, ungemein ab. Die Könige vom Aragonischen Stamme gaben ihnen dasselbe wieder. Von den Oesterreichischspanischen Königen sind sie zwar größtentheils verändert worden; allein soweit man sie nicht ausdrücklich widerrufen, oder durch ein langwieriges entgegenstehendes Herkommen in Abgang gebracht hat, behalten sie noch jezt ihre Gültigkeit.

Friedrich und Gregorius waren seit dem Jahr 1230. Freunde geworden; aber nur, wie sie es ohngefähr werden konnten. Dem Papste gefiel die Strenge nicht, mit welcher der Kaiser den gegen ihn ehemals so feindseelig gesinnten Tempelherren und Johanniter-

oder Hospital-Rittern ihre Güter entriß, und diejenigen seiner Unterthanen, welche auch die Parthey des Papstes genommen hatten, zwang, nach Palästina überzuschiffen; er ermahnte ihn, gegen beide sich gnädiger zu bezeigen. Der Kaiser hingegen, der, durch Erfahrungen dieser Art gewarnet, sich keinen ähnlichen, zumal von einem so nahen geheimen Gegner, wieder aussezen wollte, demüthigte alle übelgesinnte oder verdächtige, welche Unruhen erregen konnten; gab seiner Regierung eine neue Festigkeit, und traf, gleichsam voll Ahndung eines bevorstehenden Kriegs, auf allen Seiten des Reichs Vertheidigungsanstalten. Im Jahr 1232. ließ er alle Schlösser an den Gränzen Campaniens in einen wehrhaftern Zustand sezen; fuhr damit im folgenden Jahre in andern Gegenden fort; erbauete ein neues Schloß zu Capua; machte Nocera in Apulien zu einer mit Arabern besezten Festung; befohl aber die Mauern von Trosa niederzureissen, weil diese Stadt sich immer so willig für den Papst wider ihn erklärt hatte. Besonders kehrte Gaeta sehr ungern im Jahr 1233. unter seine Herrschaft zurück; er nahm ihr also das Recht, ihre Bürgermeister zu wählen; regierte sie an Statt derselben durch seine eigene Beamten, und hielt sie durch dreyssig neu erbauete Thürme, welche zugleich die Festungswerke dieser Zeiten abgaben, im Zaum. Der Herzog von Spoleto, sonst sein Statthalter, hatte sich an seinen Geldern vergriffen; er ließ ihn deswegen gefangen sezen, und seine Güter einziehen. Der Bruder desselben Berthold zog sich zwar in ein festes Schloß; er mußte sich aber gleichfals ergeben: und Friedrich jagte sie beide aus dem Reiche; obgleich der Papst für diese seine ehemaligen heftigen Feinde mehr als einmal bat. Man hat gemuthmaaßt, daß der Herzog mit dem Papste in ein geheimes Verständniß getreten, und daß dieses die Haupturſache gewesen sey, warum ihn der Kaiser

ser so hart behandelt habe. Wahrscheinlich wird es freylich durch den Eifer, mit welchem sich der Papst seiner angenommen hat.

Nach so vielen päpstlichen, morgenländischen und sicilianischen Händeln, durch welche sich Friedrich hatte drängen müssen, war es für ihn nothwendiger als jemals, endlich auch auf sein deutsches und lombardisches Reich einige besondere Aufmerksamkeit zu wenden. Das leztere, für ihn das nächste, war auch das erste, worinne er versuchen mußte, einen festen Grund für sein Ansehen zu finden, wenn er anders auch nur die Verbindung mit dem deutschen sicher unterhalten wollte. Während jener Unruhen, die ihn ganz beschäftigten, hatten die lombardischen Städte sich in ihrem Streben nach Unabhängigkeit immer mehr verstärkt. Zwar gab es unter ihnen auch kaiserlichgesinnte, wie Modena, Parma und Cremona: wenn gleich weit schwächer als die Gegenparthey; doch voll von Muth und Tapferkeit. Diese drey Städte hatten sogar vor Kurzem den Kriegsvölkern von Bologna und zum Theil auch von Meiland, (den beiden mächtigsten Städten von der guelfischen Seite,) in einem hizigen Treffen eine gänzliche Niederlage beigebracht. Allein dieser Vortheil war nur vorübergehend: und die beiden gedachten Städte erneuerten bald darauf, während daß die Friedensunterhandlungen zwischen dem Kaiser und dem Papste fortgeführt wurden, in Gegenwart eines päpstlichen Gesandten, am Ende des Jahrs 1229. zu Verona, ihr offenbar gegen den Kaiser gerichtetes Bündniß mit Mantua, Piacenza, Vercelli, Bresçia, Alessandria, Torino, Padova, Trevigi, Como und Verona. Damit es auch seine Stärke desto ungetheilter zeigen könnte, vermittelte der Papst einen achtjährigen Stillstand zwischen diesen und den Städten

ten von der gibellinischen Parthey. Die Meiländer, übermüthiger als alle andere, weil sie ihre Kräfte fühlten, und das kaiserliche Haus wegen alles dessen haßten, was sie von Friedrich dem ersten nicht ohne ihre Schuld erlitten hatten, störten allein den durchgängig in Italien wiederhergestellten Frieden: gleichsam um alle Welt sehen zu lassen, wie ungelegen für sie derselbe geschlossen worden sey. Sie griffen den Markgraf von Montferrat und den Graf von Savoyen, als dem Kaiser ergebene Fürsten an, verwüsteten ihr Land, und sezten sich darinne fest. Im Jahr 1231. vereinigten sich abermals mehrere von diesen Städten zu Mantua eidlich mit einander. Und doch waren die Lombarder nicht einmal in dem Innern ihrer Städte einig und ruhig; die Feindschaft zwischen dem Adel und dem Volke stiftete öfters wüthende Ausbrüche von Feindseeligkeit.

Im Grunde war der Papst, ohne es scheinen zu wollen, das Haupt von dem Bündnisse der Lombarden: an ihnen fand er jezt eben eine solche Stütze wider die Rechte und Unternehmungen des Kaisers auf das päpstliche Gebiet, als ehedem die normännischen Könige von Sicilien waren. In seinem Munde hatte also die Ermahnung an den Kaiser, er möchte die Lombarden nicht beunruhigen, keinen andern Sinn, als diesen, er möchte sie ruhig an der Vernichtung des kaiserlichen Ansehens in Oberitalien fortarbeiten lassen. Aeußerlich unterdessen gab er dem Kaiser alle Merkmale der Freundschaft. Als dieser Fürst im Jahr 1231. einen Reichstag nach Ravenna ausschrieb, auf welchem nicht nur sein Sohn, der römische König, und die deutschen Reichsstände, sondern auch die lombardischen, erscheinen sollten: trug der Papst den Bischöfen in der Lombardey auf, den von ihm mit dem Kaiser errichteten

Frie-

Frieden, auch dort, und besonders hierinne beobachten zu lassen, daß man die deutschen Stände ganz ungehindert zu dem Kaiser reisen und zurückkehren lassen möchte. Er hatte von dem Kaiser verlangt, diejenigen Gesezze aufzuheben, welche ihm das Ansehen eines Verfolgers der Geistlichkeit gäben; da sich nun Friedrich durch diese und andere Ausdrücke beleidigt fand: antwortete er ihm, es sey alles bloß aus dem Geiste der Liebe geflossen. Auch hatte sich der Kaiser darüber beschwert, daß ihm der Papst den Titel eines Königs von Jerusalem nicht beigelegt habe. Das ist, schrieb ihm dieser wieder, nicht aus Mangel an Gewogenheit gegen ihn; sondern aus Ursachen geschehen, welche ihm Bevollmächtigte des Papstes sagen würden; jezt aber ertheile er ihm denselben, und ermahne ihn zugleich, das heilige Land den Ungläubigen zu entreissen. Eben dieser Papst aber, der sich als den Schiedsrichter von Italien betrug, und dem Kaiser nach Gefallen Titel verweigerte oder zugestand, konnte mit genauer Noth seine Oberherrschaft zu Rom behaupten. Eine Empörung der dortigen Einwohner hatte ihn genöthigt, sich vier Jahre lang in benachbarten Städten aufzuhalten: und erst im Jahr 1230, da sie durch eine fürchterliche Ueberschwemmung der Tiber in Bestürzung geriethen, war er auf ihre Einladung dahin zurückgekommen. Doch sie wurden bald von neuem über ihn mißvergnügt, weil er ihren Senator, seinen Hauptfeind, hatte hinrichten lassen, und in dem kleinen Kriege, den sie mit der nahen Stadt Viterbo eigenmächtig führten, zu partheiisch für die leztere schien. Er verschaffte sogar dieser Stadt, wie die Römer glaubten, einige Hülfsvölker von dem Kaiser: und endlich nöthigte ihn der bewaffnete Widerstand, den er zu Rom fand, aus dieser Hauptstadt im Jahr 1230, abermals zu flüchten. In dieser Bedrängniß bat er

den

den Kaiser um Beistand wieder die Römer; allein dieser entschuldigte sich mit den Unruhen, die er selbst in Sicilien zu dämpfen hätte. Ein Schriftsteller dieses Zeitalters, der in seiner Lebensgeschichte Gregors den Kaiser mit Schmähworten und Beschuldigungen überhäufft, versichert auch, daß derselbe die Uneinigkeit zwischen dem Papste und den Römern, durch Bestechung einiger Großen unter ihnen, genährt habe. Einem andern Zeugen würde man dieses leichter glauben; denn daß er diese Bewegungen gern gesehen habe, bedarf keines Beweises. Uebrigens mag er den Papst mit eben der Münze bezahlt haben, die er von ihm empfieng. Er ließ ihm um diese Zeit durch seine Gesandten melden, daß er stets geneigt sey, die Feinde des Glaubens und der Kirche wieder zu bekriegen: und der Papst lobte nicht allein in seiner Antwort dieses Vorhaben ungemein; sondern erklärte ihm auch weitläufig, es könne zwischen der Kirche, als Mutter, und dem Kaiser, ihrem Sohne, den sie innigst liebe, nicht anders als die beste Uebereinstimmung fortdauern. Einen kleinen Verweis gab er ihm jedoch bald hernach, daß sich die Araber in seinem Reiche erkühnt hätten, eine Kirche in einen Stall zu verwandeln, und erinnerte ihn, die zu große Freyheit, die er ihnen verstattet habe, nicht dahin ausarten zu lassen, daß diese Kinder Belials, die beständig in der Knechtschaft gehalten werden sollten, die Kinder des Lichts angriffen.

Mittlerweile hatte der von dem Kaiser nach Ravenna ausgeschriebene Reichstag eben so wenig nach seinem ganzen Entwurfe gehalten werden können, als derjenige, den er in frühern Jahren zu Cremona angesezt hatte. Man braucht nicht einmal zu muthmaaßen, (wiewohl es glaublich genug ist,) daß die Lombarden hierüber ihre geheimen Verhaltungsvorschriften von dem

dem Papſte erhalten haben; ohngeachtet er zween Cardinäle an ſie ſchickte, um ſie mit dem Kaiſer zu vergleichen. Verbunden wider ihn, wie ſie größtentheils waren, mußten ſie dieſes Ausſchreiben als einen neuen Verſuch anſehen, ihre Kette durchzubrechen, und da weder der Kaiſer noch die deutſchen Reichsſtände ohne Kriegsvölker zu erwarten waren, ſich mit denſelben in einem Theil der Lombardey feſtzuſezen. Sie ſperrten alſo alle Zugänge aus Deutſchland in ihr Land; mehrere deutſche Edelleute, welche hatten durchdringen wollen, wurden von ihnen gemißhandelt; verkleidet und durch Umwege kamen einige Reichsfürſten noch zu Ravenna an. Am Ende des Jahrs 1231. ſtellte der Kaiſer dennoch eine wenig zahlreiche Verſammlung daſelbſt an. Aber ſelbſt dasjenige, wodurch er ſeinen Unwillen gegen die vereinigten Lombarden zu erkennen gab, ſchlug nicht zu ſeinem Vortheil aus. Da er den Städten dieſer Gegenden, auf welche er noch rechnen konnte, unterſagte, ſich ihre vornehmſte obrigkeitliche Perſon (Podeſtà genannt,) aus den Städten der Gegenparthey zu wählen: ſo beleidigte er dadurch die Genueſer, welche dazu einen Meiländer beſtimmt hatten, ihn auch würklich einführten. Ueberdieß hatte er ſeinem Statthalter im Königreiche Jeruſalem anbefohlen, die Genueſer eben ſowohl als andere nicht vorzüglich begünſtigte Nationen, für ihre ausgeführte Waaren zehn vom Hundert zahlen zu laſſen; ſie weigerten ſich deſſen, und konnten auch nicht dazu angehalten werden. Darauf ließ der Kaiſer ihre Waaren in ſeinem ganzen Reiche in Beſchlag nehmen. Die Folge davon war dieſe, daß ſich mehr als halb Genua an den lombardiſchen Bund wandte; daß die Genueſer an den Küſten von Paläſtina Friedrichs Schiffe beſiegten, und nur durch die zurückgegebenen Waaren

und Gefangenen von ihm in der Treue erhalten werden konnten.

Um sich mit seinem Sohne, dem Könige Heinrich, und den deutschen Fürsten, die so wenig als dieser durch das Thal von Trident nach Italien zu kommen vermochten, unterreden zu können, mußte er im Jahr 1232. nach Aquileja reisen. Er seegelte bey dieser Gelegenheit auch nach Venedig; bestätigte den Venetianern desto mehr die ihnen von seinen Vorfahren bewilligten Handlungsfreyheiten, je mehr Eifersucht zwischen ihnen und den Genuesern herrschte, und wußte sie überhaupt in der Neigung gegen sich zu stärken. Gregorius verlangte, daß sowohl er als die Lombarden Abgeordnete nach Rom schicken sollten, damit ein Vergleich zwischen ihnen gestiftet werden könnte. Allein der Kaiser beklagte sich in einem Schreiben an die Cardinäle bitter über jene Städte, und gab dem Papste nicht undeutlich Schuld, daß er hierbey durch seine Maaßregeln die Ehre des Kaisers und des Reichs hintangesezt habe; erinnerte auch die Cardinäle, darauf bedacht zu seyn, daß nicht andere Fürsten, wenn sie dieses erführen, abgeschröckt würden, sich dem willkührlichen Urtheile der Kirche zu überlassen. Der Papst lehnte den Vorwurf der Partheilichkeit von sich ab; bemerkte zur Entschuldigung der Lombarden, daß sie auf eine gerichtliche Untersuchung angetragen hätten, ohne daß die kaiserlichen Sachwalter beym päpstlichen Stuhl sich darauf einließen; und was die vierhundert Soldaten betreffe, welche sie zum Kreuzzuge hätten stellen sollen, so wisse er wohl, daß er diesen ohne Billigung der römischen Kirche unternommen habe.

Wenn die scheinbare Vermittelung zwischen dem Kaiser und den Lombarden, wovon sich der Papst das Ansehen gab, nichts fruchtete: so stand Friedrich damals

mals wenigstens mit den Arabern im besten Vernehmen. Nach dem Vorurtheil dieser Zeit, welches die Geistlichkeit schon längst geheiligt hatte, war es nicht allein unerlaubt, sondern sogar sündlich, daß ein christlicher Fürst mit jener oder einer andern ungläubigen Nation in freundschaftliche Verbindungen trat. Unaufhörliche Kriege bis zu ihrer Ausrottung, oder doch Vertreibung aus allen Ländern, die ehedem Christen zugehört hatten, mit ihnen zu führen; das war die Pflicht, welche der Papst und sein Clerus eifrigst predigten, weil sie unter ihrer Aufsicht und zu ihrem Gewinn ausgeübt werden sollte. Friedrich, gewohnt sich über sein Jahrhundert zu erheben, dachte auch hierinne freyer und aufgeklärter als dasselbe. Sein sicilianisches Reich war nur durch einen Theil des mittelländischen Meeres von den arabischen Staaten in Africa getrennt; die Sicherheit des Reichs, besonders der Schiffahrt und Handlung der Sicilianer, kam also zum Theil auf die Gesinnungen dieser Nachbarn an. Er hatte würklich auch bereits in einem kurzen Kriege ihnen die Insel Gerbe weggenommen. In welche Verhältnisse gegen sie er in den Morgenländern gekommen sey, ist schon erzählt worden. Ob er sich dort mit den Waffen in der Hand erschöpfen; oder die durch einen Vergleich erlangten Vortheile auf eben diesem Wege befestigen sollte? das konnte wohl nicht zweifelhaft heissen. Tausende seiner arabischen Unterthanen, die ehemals auch die Ruhe seiner Regierung gestört hatten, sollte er nach dem Willen des Papstes im knechtischen Zwange erhalten, auch wider ihren Willen durch Dominicanermönche im Christenthum unterrichten lassen; oder gar aus dem Reiche vertreiben. Eine gesündere Staatsklugheit leitete ihn bey diesem allem: und er erndtete auch die Früchte derselben zeitig ein. Schonend und duldsam gegen die verschiedensten Religions-

begriffe, sezte er bloß wegen dieser auch keinen Muhammedaner herab, und zog ihn wohl gar, wenn Treue, Redlichkeit und andere Eigenschaften desselben es forderten, vielen Christen vor. Er gewann daher die Hochschätzung und das Vertrauen der Araber in ausnehmendem Maaße. Der Vertrag, den er mit dem Sultan von Babylon oder Aegypten geschlossen hatte, und der insonderheit darum von dem Patriarchen zu Jerusalem so sehr verschrieen worden war, weil er durch den Widerspruch des Sultans von Damascus völlig unsicher wäre, wurde von eben diesem Fürsten, nachdem er volljährig geworden war, vollkommen bestätigt. Er schickte zugleich Gesandte an den Kaiser, und mit demselben Geschenke, darunter ein Gezelt merkwürdig war, in welchem sich eine Penduluhr dergestalt nach dem Laufe der Sonne und des Mondes angebracht zeigte, daß derselbe sehr genau nach Monathen und Stunden bezeichnet ward. Man schätzte ihren Werth auf neun und zwanzig tausend Mark Silbers: und da der Kaiser sich selbst mit der Naturkunde beschäftigte, so machte sie ihn desto mehr Vergnügen. Man erzählt, daß sie nachmals in den öffentlichen Schatz von St. Marcus zu Venedig gekommen sey; jezt befindet sie sich wenigstens nicht darinne. Die Ehre welche er diesen Gesandten erwies, und die Vertraulichkeit seines Umgangs mit ihnen, waren vielen anstößig; noch anstößiger kam ihnen die Gesandtschaft vor, welche er von dem Fürsten der Aßaßinier, (einer streitbaren asiatischen Nation, die zwischen dem phönicischen Gebürge, Damascus und Antiochien in festen Lägern wohnte,) den man auch, weil er seinen Siz am Libanon hatte, den Alten vom Berge nannte, bekam. Man beschuldigte diesen Fürsten gefährlicher Nachstellungen gegen das Leben der Christen in den morgenländischen Gegenden; mithin streuete die Verleumdung, in Religions-

gionshaß gekleidet, aus, daß sich Friedrich desselben bediene, seine ansehnlichern Feinde aus dem Wege zu räumen; da er doch bloß wegen seiner allgemeinen Angelegenheiten in Palästina, ein gutes Verständniß mit jenem benachbarten Fürsten nüzlich gefunden hatte. Mit dem nähern arabischen Fürsten oder Chalifen in Africa, Abbuißac, (so nennt ihn die Urkunde, und den Kaiser unter andern auch König von Sachsen,) schloß er im Jahr 1230. einen zehnjährigen Vergleich, darinne ausgemacht wurde, daß man einander von beiden Seiten alle gemachte Gefangene, bis auf diejenigen, welche ihre Religion verändert hätten, zurückgeben; daß weder die schiffahrenden Kaufleute des sicilianischen Reichs in den africanischen Häfen, noch die arabischen in den Häfen des gedachten Reichs künftig einige Plackereyen ausstehen; daß die Araber auf der Insel Corsica von einem Befehlshaber ihrer Nation, den Friedrich dahin schicken würde, regiert werden; dagegen sich aber verpflichten sollten, alles zu ersezen, was die arabischen Seeräuber im mittelländischen Meere den christlichen Unterthanen des Königs nehmen würden; Genua, Pisa, Marseille und Venedig ausgenommen; als welche schon ihre besondern Verträge mit dem Chalifen eingegangen hätten. Friedrich versprach auch seiner Seits, alles wiederzugeben, was seine Unterthanen den Africanern entrissen hätten; die weiter nicht mehr zehn von Hundert für ihre Waaren in seinem Reiche zahlen sollten. Am natürlichsten war es, daß der Kaiser seine arabischen Unterthanen, einen zahlreichen, streitbaren, und an Treue gegen ihn desto mehr wachsenden Hauffen, je besser ihm begegnet wurde, vorzüglich begünstigte. Sie leisteten ihm im Kriege treffliche Dienste; den Italiänern waren keine seiner Soldaten so furchtbar, als diese; er durfte nicht befürchten, daß sie mit ihren Landsleuten in Africa nachthei-

lige Verbindungen eingehen würden. Was ihre vom Papste vorgeschlagene Bekehrung zum Christenthum betraf, antwortete er, bey einigen von ihnen sey sie ihm bereits gelungen; und es sollten noch mehr Versuche darüber angestellt werden.

Es war Friedrichs Schicksal um diese Zeit, mit Ausländern und Nichtchristen in einem verwünschten Vernehmen zu leben; in seinen Reichen hingegen von mehrern Seiten beunruhigt zu werden. Er schloß im Jahr 1232. ein Bündniß mit dem Könige von Frankreich, Ludwig dem neunten, in welchem sie einander versprachen, daß jeder dem andern seine Feinde und Aufrührer gegen ihn anzeigen, dieselben nicht unterstützen, vielmehr gefangen nehmen lassen wolle; und mit dem Könige von England wollte der Kaiser keine Ludwigen unangenehme Verbindung errichten. Allein in Cypern und Palästina hatten die Kriegsvölker, welche er hingesandt hatte, um seine Oberherrschaft über jene Insel und die Stadt Berytus zu behaupten, nur ein abwechselndes Glück, und mußten zuletzt Cypern verlassen. Der Papst that ihm bey dieser Gelegenheit würklichen Vorschub; auf den Befehl desselben insonderheit stifteten die Tempelherren und Johanniterritter, die er zur Treue gegen den Kaiser aufmunterte, einen für ihn erträglichen Frieden. Vielleicht würde er selbst dahin geeilt seyn, wenn nicht im Jahre 1232. zu Messina in Sicilien durch die drückenden Erpressungen seines dortigen Befehlshabers eine Empörung ausgebrochen wäre, die sich im folgendn Jahre nach Catanea, Syracusa, und in andere Städte der Insel fortpflanzte. Durch Friedrichs Gegenwart und thätigen Muth wurden sie alle bald zur Unterwerfung gezwungen, und die Anführer des Aufruhrs scharf bestraft. Nur Centoripi, auf einem steilen Berge gelegen, wehrte sich

äußerst

äußerst hartnäckig; er ließ es daher, nachdem es sich ergeben hatte, schleifen: und die noch übrigen Einwohner mußten eine andere Stadt anlegen, welche den Nahmen Agosta bekam. Der Papst, der unterdessen durch den fortwährenden Aufstand der Römer immer noch aus Rom vertrieben war, suchte dagegen Hülfe bey dem Kaiser: und es fiel ihm ein, sich darüber zu beklagen, daß dieser Fürst, den die sicilianische Empörung so sehr beschäftigte, ihm nicht wenigstens einen Feldherrn mit einem großen Kriegsheere zugeschickt hätte. Er kehrte zwar im Jahr 1233. von dem Senator Roms und einigen Großen eingeladen, in diese Hauptstadt zurück, wurde darinne mit vieler Ehrerbietung aufgenommen, und theilte eine nicht geringe Summe Geldes aus, um sich beliebt zu machen; mußte sie aber im Jahr 1234. schon wieder verlassen, weil sich die Unruhen bald wieder entzündeten.

In einer andern Lage würde Friedrich vielleicht aus diesen römischen Händeln wichtige Vortheile gezogen haben. Allein da er selbst ähnliche in seinem Reiche zu dämpfen hatte; sein Ansehen in der Lombardey so wankend blieb, und die Kräfte seines Reichs von ihm gar nicht benüzt werden konnten: so war für ihn auf jener Seite nichts zu hoffen. Ohnedem würden die Römer, die den Papst mißhandeln konnten wie sie wollten, um ihm nach ihrer Willkühr unterworfen zu seyn, die Regierung des Kaisers, der völlig Herr in seinem Reiche zu seyn verstand, nicht leicht angenommen haben. Sie bewarben sich zwar um seinen Schuz; er konnte aber aus ihren Maaßregeln selbst schließen, daß sie ihn nicht zum Herrn verlangten. Denn außerdem daß sie dem Papste das Recht völlig absprachen, sie mit kirchlichen Strafen zu belegen, und sogar ein jährliches Geld von ihm für die Vertheidigung der Kirche forderten,

suchten sie das Gebiet ihrer Stadt weit herum über viele Städte und Schlösser auszubreiten; legten Besazungen in dieselben; schlugen ihr Wapen oder die altrömische Ueberschrift S. P. Q. R. (der Senat und das römische Volk) darinne an, und ließen sich Steuern daselbst bezahlen; so wie sie unter andern auch das Münzrecht behaupteten, päpstliche Gebäude zu Rom zerstörten, und die Geistlichkeit vor ihr Gericht zogen. Auf der andern Seite hatte Gregorius an seiner geistlichen Größe, und an den Lombarden solche Stüzen, die ihn selbst zu Rom schwerlich ganz fallen ließen. Da der Kaiser überdieß durch den Papst allein hoffen konnte, mit den Lombarden einigermaaßen ausgesöhnt zu werden, und dagegen besorgen mußte, eben derselbe möchte die gefährlichen Bewegungen, die sein Sohn Heinrich in Deutschland eben angefangen hatte, begünstigen: so hielt er es vor rathsam, seine Parthey wider die Römer zu nehmen. Daß er ihm zur Hülfe im Jahr 1234. eine Schaar deutscher Kriegsvölker nach Viterbo gesandt, und selbst ein Schloß der Römer, aber vergebens, belagert habe, ist gewiß. Nur versichern die päpstlichen Schriftsteller, er habe diesen Beistand nicht anhaltend und würksam geleistet; obgleich der Papst selbst den Lombarden Nachricht von seinem Bündnisse mit ihm ertheilt hätte, damit sie dasselbe nicht befremden, und sie seine Soldaten aus Deutschland durchziehen lassen möchten; von kriegerischen Unternehmungen sey er geschwind in sein Reich zu Jagdergözlichkeiten zurückgeeilt; und wenn gleich deutsche Ritter die Römer glücklich zurückgeschlagen, und dem Papste den Besiz des Sabinergebiets wieder erworben hätten; so wären es doch nur solche gewesen, die der Papst in seine Dienste genommen habe. Deutsche hingegen erzählen, daß die deutschen Soldaten des Kaisers dem Papste zur Wiedererlangung seines Gebiets

verhol-

verholfen haben. Allem Ansehen nach ist dieser Widerspruch daraus entstanden, weil Friedrich nicht so viel und persönlich in diesem kleinen Kriege gethan hat, als der Papst oder doch seine Anhänger erwarteten.

Auch der Papst erwies dem Kaiser einen Dienst, wie ihn diese beiden Fürsten einander leisten konnten, deren Staatsvortheile so unvereinbar waren. Friedrich hatte in der Lombardey noch immer einige Große und Städte, die ihm zugethan blieben. Der furchtbarste von allen war der berühmte Krieger, Ezzelin der dritte, ein sehr reicher und mächtiger Edelmann zu Trevigi. Dieser eroberte für ihn im Jahr 1232. Verona, wodurch eine Verbindung mit Deutschland eröffnet ward. Allein die benachbarten welfischen Städte fiengen deswegen sogleich an, das Gebiet von Verona grausam zu verwüsten; und der Krieg, der dem Kaiser wegen der deutschen Angelegenheiten sehr zur Unzeit kam, breitete sich noch weiter aus. Gregorius erklärte sich zum Friedensmittler. Da sich der Kaiser dieses eben so, wie die Lombarder, gefallen ließ: so thaten seine Gesandten, zween Cardinäle, im Jahr 1233. den Ausspruch, daß er die Verbundenen, den Markgrafen von Montferrat, und die Städte Meiland, Brescia, Bologna, Piacenza, Padova, Como, Mantua, Ferrara und Faenza wieder zu Gnaden aufnehmen, und ihnen auch im Nahmen seines Sohns Heinrich vergeben sollte; sie aber sollten fünfhundert Mann zur Vertheidigung des heiligen Landes stellen, sobald die römische Kirche dieselben fordern würde, und mit ihren Nachbarn von der kaiserlichen Parthey den Frieden unterhalten.

Sehr wenig gewann Friedrich auch durch diesen Vergleich; weil ihn aber überaus dringende und wichtige Geschäfte aus Italien wegriefen: so bedurfte er

desselben. Sein Sohn Heinrich war seit dem Jahr 1220, da er Deutschland verlassen hatte, in einem siebenjährigen Alter römischer König; wiewohl ihn Richard von San Germano etwas früher gebohren werden läßt. Während seiner Minderjährigkeit führte zuerst Engelbert, Erzbischof von Cöln, und nachdem dieser im Jahr 1225. ermordet worden war, der Herzog Ludwig von Baiern die Staatsverwaltung. Friedrich hörte auch, ohngeachtet seiner langen Abwesenheit von Deutschland, niemals auf, eine entscheidende Oberaufsicht bey den wichtigsten Angelegenheiten dieses Reichs auszuüben. Keine derselben machte mehr Aufsehen, und hatte größere Folgen, als die Gefangennehmung eines Königs von Dänemark durch einen deutschen Grafen. Schon seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts hatten jene Könige angefangen, die ihrem Reiche gegen über liegende wendische oder slavische Länder und Nationen an der Ostsee unter ihre Botmäßigkeit zu bringen. Sie waren darinne so glücklich gewesen, daß ihnen das heutige Pommern mit der Insel Rügen, Mecklenburg und Holstein, damals Nordalbingien genannt, mit ihren Fürsten und andern Großen, sich unterwerfen mußten. Mit dem Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts nannten sie sich daher Könige der Wenden, und Herren von Nordalbingien. Waldemar der zweyte, der damals auf den Thron kam, war der mächtigste von diesen Eroberern; er schloß auch im Jahr 1214. zu Metz mit dem Kaiser einen Vertrag, durch welchen ihm, mit Einwilligung der deutschen Stände, alle Rechte des Reichs auf die gedachten Länder abgetreten wurden. Allein im Jahr 1223. ward er von dem Grafen Heinrich von Schwerin, dem er die Hälfte seiner Grafschaft entrissen hatte, mit seinem Prinzen gleiches Nahmens, auf einer Insel in der Ostsee überfallen,

fallen, und in das Schloß des Grafen Dannenberg gefangen fortgeführt. Vergebens drang der Papst, unter andern auch gegen den Kaiser, auf die Loßlassung der beiden Fürsten; obgleich darüber auf Reichstägen gehandelt wurde. Vielmehr bedienten sich jezt mehrere deutsche Große und Städte, welche durch die Könige von Dänemark ihr Gebiet oder ihre Unabhängigkeit verloren hatten, der Gefangenschaft Waldemars, um eines von beiden wieder zu erwerben.

Zwar wurde schon im Jahr 1224. durch den Großmeister des deutschen Ordens, den der Kaiser deswegen nach Deutschland geschickt hatte, ein Vergleich gestiftet, Kraft dessen Waldemar alles was er dem deutschen Reiche jenseits der Elbe entzogen hatte, demselben zurückgeben, seine Krone von dem Kaiser zur Lehn tragen, und vierzigtausend Mark Silber für sein Lösegeld zahlen sollte. Doch nur der König nahm diesen Vergleich an; die dänischen Stände, und seiner Schwester Sohn, der Graf Albrecht von Orlamünde, Reichsverweser von Dänemark, verwarfen denselben. Albrecht, der mit den Waffen in der Hand einen vortheilhaftern erzwingen wollte, wurde von dem Grafen Heinrich und seinen Bundsgenossen geschlagen, gefangen und ebenfals nach Dannenberg gebracht. Endlich bewilligte dieser Graf dem gefangenen Könige unter folgenden Bedingungen die Freyheit: er sollte ihm fünf und vierzig tausend Mark Silber zur Auslösung zahlen; dem deutschen Reiche alle seine Eroberungen in demselben, bis auf Rügen, zurückgeben, auch den deutschen Kaufleuten in Dänemark alle Handlungsfreyheit verstatten. Unter den handelnden Städten, welche die dänische Herrschaft hatten erkennen müssen, war Lübeck die vornehmste, und lange vorher eine freye deutsche Reichsstadt gewesen. Jezt bat sie den Kaiser,

ihr

ihr zur Widererlangung ihrer Freyheit behülflich zu seyn; und er da einigen benachbarten Großen ihre Unterstützung empfolen hatte, empörte sie sich mit dem glücklichsten Erfolge gegen die Dänen. Desto übler gelang dem Könige Waldemar sein Versuch, sich des abgedrungenen Vergleichs, durch welchen er frey geworden war, mit den Waffen zu entledigen; wiewohl ihn auch der Papst Honorius der dritte, an welchen er sich gewandt hatte, von der Verbindlichkeit, denselben zu beobachten, loßsprach. In der Schlacht bey Bornhövede im Holsteinischen, welche er im Jahr 1227. den wider ihn verbundenen Fürsten lieferte, erlitt er eine gänzliche Niederlage, und sein Freund Otto von Braunschweig gerieth in die Gefangenschaft. Dieser Fürst, ein Enkel Heinrichs des Löwen, der sich daher auch Herzog von Sachsen nannte, und gewöhnlich Otto das Kind oder der Knabe heißt, weil er bey dem Tode seines Vaters erst acht Jahr alt war, hatte zwar von seinem Oheim, dem rheinischen Pfalzgrafen Heinrich, die Stadt Braunschweig und einen ansehnlichen dazu gehörigen Strich Landes, durch eine feyerliche Uebergabe erhalten. Allein da Heinrichs Tochter Irmengard, vermählte Markgräfinn von Baaden, an dieses Gebiet Ansprüche zu haben glaubte, und dieselben dem Kaiser verkaufte, der ihr dafür einige andere Ländereyen abtrat: so lief Otto Gefahr, dasselbe, besonders während seiner Gefangenschaft, zu verlieren. Der römische König versuchte es zweymal im Jahr 1227. ihm die Stadt Braunschweig zu entreissen; aber allemal vergebens. Im Jahr 1228. fiel sogar sein Dienstadel (welchen man Ministerialen nannte,) von ihm ab: und benachbarte Bischöfe unterstützten ihn auf Betrieb des Kaisers; doch fand Otto auch diesesmal eine nachdrückliche Hülfe an den Markgrafen von Brandenburg. Es war übrigens eben derselbe

selbe Otto, dem der Papst vor kurzem ohne alle Würkung das Kaiserthum angetragen hatte; wenn Friedrich dieses wußte, so hätte es ihm allein die Waffen gegen denselben aus den Händen winden sollen.

Das gute Vernehmen zwischen dem Kaiser und seinem Sohne Heinrich dauerte fort, bis dieser ohngefähr sein zwanzigstes Jahr erreicht hatte. Was und wer ihn um diese Zeit von seinem Vater abwendig gemacht habe, darüber ist man nicht ganz einig. Ein italiänischer Geschichtschreiber gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts, Bernardino Corio, versichert als etwas Bekanntes, es sey der Papst gewesen, der den jungen Prinzen zu einem Bündnisse mit den Lombarden wider seinen Vater verleitet habe. Natürlich ist der Argwohn allerdings: und viele Neuere sind ihm daher ohne Bedenken beigetreten. Allein das Betragen des Papstes gegen den römischen König streitet damit so sehr, daß man diese Meinung nicht wohl länger fortpflanzen darf. Er schrieb nicht allein aufs nachdrücklichste wider denselben an die deutschen Reichsstände; ermahnte sie, ihn, der so Pflichtvergessen sey, den sie in seinem abscheulichen Vergehen nicht so weit hätten fortschreiten lassen sollen, davon zurückzuziehen; und entband alle, die ihm etwan gehuldigt hätten, von ihrem widerrechtlichen Eide; sondern trug auch dem Bischof von Regensburg, kaiserlichem Siegelbewahrer, auf, wenn er fände, daß einige deutsche Prälaten dem römischen Könige anhiengen, ihnen zu befehlen, daß sie innerhalb zwey Monathen sich vor dem päpstlichen Stuhl stellen sollten. Ja der Erzbischof von Salzburg belegte eben diesen Fürsten, im Nahmen des Papstes, mit dem Kirchenbanne. Freylich war damals Gregorius mit dem Kaiser so wohl zufrieden, daß er in dem gedachten Schreiben von ihm sagte, Gott habe

ihn

ihn zur Beschützung des Priesterthums bestimmt; er erwartete nemlich von ihm Beistand gegen die aufrührerischen Römer. Es zeigen sich aber auch keine frühern Spuren von Anstiftungen des Papstes, durch welche Heinrich gereizt worden wäre. Vielleicht ist diese Beschuldigung daraus geflossen, weil die Meiländer und andere Lombarder, die schon lange in dem Ruf standen, Schritte von dieser Art nicht ohne päpstlichen Rath zu wagen, auf Heinrichs Bewerbung sich mit ihm verbunden haben, und im Begriff gewesen sind, ihn zum Könige von Italien zu wählen. Schriftsteller dieser Zeiten lassen Heinrichs Widerwillen gegen seinen Vater aus der vorzüglichen Liebe entstehen, welche dieser für seinen jüngern Sohn Conrad geäußert habe, und die auch unleugbar zu seyn scheint. Einige unserer neuesten Geschichtschreiber hingegen leiten die Schuld von dieser Begebenheit, auf eine für den Kaiser weit nachtheiligere Art, von ihm selbst her. Sie bemerken, daß er sich wohl in seinem sicilianischen Reiche an ganz andere Grundsäze gewöhnt haben möge, als die in Deutschland herrschend und der Reichsverfassung gemäß waren; daher habe ihm manches mißfallen, was Heinrich angeordnet hätte, und dieser habe sogar etwas widerrufen müssen, was auf einem Reichstage von ihm vorgeschrieben worden war; da nun sein Ansehen dadurch habe leiden, und ein Mißtrauen in seine Gewalt erfolgen müssen: so habe er in eine seiner Urkunden sezen lassen, er genieße der vollkommensten königlichen Gewalt; und überhaupt habe er, weil sich sein Vater zwölf bis dreyzehn Jahre in Italien aufgehalten, auch sich der deutschen Angelegenheiten wenig angenommen hätte, leicht auf die Gedanken kommen, oder von andern überredet werden können, daß ihm in der deutschen Regierung mehr Macht gebühre, als ihm sein Vater anvertrauet hätte. Diesen

Ver-

Vermuthungen fehlt es nicht an Wahrscheinlichkeit; doch reichen sie nicht zu, um den Grund von der Mißhelligkeit zwischen dem Kaiser und seinem Sohne fast allein in dem Betragen des erstern zu suchen. Von den für Deutschland fremden Grundsäzen, welche Friedrich bey der Regierung desselben hätte anbringen wollen, ist nichts bekannt. Gewissermaaßen trat er sogar diese Regierung früher an, als die sicilianische; führte sie, soviel man weiß, völlig gesezmäßig; blieb acht Jahre hindurch im deutschen Reiche; und wenn er in der Folge auch abwesend sein höchstes Ansehen über den sehr jungen römischen König behauptete: so that er nichts, als was ihm gebührte. Könnte man Beschwerden der deutschen Stände über gewaltsame Maaßregeln Friedrichs, und über Verlezungen ihrer Rechte, beibringen: so würden jene Muthmaaßungen noch etwas mehr Gewicht haben. Er selbst sagt in mehr als einem Schreiben, daß ihm sein Sohn ungehorsam geworden sey, und sich derjenigen als Rathgeber bedient habe, denen er wegen Uebermuths und Undankbarkeit seine Gnade entzogen hätte; oder die ihm um bekannter Verbrechen Willen, mit Recht verdächtig geworden wären; indem er sich Schmeichlern ergeben habe, hätten sie seine Güter geplündert, und seine Sitten täglich verdorben. Alles dieses bringt zwar kein ganz festes Urtheil über den Ursprung dieser Händel hervor; allein es wird doch dadurch glaublich, daß der junge unerfahrne Prinz, unter dessen Regierung auch sonst die Räubereyen unerträglich hoch gestiegen seyn sollen, von Leuten, welche über seinen Vater mißvergnügt waren, verleitet worden sey, die lange Abwesenheit desselben und die Gesinnungen der Lombarden dergestalt zu benüzen, daß er sich in Deutschland und Italien eine eigene Parthey zu machen suchte.

Schon

Schon war es damit so weit gekommen, daß er im Herbste des Jahrs 1234. zu Boppard im Erzbißthum Trier eine Zusammenkunft mit einigen Reichsfürsten hielt, und sie durch Bitten, Geld und Drohungen zu einem Bündnisse wider seinen Vater zu bringen bemühte. Es gab auch nicht wenige, längs dem Rhein, welche sich dazu bereden ließen: vermuthlich weil sie glaubten, daß Friedrich zu entfernt, zu tief in die italiänischen Unruhen verwickelt, und durch die verbundenen Lombarden zu sehr von Deutschland abgeschnitten sey, als daß seine Gegenwart so bald zu besorgen wäre. Doch dieser Fürst, unter dessen hervorstechenden Eigenschaften die Geschwindigkeit keine der geringsten war, schiffte im Frühling des Jahrs 1235. nach Aquileja hin, und kam gar bald durch das Oesterreichische bis an den Rhein; ob ihm gleich sein Sohn den Zutrit in das innere Deutschland zu verwehren suchte. Er fand die Parthey desselben noch schwach; hingegen die meisten Stände für sich wohlgesinnt; und selbst Heinrichs Anhänger verließen ihn nunmehr; wozu das oben genannte Schreiben des Papstes nicht wenig beigetragen haben soll. Genöthigt also, seinen Vater um Gnade anzuflehen, erhielt er sie auch. Da er aber die Festungen nicht auslieferte, wie er versprochen hatte, insonderheit das Schloß Drifels, von welchem man noch im jezigen Zweybrückischen einige Reste sieht: so ließ ihn Friedrich gefangen sezen, und im folgenden Jahre nach Apulien bringen, wo er sechs Jahre darauf als ein Gefangener starb. Auf die erhaltene Nachricht von seinem Tode, erklärte der Kaiser in einem Schreiben an alle Prälaten des dortigen Reichs, daß zwar die Pflicht eines Richters über seine väterlichen Gesinnungen die Oberhand habe behalten müßen; daß er aber gleichwohl den Tod seines Sohnes beweine, und

daher

daher verlange, daß für die Ruhe seiner Seele alle kirchliche Feyerlichkeiten beobachtet werden sollten.

Friedrichs Anwesenheit in Deutschland veranlaßte auch einen der größten und berühmtesten Reichstage, der im Jahr 1235. zu Mainz, oder wie man damals sprach, Mauganze, (nach dem lateinischen Moguntia,) gehalten wurde. Es waren auf demselben beinahe alle Reichsfürsten, und mit den Rittern und Edelleuten über zwölf tausend Menschen zugegen, die unter Zelten wohnten, und alle von dem Kaiser unterhalten wurden. In dieser Versammlung wurde, außer der feyerlichen Absezung des römischen Königs, Heinrichs des siebenten, ein allgemeiner Landfriede für Deutschland beschworen; die alten Geseze wurden bestätigt, und neue ausgefertigt. Alle diese Schlüsse des Reichstags aber wurden, deutsch auf Pergament geschrieben, jedermann bekannt gemacht. Diese lezte Nachricht ist fast merkwürdiger, als der Inhalt der Schlüsse selbst. Denn Reichsgeseze wegen des Landfriedens, oder wegen der Beobachtung einer gesezmäßigen öffentlichen Ruhe und Sicherheit, waren schon so viele in Deutschland ohne merklich großen Erfolg gegeben worden, und es wurden noch manche ähnliche mit gleichem Schicksal ertheilt, bis man erst am Ende des funfzehnten Jahrhunderts so glücklich war, seine Absicht hierinne zu erreichen. Aber aus der angeführten Nachricht eines gleichzeitigen Schriftstellers haben die allermeisten Neuern geschlossen, es sey dieses der erste Reichstag gewesen, dessen Abschied oder Schlüsse in deutscher Sprache aufgesezt worden wären. Daß man Urkunden aller Art bisher lateinisch ausgefertigt habe, und in dieser Gewohnheit, wenige Fälle ausgenommen, noch lange fortgefahren sey, ist bekannt. Eben deswegen haben einige Gelehrte nicht glauben

wollen, daß schon diesmal die erste Ausnahme mit Reichstagsschlüssen gemacht worden sey; vielmehr verstehen sie jene Worte nur von einer deutschen Uebersezung, in welcher der ursprünglich lateinische Reichsabschied zum Gebrauch aller Deutschen bekannt gemacht worden sey. Allein die Stelle des gedachten Schriftstellers scheint zu deutlich das Gegentheil zu sagen; er würde sich anders haben ausdrücken müssen, wenn er bloß eine Uebersezung gemeint hätte. Man kann hinzusezen, daß deutsche Sprache und Dichtkunst überhaupt unter der Regierung des schwäbischkaiserlichen Hauses ein neues Leben bekommen haben; daß die Hofgerichtsordnung Friedrichs von eben diesem Jahr 1235. auch deutsch abgefaßt ist; und daß sich aus den spätern Zeiten dieses dreyzehnten Jahrhunderts noch mehr theils kaiserliche, theils andere deutsch geschriebene Urkunden erhalten haben.

Wenn aber durch den Schluß des Mainzer Reichstags der allgemeine Friede in Deutschland nicht völlig wiederhergestellt wurde: so traf wenigstens Friedrich auf eben demselben eine Anstalt, die manchen feindseligen Ausbruch der Streitigkeiten zwischen den deutschen Ständen verhindern konnte. Weder die ehemalige Gewalt der königlichen Pfalzgrafen oder Hofrichter; noch das sogenannte Fürstenrecht, ein Gericht, welches auf den Reichstagen oder außerhalb derselben, in Zwistigkeiten der Fürsten, und bey Klagen über dieselben, von Herren ihres Standes gehalten wurde, hatten bisher viele Würksamkeit in der Erhaltung der öffentlichen Ruhe gezeigt. Jezt errichtete der Kaiser zu dieser Absicht ein neues Hofgericht. Ein Hofrichter vom hohen Adel sollte an Statt des Kaisers alle Tage, wenigstens ein Jahr lang, zu Gerichte sitzen, und über alle vor ihm angebrachte Klagen Recht

sprechen;

sprechen; doch nach dem Ausspruche gewisser Beisitzer oder Urtheiler, wie man damals redete; über welche aber nichts näher bestimmt wurde. Nur behielt sich der Kaiser solche Angelegenheiten zur Entscheidung vor, welche das Leben, die Ehre, die Rechte, die Erbgüter und die Lehen der Fürsten und anderer vornehmer Herren betrafen: denn dabey wollte er selbst den Vorsiz im Fürstenrechte führen. Unterdessen war doch der Gewinn, den man aus dieser neuen Veranstaltung zog, nicht so rein und groß, als man unter einer andern Verfassung hätte erwarten können. Ungewiß war die Fortdauer von dem Aufenthalte des Kaisers in Deutschland; die kaiserliche Hofhaltung wurde öfters von einem Orte in den andern verlegt, wohin ihr also auch das Hofgericht und die Kläger folgen mußten; und kam es endlich zu einem Urtheil: so blieb noch die Hauptfrage übrig, wer es gegen Fürsten und andere mächtige Beklagte vollstrecken sollte? Daher mußten die Befehdungen oder Privatkriege fortwähren, weil man durch dieselben öfters sich weit schneller Recht verschaffte, oder doch zu verschaffen glaubte, als durch das kaiserliche Hofgericht. In diesem haben einige neuere Gelehrten das Bild und die Grundlage des heutigen kaiserlichen und Reichshofraths zu sehen vermeint; mit dem es jedoch nur eine entfernte Aehnlichkeit hat.

Auf eben diesem Reichstage zu Mainz im Jahr 1235. brachte der Kaiser noch eine andere Angelegenheit zu Stande, deren Folgen viel sicherer und wichtiger waren: die Aussöhnung seines Hauses mit dem Welfischen, durch die Errichtung des Herzogthums Braunschweig-Lüneburg. Der hundertjährige Groll, den jene beiden Häuser gegen einander genährt hatten, und der für das Welfische von den schädlichsten Würkungen gewesen war, hatte nicht al-

lein durch Friedrichs Kampf mit Otto dem vierten um das deutsche Reich; sondern auch durch die Angriffe neue Nahrung bekommen, welche er auf die Erbländer von dessen Brudersohn, Otto dem Kinde, vornahm. Nunmehr erboten sich einige Reichsfürsten gegen den Kaiser, ihn mit diesem Herrn auszusöhnen, dem er ohnedieß einige Verbindlichkeit schuldig war. Er willigte auch darein, seine Ansprüche auf das Braunschweigische dem Reiche zu überlassen, und dagegen die alten Rechte, welche Otto von seinem Großvater Heinrich dem Löwen auf das Herzogthum Sachsen zu haben behauptete, von welchem er auch den Titel, mit Widerspruch der nunmehrigen Herzoge von Sachsen aus dem Anhältischen Hause, fortführte, auf eine andere Art zu vergüten. Otto erschien also auf dem Reichstage; warf sich vor dem Kaiser nieder, und trug ihm seine Braunschweig-Lüneburgischen Erbländer zur Lehn auf. Diese gab ihm der Kaiser als ein Herzogthum zurück, das auf der Stadt Braunschweig und auf dem Schlosse Lüneburg beruhen sollte. Dergestalt bekam Otto nur für seinen bisherigen herzoglichen Titel einen andern; aber seine erblichen Güter wurden nicht allein in Lehn verwandelt, sondern auch mit dem außerordentlichen Vortheil, daß darinne selbst die Töchter erblich nachfolgen könnten: und sogar die Zehnten von den Bergwerken zu Goslar, die sonst den deutschen Königen gehörten, wurden ihm und seinen Nachkommen, als Landesherren zugesprochen. Dieser Vergleich wurde auch dadurch erleichtert, daß Friedrich, der vor einigen Jahren seine zweyte Gemahlinn Jolantha verloren hatte, im Jahr 1235. noch vor dem Mainzer Reichstage, seine dritte Vermählung mit Isabella, Schwester des Königs von England, Heinrichs des dritten, vollzog, und dadurch in Verbindung mit einem königlichen Hause trat, das mit dem

Wel-

Welfischen verwandt, auch für dasselbe längstens sehr günstig gesinnt war.

Nunmehr glaubte Friedrich, daß die Zeit vorhanden sey, da er die Ausführung des größten und schwersten seiner Entwürfe, die Bezwingung der Lombarden, unter den besten Hoffnungen versuchen könnte. In den neuesten Zeiten haben ihn deutsche Geschichtschreiber von vielem Scharfsinne wegen nichts so streng beurtheilt, als eben wegen dieses Entwurfs. Sie haben denselben einen unseeligen Gedanken genannt, der ihn in weit größere Schwierigkeiten, als ehemals seinen Großvater, verwickelt, und endlich seiner ganzen Familie den Untergang gekostet habe; einen unzeitigen Entwurf, der hundert Jahre später wohl hätte gelingen können; aber nicht damals, da in einer Menge volkreicher, mächtiger, unter sich unabhängiger und kriegerischer Städte, die so viele Streiter als gesunde Bürger ins Feld stellen konnten, der entschlossenste Freyheitsgeist noch frisch aufgelebt, die Ueppigkeit bey ihnen noch nicht überhand genommen, der Uebermuth sie noch nicht zu so vielen innerlichen Zwistigkeiten verleitet habe; da sie von außen niemand mehr zu fürchten, und von den Päpsten eine beständige Unterstüzung zu erwarten hatten. Auf der andern Seite giebt es so vieles, was diese Unternehmung Friedrichs in einem weit vortheilhaftern Lichte darstellt, und — so weit sich eine bloß historische Vertheidigung, das heißt, durch nichts als Thatsachen, denken läßt — dieselbe für ihn zu leisten scheint, daß auch dieses hier nicht fehlen darf. Es war nicht die Eroberungssucht eines Fürsten, der Länder, welche er zur Ründung seines Gebiets bequem gelegen findet, unter dem ersten besten Vorwande angreift; oder seinen einzigen Ruhm in kriegerischen Heldenthaten sezt. Friedrich hatte so alte, so ungezwei-

selte Rechte auf das lombardische Reich zu behaupten, daß selbst seine gefährlichsten Feinde, und denen am meisten daran lag, daß er sie nicht behauptete, die Päpste, sie im Grunde ihm nicht absprechen konnten; nicht einmal die Lombarden selbst leugneten ihm solche ganz ab; sie wollten nur seine Oberherrschaft unter Bedingungen erkennen, durch die sie von ihrer Willkühr abhängig ward. Schwer, mißlich und kühn war der Entwurf allerdings, jene Rechte durchaus geltend zu machen; einer Privatperson hätte man es nicht verdenken können, wenn sie ihn, ohngeachtet aller Aufforderungen, aus Liebe zur Ruhe aufgegeben hätte. Aber ein deutscher König und Kaiser hatte andere Pflichten; seine Nachkommen auf dem Thron, die Nachwelt überhaupt, zogen ihn deswegen zur Rechenschaft, wenn er es unterließ, mit angestrengten Kräften auf dieses Ziel loßzugehen. So lange er nicht Herr von der Lombardey war, konnte er, wie bisher, noch öfters in den beschimpfenden Fall kommen, sich aus Italien durch Umwege in sein deutsches Reich gleichsam einschleichen zu müssen, und beinahe die Verbindung mit dem leztern zu verlieren. Auch sein Ansehen gegen die Päpste und in Italien überhaupt, kam großentheils darauf an, wie viel er in der Lombardey zu sagen hatte. Die Stellung, in welcher er sein Unternehmen anfieng, war auch ungleich günstiger, als diejenige, worinne sein Großvater mit den Lombarden gefochten hatte. Dieser mußte seine Waffen gewissermaaßen gegen ganz Italien richten; die Lombarden, der Papst, und der König beider Sicilien, waren alle wider ihn vereinigt. Sein Enkel hingegen war selbst König von Sicilien, und konnte also, wie es schon die Erfahrung gezeigt hatte, den Papst von dieser Seite im Zaum halten. So viele Bewaffnete auch die lombardischen Städte zu stellen vermögend waren; so konnte doch

schon

schon ein Theil der deutschen Kriegsmacht unter einem Anführer, wie Friedrich war, der sich auch auf den Beistand mehrerer ihm ergebenen Städte in jenen Gegenden verlassen konnte, weit beträchtlicher heissen. Befand sich zu seiner Zeit der Freyheitstrieb der verbundenen Städte in seinem ersten Aufleben: so mußte er besorgen, daß derselbe nach einem Menschenalter oder noch später zu einer Höhe und Stärke emporgewachsen seyn dürfte, die ihn unbezwinglich machten. Die gröste von allen Unbilligkeiten würde wohl diese seyn, Friedrichs und seines Großvaters Entwurf hauptsächlich nur nach dem Erfolge, den er gehabt hat, zu richten.

Dem Papste entgiengen die Absichten des Kaisers gegen die Lombarden nicht, die ihm desto furchtbarer vorkamen, weil, wenn sie ausgeführt wurden, auch er ohnfehlbar unter die kaiserliche Herrschaft zurückkehren mußte, und dieses nicht bloß Folge, sondern höchst wahrscheinlich eben so sehr Absicht des Kaisers war, als alles übrige. Gregorius bot ihm daher im Jahr 1235. abermals, so wie auch den Lombarden, seine Vermittelung an; weil sonst, wie er hinzufügte, ohne wiederhergestellte Einigkeit, der so nöthige Kreuzzug nicht Statt finden könne. Der Kaiser willigte mit der Bedingung darein, daß diese Händel noch zu Ende des Jahrs geschlichtet werden, und beide Theile sich nach dem Schiedsrichterlichen Ausspruche, er bey Strafe von dreyssig tausend Mark Silber, die Lombarden unter angedrohtem päpstlichem Banne, richten sollten. Allein ob sie gleich der Papst auf diese Frist vorforderte, und dem Kaiser versicherte, sie hätten sich ganz in die Hände der Kirche übergeben; so äußerten sich doch dabey unübersteigliche Schwierigkeiten; es that auch keine Würkung, als der Papst diesem Fürsten meldete, es hätten schon einige Könige und viele

Edelleute sich zum Kreuzzuge entschlossen; mithin würde es das schlimmste Beispiel seyn, zu einer solchen Zeit einen Krieg anzufangen; die Kirche, der man vorwerfen könnte, sie hätte die Fürsten hintergangen, werde dieses nicht leiden können. Dagegen erklärte sich Friedrich, die Beleidigungen der Lombarden wären ihm länger unausstehlich, und bat den Papst, ihm, wenn sie keinen billigen Frieden eingehen wollten, im Kriege wider sie beizustehen. Endlich, da dieser immer darauf bestand, der Kaiser sollte nur alles dem apostolischen Stuhl überlassen, damit die Lombarden sich zum heiligen Kriege rüsten könnten: nahm Friedrich eine ihm mehr gebührende Sprache gegen den Papst an. „Italien, schrieb er ihm, ist meine Erbschaft: und „das ist der ganzen Welt bekannt. Nach einem fremden Gebiete streben, und sein eigenes im Stiche „lassen, würde ehrsüchtig und ausschweifend seyn; besonders da die Italiäner, und vorzüglich die Meiländer, mich durch so übermüthige Beleidigungen gereizt, und mir durchaus die schuldige Ehrerbietung „verweigert haben. Ueberdieß bin ich ein Christ, und „ich mag seyn wie ich will, doch ein unwürdiger Knecht „Christi, gerüstet zur Bezwingung der Feinde des „Kreuzes. Da nun so viele Ketzereyen in Italien „nicht bloß hervorsprossen; sondern gar zum Walde „aufwachsen, und das Unkraut bereits in den italiänischen Städten, vornemlich zu Meiland, die Saat „zu ersticken anfängt: so hieße es, eine Wunde, in „welcher tief das Eisen steckt, mit oberflächlichen Erwärmungen lindern, und eine ungestaltete Narbe, nicht „eine Heilung, bewürken, wenn ich auf die Sarazenen feindlich losgehen, und jene Ketzer ungebessert „vorbeygehen wollte. Ich bin außerdem allein und „ein Mensch; auch einer so großen Arbeit nicht gewachsen, daß ich die so zahlreichen und tapfern ungläubi-

„gen

„gen Feinde des Kreuzes ohne ſtarke Begleitung an„greiffen ſollte, um ſie zu bezwingen. Da ich auch „weiter ohne anſehnliche Schätze ein ſo ſchweres Ge„ſchäfte nicht unternehmen kann: ſo habe ich die Reich„thümer jenes Landes zum Dienſte und zur Rache des „Gekreuzigten beſtimmt; indem die ganze Welt weiß, „daß Italien an Waffen, Pferden und Geld einen „Ueberfluß hat.“

Man hat bey dieſem Schreiben des Kaiſers angemerkt, daß er darinne ſeine Begierde nach der Herrſchaft von ganz Italien frey geſtanden; doch ſie zugleich mit einem frommen Vorwand beſchönigt habe. Allein das erſtere war nichts anders, als was jedermann wußte, und von ihm als Kaiſer erwarten konnte; Kreuzzüge aber und Ketzer, deren der Papſt zu Rom ſelbſt und überall ſo viele fand, ihm anbieten, hieß bloß in der ihm gefälligen Kirchenſprache reden. Es ſcheint auch aus einem andern Schreiben des Kaiſers vom Jahr 1236. zu folgen, daß es ſein Ernſt geweſen ſey, noch einmal mit der verſtärkten Macht von Deutſchland und Italien ins gelobte Land zu ziehen. Denn er beruft ſich darinne auf das herannahende Ende ſeines Stillſtands mit dem Sultan von Babylon, und will eben darum im Sommer des gedachten Jahres einen allgemeinen Reichstag ſeiner italiäniſchen Stände zu Parma halten, damit vor einer neuen morgenländiſchen Unternehmung die Ketzerey in Italien ausgerottet, die Rechte des Kaiſerthums wiederhergeſtellt, Friede und Genugthuung für jedermann geſtiftet werden könnten. Der Papſt, der ſich immer noch das Anſehen eines Friedensvermittlers gab, ſchickte deswegen einen Cardinal in die Lombardey, und verlangte von dem Kaiſer, daß er den Großmeiſter des deutſchen Ordens eben dahin abgehen laſſen möchte. Friedrich

aber begegnete, als er nach Italien gekommen war, dem päpstlichen Gesandten schimpflich und drohend; litt ihn weiter nicht an seinem Hofe, und beschwerte sich nicht nur über ihn bey dem Papste, sondern gab auch diesem selbst Partheilichkeit für die Lombarden Schuld. Obgleich der Papst sich und seinen Gesandten mit rednerischem Unwillen rechtfertigte; so ist doch das Zeugniß seines Zeitgenossen Paris, daß er den Meiländern heimlich beigestanden habe, seinen bekannten Gesinnungen noch gemäßer.

Unter diesen Bemühungen also beider Fürsten, nicht sowohl Frieden zu schließen, als die Absichten, welche jeder dem andern zutrauete, zu vereiteln, rückte Friedrich, nachdem die von ihm gesezte Frist ohne Nutzen vorbeygegangen war, im Sommer des Jahrs 1236. mit seinem Kriegsheere über Verona in Italien ein. Ein im Nahmen aller geistlichen und weltlichen Fürsten des deutschen Reichs, welche ihn dahin begleitet hatten, an die benachbarte Stadt Bresçia, welche keine der geringsten im lombardischen Bündnisse war, abgelassenes Schreiben enthält die Drohung, daß nicht allein diese Fürsten, sondern auch alle noch abwesende, so lange mit ihren Gemahlinnen und Kindern in Italien bleiben würden, bis alle aufrührerische Lombarden genöthigt worden wären, sich ihrem Oberhaupte zu unterwerfen. Es ist aber nicht unrecht gemuthmaaßt worden, daß der Kaiser dieses Schreiben wohl selbst möge eingegeben, und die Theilnehmung der deutschen Reichsstände an diesem Kriege furchtbarer vorgestellt haben, als sie würklich war. Denn man weiß, daß ihm nur wenige Fürsten ihre Kriegsvölker zugeführt haben.

Sein Fortgang war jedoch in diesem Feldzuge schnell und ansehnlich. Vereinigt mit dem vornehmsten

sten seiner Getreuen in der Lombardey, Ezzelin, ingleichen mit den Kriegsvölkern der Städte Cremona, Parma, Reggio und Modena, machte er Eroberungen im Gebiete von Mantua und Brescia; schlug die Paduaner, Trevisaner und Vicentiner, welche von dem Marggrafen von Este angeführt wurden, aus dem Felde; und bemächtigte sich Vicenza, welches von der Wuth seiner Soldaten verbrannt wurde. Um die Lombarden auch durch Güte an sich zu ziehen, ließ er gleich darauf eine allgemeine Vergebung bekannt machen; befohl seinen Feldherren, jedem seine unbeweglichen Güter wiederzugeben, und mit den Bürgern von Vicenza liebreich umzugehen. Er hatte noch da er mit seinem Heere bereits bis Cremona vorgerückt war, die Friedensunterhandlungen nicht ganz unterlassen. Da die Lombarden verlangten, daß er die Bedingungen des Vergleichs selbst angeben möchte: so forderte er von ihnen, sie sollten ihn als ihren Kaiser und Herrn erkennen; ihm und dem Reiche den Eid der Treue leisten; vor ihm und seinen Bevollmächtigten den wider sie Klagenden genugthun; auch ihm, den Prälaten, Markgrafen, Herzogen, Grafen und allen, welche landesherrliche Rechte von ihm und dem Reiche hätten, dieselben zurückgeben. Dafür behielt er ihnen ihre Rechte völlig vor, welche sie sowohl vor italiänischen als deutschen Fürsten, wie es in allen Reichen recht und gewöhnlich sey, frey erlangen könnten. Weil er jedoch glaubte, daß er von ihnen beleidigt worden wäre, und daß sie vieles wider die Ehre des Reichs begangen hätten, welches sie zu rechtfertigen oder zu entschuldigen suchten: so könnten sie, nach ihrer Wahl, sich entweder vor ihm, als ihrem ordentlichen Richter, vertheidigen; oder ohne gerichtliches Geräusche zu einer hinlänglichen Genugthuung erbieten. Er versprach auch, die ihnen etwan zuerkannte Strafe aus kaiserlicher Gnade zu mildern,

dern, und ihnen übrigens vollkommene Sicherheit zu gewähren, wenn sie sich vor Gerichte stellen würden. Allein von diesen Bedingungen wollten die Lombarden durchaus nichts wissen; sie beharrten dabey, daß sie sich an den Costnizer Frieden halten wollten, der im Jahr 1183. von Friedrich dem ersten geschlossen, und worinne ihnen, obgleich der Kaiser ihr Landesherr blieb, beträchtliche Regierungsrechte zugestanden worden waren. Friedrich der zweyte hingegen verwarf diesen Frieden, weil er dem Reiche nachtheilig wäre, und mit der Kirchenfreyheit gänzlich stritte. Es lag noch selbst in diesem Frieden ein fester Grund für die kaiserliche Obermacht; allein die Lombarden hatten auch daneben ihre eigene erbauet.

Unvermuthet nöthigte ihn eine Angelegenheit in Deutschland, noch vor dem Ende des Jahrs 1236. in dieses Reich zurückzukehren. Friedrich der streitbare, Herzog von Oesterreich, dessen Schwester der ehemalige römische König Heinrich der siebente zur Gemahlinn genommen hatte, beunruhigte schon seit geraumer Zeit alle seine Nachbarn, und auch andere Fürsten, auf das feindseligste. Seine Unterthanen, vornemlich der Adel, beklagten sich über unzählige Gewaltthätigkeiten und Ungerechtigkeiten, die er verübte. Dem Kaiser selbst begegnete er verächtlich und übermüthig; erschien auf keinem Reichstage oder Hoflager, zu welchem er vorgeladen wurde; verband sich sogar wider ihn mit den Meiländern und andern Lombarden; suchte den Fürsten der Assassinier gegen den Kaiser aufzuhetzen, und auch den Papst auf seine Seite zu ziehen. Endlich erklärte ihn Friedrich, kurz vor seinem Zuge nach Italien, auf einem Hoftage zu Augsburg, nach dem Urtheil der anwesenden Fürsten, in die Reichsacht. Dem Könige von Böhmen, dem Herzoge von Baiern, und einigen Bischöfen trug er

die

die Vollstreckung der Acht auf; diese verheerten ganz Oesterreich, und brachten es bis auf einige feste Schlösser, in welchen sich der Herzog behauptete, unter die Gewalt des Kaisers. Als dieser aber selbst aus Italien ankam, und mehrere deutsche Fürsten ihm zu Hülfe zogen, auch der österreichische Adel seine Parthey ergriff: mußte sich ihm, außer dem allergrößten Theil von Oesterreich, auch Steyermark und Krain unterwerfen. Die Hauptstadt Wien ergab sich ihm, der Unterdrückungen ihres Herzogs müde, freywillig. Daher erhob er sie im Jahr 1237. zu einer Reichsstadt; verordnete, daß sie künftig jährlich von den Kaisern, auch mit Zuziehung der Bürger, wenn es nöthig wäre, einen Richter oder Befehlshaber bekommen sollte, ohne daß sie dieser zu andern Abgaben zwingen dürfte, als welche sie gutwillig erlegen wollten; nur sollten keine Juden, als welchen schon längst eine verdiente unaufhörliche Knechtschaft zugesprochen worden sey, öffentliche Bedienungen daselbst erlangen; die Wiener sollten in allen Klagsachen nach ihren Rechten und Gewohnheiten von ihren Mitbürgern gerichtet werden; ausgenommen die Beleidigung der kaiserlichen Majestät, und Verrätherey der Stadt, bey welchen Verbrechen auch Ausländer am Gerichte Antheil nehmen sollten; und außer der allgemeinen Reichsfreyheit der Wiener Bürger, sollten sie auch vom Strandrechte befreyet seyn, oder bey einem Schiffbruche ihre geretteten Güter wieder erhalten. Friedrich legte überdieß bey dieser Gelegenheit einigen vorläufigen Grund zu der weit später ausgebildeten und reifenden Universität zu Wien, indem er dem Vorsteher (magister) der Schulen daselbst, den er oder seine Nachfolger bestellen würden, alle Macht ertheilte, nach dem Rathe kluger Männer in dieser Stadt, andere Lehrer in den Facultäten zu setzen, die hinlänglichen Unterricht geben könnten. Doch

diese

diese Reichsfreyheit Wiens dauerte nur bis zum Jahr 1240. Um diese Zeit bemächtigte sich der Herzog ihrer und seines ganzen Landes; wozu er gleich nach der Abreise des Kaisers aus Deutschland den Anfang machte. Dieser Fürst söhnte sich wieder mit ihm aus; er durfte auch die seiner Hauptstadt ausgestellte kaiserliche Urkunde dadurch vernichten, daß er die güldene Bulle, oder das daran hängende Siegel zerbrach. Es ist sogar noch ein schriftlicher Entwurf zu einer Urkunde vorhanden, aus welcher man sieht, daß der Kaiser Willens gewesen sey, diesem Herzoge von Oesterreich die königliche Würde zu ertheilen, und das Herzogthum Krain für ihn in ein mittelbares oder Reichsafterlehn zu verwandeln; worein schon mehrere Fürsten gewilligt hatten.

Da der Kaiser im Begriff war, den Feldzug in Italien baldigst wieder fortzusezen: so bemühte er sich während seines Aufenthalts zu Wien im Jahr 1237. seinem jüngern Sohne Conrad die Würde seines unglücklichen ältern Bruders in Deutschland zu verschaffen. Es gelang ihm auch, daß die zu Wien auf seine Einladung versammleten Reichsfürsten, die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Cöln, die Bischöfe von Bamberg, Regensburg, (welcher kaiserlicher Hofkanzler war,) Freysingen und Passau, der Pfalzgraf am Rhein, der Herzog von Baiern, der Landgraf von Thüringen, und der Herzog von Kärnthen, die sich in der darüber ausgefertigten Urkunde Stellvertreter des römischen Senats, Väter und Lichter des Reichs nannten, den gedachten Prinzen zum römischen Könige und künftigen Kaiser wählten; damit nicht, wie sie sagten, nach seinem Tode Unruhen im Reiche entstehen möchten, und weil sie durch das gerechte Urtheil des Vaters von dem Eide loßgesprochen wären,

den

den ſie ſeinem ältern Sohne geleiſtet hätten. Um dieſe Wahl noch gültiger zu machen, begab ſich der Kaiſer nach Speyer, und ließ ſie daſelbſt auch von den übrigen Fürſten beſtätigen.

Schon im Auguſt des Jahrs 1237. war er wiederum mit vielen Kriegsvölkern bey ſeinen Statthaltern und Feldherren im obern Italien angelangt. Dieſe hatten während ſeiner Abweſenheit Padua und die Mark von Trevigi, beide durch innerliche Uneinigkeit der verſchiedenen Partheien daſelbſt, eingenommen. Jezt eroberte er, nach einer kurzen Belagerung, Mantua, deſſen Freyheiten und Geſeze er beſtätigte, und bezwang den Markgrafen von St. Bonifacio. Nachdem er ſein deutſches Heer noch aus Toſcana, Romagnola, und der Lombardey, auch mit zehntauſend Arabern aus Luceria oder Nocera verſtärkt hatte, rückte er in das Gebiet von Breſcia ein; zwang Monte Chiaro zur Uebergabe und ſchleifte es; bemächtigte ſich auch noch anderer Feſtungen, bis ihm die Meiländer, die ſich im Anfange dieſes Feldzugs, funfzig tauſend Bewaffnete ſtark, in ihre Stadt eingeſchloſſen hatten, zum Beiſtande der Breſcianer entgegenzogen. Es wurde damals noch vergebens über den Frieden gehandelt. Der Kaiſer, der ſie angreiffen wollte, fand ſie zu ſehr durch Moräſte gedeckt; nahm daher einen verſtellten Rückzug über den Oglio, und überfiel ſie, da ſie ihm entfernt zu ſeyn glaubten, und ſchon nach Hauſe kehrten, am 27 November des Jahrs 1237. bey Corte Nuova im Meiländiſchen. Sie fochten dem ohngeachtet tapfer bis in die Nacht; da mußten ſie, mit einem Verluſte von zehntauſend Todten und Gefangenen, die Flucht ergreiffen. Unter den leztern befand ſich der Regent (oder Podeſtà) der Meiländer ſelbſt; auch fiel ihre Hauptfahne, welche man

das

das Carroccio nannte, in die Hände des Siegers. Es war eine Erfindung der Lombarden; auf einen ausserordentlich großen und schweren, sich in mehrere Abtheilungen erhebenden, und von vielen Ochsen gezogenen Wagen gestellt, und gemeiniglich von Bildhauerarbeit verfertigt. Da es das vornehmste Siegsgepränge dieser Zeiten ausmachte: so hatten sich fünftausend von der auserlesensten meiländischen Mannschaft um dasselbe herum am längsten behauptet; bis endlich ihr Befehlshaber, in der Nothwendigkeit es zu verlassen, das Hauptpanier herausnahm, es aller Ausschmückung beraubte, und in Stücken zerschlagen liegen ließ. Friedrich hatte ebenfals sein Carroccio: einen mit Christen und Arabern besezten Thurm, auf dem Rücken eines Elephanten; derjenige, der die Hauptfahne trug, stand oben in der Mitte desselben; an den vier Ecken aber sah man vier besondere Standarten. Er hielt nun mit demselben seinen Einzug in Cremona, wobey der meiländische Regent an die Trümmern des meiländischen Carroccio gebunden aufgeführt wurde. Voll Freude und glänzender Hoffnungen, schickte er einige Zeit darauf dieses Siegszeichen nach Rom. Er begleitete es mit einer Aufschrift in lateinischen Versen auf den gedemüthigten Stolz der Meiländer, und meldete dem römischen Senate und Volke, er ahme hierinne den alten Kaisern nach, denen der Senat und das Volk wegen großer Thaten Triumph und Lorbeern zuerkannt habe; ihnen bereite er dadurch den Weg, ihre Wünsche zu erreichen; es sey zugleich das Angeld seiner Macht, und das Pfand seines Ruhms. Der Kaiser hatte die Zeit, ihnen dieses Geschenk zu übersenden, wohl gewählt. Ein neuer Aufstand, der im Jahr 1237. zu Rom erfolgte, veranlaßte die Wahl eines Senator, der dem Kaiser ganz ergeben war; daher wurden römische Gesandte an diesen Fürsten abgefertigt;

tigt; der Papst mußte sich aus Rom wegbegeben, und das eintreffende Siegeszeichen wurde auf einigen Säulen im Campidoglio, nebst einer dazu gehörigen Inschrift, aufgerichtet.

Gesezt auch, es wäre noch viel zu früh gewesen, an ein Wiederaufleben der Herrschaft des Kaisers über jene Hauptstadt zu denken; so versprach ihm doch sein Sieg die entscheidendsten Folgen. Bald nach demselben unterwarfen sich ihm Lodi und Vercelli; bis nach Susa hin war alles sein, und der ehemals so furchtbare lombardische Bund bestand nur noch aus den Städten Meiland, Brescia, Piacenza und Bologna. Aber auch diese glaubten, ihm nicht lange mehr widerstehen zu können; sie erboten sich, den Kaiser vor ihren Landesherrn zu erkennen, ihm den Huldigungseid zu schwören, und ansehnliche Geldsummen zu zahlen. Man denkt, wenn man diese Nachricht hört, am Ende von Friedrichs großer, fast vor unmöglich gehaltenen Unternehmung zu seyn; allein er zerstörte sie selbst durch die unzeitige Härte, mit welcher er forderte, daß sich ihm diese Städte auf Gnade und Ungnade ergeben sollten. Sogleich fiel alle Friedensneigung bey denselben weg; die Meiländer insonderheit, die ihm jährlich auch zehntausend Soldaten zum Kreuzzuge versprochen hatten, erklärten sich, daß sie dieses nimmermehr thun würden; die Grausamkeit des Kaisers sey ihnen bekannt; sie wollten daher lieber unter ihren Schildern durch Schwerdt, oder Lanzen oder Pfeile sterben; als durch den Strang, durch Hunger oder Feuersbrunst umkommen. Es ist schwer zu sagen, warum der Kaiser gegen Feinde, deren Freyheitssinn, hohen Muth und Hülfsquellen er so gut kannte, eine Strenge angenommen habe, welche sie am ersten zu einer verzweiflungsvollen Vertheidigung anfeuern mußte.

Er hatte außerdem das Beispiel seines Großvaters vor sich, der, nachdem er Meiland schon zerstört hatte, dem gleichsam aus seiner Asche wieder hervorkeimenden Bunde doch endlich weichen mußte. Es konnte ihm eben so wenig verborgen seyn, daß die kaiserliche und deutsche Regierung in der Lombardey schon längst den schlimmsten Ruf der Unterdrückung und der Erpressungen bis zu grausamen Gewaltthätigkeiten sich zugezogen habe; einen besonders gegen die kaiserlichen Statthalter und Befehlshaber nicht eben ungegründeten Verwurf, der viel dazu beigetagen hatte, den Widerwillen gegen jene Regierung, und das lombardische Bündniß zu verstärken. In dem glücklichen Augenblicke also, wo zur gänzlichen Rückkehr der Lombardey unter den Gehorsam des Kaisers nichts weiter fehlte, als daß er Vorschläge unterschrieb, die seiner ganz und gar nicht unwürdig waren, sieht man sich vergeblich nach den Regeln der Staatsklugheit um, die ihn dieselben abzuweisen nöthigten. Man muß zu der so gemeinen historischen Beobachtung seine Zuflucht nehmen, daß der allzu Glückliche nur leicht seine Mäßigung und beinahe seine Besonnenheit in einem gewissen Taumel der Empfindungen verliere. Vielleicht ist dieser Gefahr niemand mehr ausgesezt, als der glückliche Sieger im Kriege, der, gewohnt, die Menschen nur als Werkzeuge seiner Absichten zu gebrauchen, und Schaarenweise aufzuopfern, sich auch öfters kein Bedenken macht, diejenigen, welche ihm Widerstand geleistet haben, selbst wenn sie dessen nicht mehr fähig sind, gleich einem Wurme zu zertreten. Beinahe kann man es auch nicht leugnen, daß Friedrich einigen Hang zur grausamen Rachbegierde gehabt habe, über den er unter solchen Umständen nicht Herr werden konnte. Er ließ den ehemaligen Regenten von Meiland, einen Sohn des venetianischen Doge Tiepolo, in Apulien aufhenken,

und

und zog sich dadurch, wider seine wahren Vortheile, die Feindschaft der Venetianer zu; auch ließ er andere meiländische Gefangene daselbst auf mancherley Art hinrichten.

Von dieser Zeit an, sagt sein Zeitgenosse Matthäus Paris, da er die bittenden Städte so schnöde von sich stieß, verlor er die Liebe von vielen, weil er ein unerbittlicher Tyrann geworden war; die Meiländer hingegen verdienten es, wegen ihrer Erniedrigung erhoben und gestärkt zu werden. Unterdessen schien doch seine große Ueberlegenheit den von ihm genommenen Entschluß einigermaaßen zu rechtfertigen. Er brachte aus verschiedenen Gegenden Italiens Kriegsvölker zusammen; sein Sohn Conrad führte ihm eine Anzahl deutscher, von einigen Reichsfürsten begleitet, zu; und selbst der König von England, Heinrich der dritte, sein Schwäger, schickte ihm hundert wohlgerüstete Ritter, und eine starke Summe Geldes. Auf Ezzelins Rath also, dem er vor kurzem eine außer der Ehe erzeugte Tochter zur Gemahlinn gegeben hatte, belagerte er im Sommer des Jahrs 1238. Brescia, nach dessen Eroberung Meiland desto eher fallen mußte. Allein die Brescianer waren nunmehr durch ihn bis zur Verzweiflung getrieben worden. Sie wehrten sich nicht allein auf das hartnäckigste; sondern bekamen auch einen spanischen Kriegsbaumeister in ihre Gewalt, der zu dem kaiserlichen Heere reiste, und für dasselbe Belagerungsmaschinen verfertigen sollte; diesen zwangen sie, unter Androhung des Todes, dergleichen Werkzeuge zu ihrer Vertheidigung zu erbauen. Umsonst ließ der Kaiser, nach dem nicht nachahmungswerthen Beispiele seines Großvaters, die brescianischen Gefangenen an seine Maschinen binden, damit sie von den Pfeilen und Steinen ihrer belagerten Mitbürger getroffen

troffen werden möchten. Er bewürkte nur durch diese unnöthige Grausamkeit, daß sie auch ihre deutschen Gefangenen an die Palißaden anbanden, und den Pfeilen der Kaiserlichen bloßstellten; ja in einem Ausfalle drangen sie mit unwiderstehlicher Tapferkeit bis an das Quartier des Kaisers, den sie beinahe selbst zum Gefangenen gemacht hätten. Nach zwey Monathen mußte er die Belagerung aufheben; aber sein Ruhm und Ansehen litten dadurch nicht wenig.

Weit gefehlt, daß er den lombardischen Bund hätte vernichten können, erhob sich vielmehr in der Stille ein anderer wider ihn, von seinem stets wachsamen Feinde, dem Papste, errichtet. Dieser, den die Römer endlich wieder in ihrs Stadt aufnahmen, suchte noch im Jahre 1238. zwischen dem Kaiser und den Lombarden Friede zu stiften; der erstere aber nahm die ihm verdächtigen päpstlichen Gesandten nicht einmal an. Noch unzeitiger ermahnte er den Kaiser in eben diesem Jahre zu einem Kreuzzuge nach Palästina, zu welchem er schon andere christliche Fürsten nicht ohne Erfolg aufgemuntert hatte. Freylich war damit noch eine andere Angelegenheit verbunden: der Hülfsbedürftige Zustand des lateinischen Kaiserthums zu Constantinopel, welches Franzosen und Venetianer im Anfange dieses Jahrhunderts gegründet, und die erstern mit Kaisern aus ihrer Nation besezt hatten, unter welchen auch einige Zeitlang des Kaisers Schwiegervater, Johann von Brienne, gewesen war; welches aber um diese Zeit bereits so sehr im Verfall sich befand, daß der damalige Kaiser Balduin in Europa herumreiste, um Hülfsvölker zu seiner Unterstüzung zu sammeln. Auch Friedrich wurde von ihm gebeten, wenigstens dem Heere, das für ihn angeworben ward, den Durchzug durch sein Gebiet zu verstatten: eine Zumuthung, die

während

während seines noch fortdauernden Kriegs mit den Lombarden, höchst ungelegen kam, und die er daher auch ablehnte; ob ihm gleich der Papst darüber bittere Vorwürfe machte, daß er mehr den von der Kirche abtrünnigen Griechen, als dem rechtgläubigen Kaiser zu Constantinopel zugethan sey. Dennoch wagte es im Jahr 1238. ein französischer Herr, Johann von Bethune, der den Kaiser Balduin überall begleitet hatte, mit einer Anzahl solcher Kriegsvölker über die Alpen zu gehen. Allein Friedrich verbot ihm, seine Länder mit denselben zu berühren, und behielt ihn selbst als Geisel bey sich, da er ihm deswegen Vorstellungen that. Er befürchtete ohne Zweifel, dieser Freund des Papstes möchte sich dieser Gelegenheit bedienen, gewisse Absichten wider ihn auszuführen. Es war ihm aber auch schon vorher von dem griechischen Kaiser Johann Vatazes, der über einige asiatische Provinzen regierte, und von dem Könige der Bulgaren der schmeichelhafte Antrag gethan worden, ihm für das Kaiserthum von Constantinopel, wenn er die Franzosen daraus vertreiben helfen wollte, den Eid der Treue zu schwören. So wenig Zuverläßiges in diesem Anerbieten und ganzen Entwurfe lag; so hegte doch Friedrich noch mehr Mißtrauen gegen das sich bildende Kreuzheer, dessen erste und regste Triebfeder der Papst war. Er verlangte daher von dem Kaiser Balduin, daß er ihm für sein morgenländisches Gebiet huldigen sollte, wenn er nicht von ihm bekriegt seyn wollte, und verbot, auf dessen Weigerung, in dem sicilianischen Reiche keine Kriegsvölker durchziehen zu lassen, welche nach Griechenland oder ins gelobte Land zu schiffen im Begriff wären. Endlich ertheilte er doch, aus Gefälligkeit gegen den König von Frankreich, jenem Kaiser, der durch Deutschland zu reisen gedachte, einen freyen Geleitsbrief. Von dem Papste aber wurde Balduin,

auf den Fall, wenn ihm unterwegens ein Eid abgedrungen werden sollte, vorläufig von aller Verbindlichkeit desselben loßgesprochen. Unterdessen schickten sich Friedrich und Gregorius immer Gesandte zu, welche den Frieden in der Lombardey befördern sollten; aber die Parthey des erstern litt zugleich eine merkliche Verminderung. Er hatte von den Genuesern begehrt, ihm den Eid der Treue zu leisten. Sie thaten es auch durch Gesandte, welche sie an ihn abfertigten; seine Abgeordneten hingegen zu Genua forderten eine gleiche Huldigung von dem ganzen Volke: und hierinne fanden sie Widerspruch. Der Regent (oder Podestà) dieses Freystaats erinnerte in der öffentlichen Versammlung der Bürger, daß der Kaiser unter diesem Ansinnen nach einer würklichen landesherrlichen Gewalt über die Stadt trachte; die jedoch desto weniger wünschenswerth sey, da er seinen eigenen Unterthanen mit bekannter Härte begegne. Die Folge davon war diese, daß man das Verlangen des Kaisers abschlug; vielmehr die Stadt und einige ihr gehörige Plätze befestigte, um vor Zwangsmitteln desselben sicher zu seyn. Gregorius benüzte diese Gesinnungen der Genueser; er munterte sie auf, Gesandte nach Rom zu schicken; und da ihn die Venetianer bereits gebeten hatten, sie in den Schuz der römischen Kirche aufzunehmen: so that er noch weit mehr; er gab sich das Ansehen, die allgemeine Freyheit Italiens wider den Kaiser als Anführer von allen, die für die ihrige etwas besorgen mußten, zu vertheidigen. Indem er einen neunjährigen Stillstand zwischen Venedig und Genua bewürkte, die sich bisher zur See aus Handlungseifersucht vielen Abbruch gethan hatten, vereinigte er sie nicht allein mit einander; sondern auch mit sich selbst gegen den Kaiser, der einer solchen Seemacht, als diese beiden Freystaaten stellen

konnten,

konnten, mit seiner sicilianischen nicht völlig gewachsen war.

Durch eine solche Verstärkung und durch das Sinken des kaiserlichen Ansehens kühner gemacht, wagte der Papst einen abermaligen Hauptangriff auf den Kaiser. Am Palmsonntage des Jahrs 1239. that er ihn feyerlich in den Bann, und gab dazu folgende Ursachen an: Friedrich habe zu Rom eine Empörung gestiftet, um den Papst und die Cardinäle, ihrer Ehre und Freyheit, auch seinem eignen Eide, mit welchem er der Kirche verpflichtet sey, zuwider, aus der Stadt zu vertreiben. — Er habe den Bischof von Präneste, päpstlichen Legaten, der den katholischen Glauben gegen die Albizenser in Frankreich vertheidigen sollte, gehindert dahin zu reisen. — Die bischöflichen und andern in seinem Reiche erledigten Kirchen in seinem Reiche gestatte er nicht zu besezen, und wende ihre Einkünfte zu allerhand Mißbräuchen, auch zur Erbauung von Festungen an; bey dieser Gelegenheit leide die Kirchenfreyheit Gefahr, und der Glaube gehe, aus Mangel an Lehrern, zu Grunde. — Er lasse Geistliche daselbst gefangen sezen, des Landes verweisen, und gar umbringen; als Beispiele davon führt ein päpstlicher Schriftsteller an, er habe den Bischof von Catanea, Kanzler von Sicilien, von dem er erzogen und unterrichtet worden wäre, in seinem hohen Alter aus dem Lande verwiesen, Hungers sterben lassen, und sogar die Kosten zu seinem Begräbnisse verweigert; ingleichen andere Erzbischöfe und Bischöfe, die arm und elend außerhalb des Reichs sterben mußten; und der Papst selbst nennt anderswo auch Franciscaner, die er habe verbrennen, und andere Geistliche, die er habe ersäufen, oder sonst ums Leben bringen lassen. — Er lasse Kirchen zerstören und entweihen; auch erlaube er nicht, die zu Grunde gerichteten wieder aufzubauen. Das leztere war, wie

man erzählte, zu Sora geschehen, und zu Nocera hatte er an die Stelle einer Kirche einen königlichen Palast aufführen lassen, in welchem unglücklicher Weise das heimliche Gemach gerade an denjenigen Ort kam, wo ehemals der Hochaltar gestanden hatte; auch durfte der Bischof der gedachten Stadt nur eine Gemeine von zwölf Christen haben, weil sie den Arabern zu ihrem Hauptsitze eingeräumt worden war. — Er habe ferner, sagte der Papst, den Enkel des Königs von Tunis, von seiner Reise nach Rom, wo er sich taufen lassen wollte, zurückgehalten; ingleichen einen römischen Bürger, den der König von England eben dahin schickte, aufgefangen und ins Gefängniß geworfen. Friedrich hatte nemlich geargwohnt, sein Schwager wolle ein geheimes Bündniß mit dem Papste schließen. — Wider den von ihm geleisteten Eid, habe er sich Länder der Kirche zugeeignet. Gregorius meinte damit Ferrara, Massa, und andere Städte, nebst der Insel Sardinien. — Weiter habe er sich auch Ländereyen einiger Edelleute in seinem Reiche, die der Kirche zugehörten, bemächtigt, und dieselben verwüstet; viele Kathedral- und andere Kirchen fast aller ihrer Güter beraubt; den Tempelherren und Hospitalrittern die ihnen entrissenen Besitzungen nicht dem neulichen Frieden gemäß zurückgegeben; wider eben denselben von Kirchen und Klöstern Abgaben erpreßt; die Prälaten des Reichs und verschiedene Aebte genöthigt, monatlich eine Summe Geldes zur Anlegung von Schlössern zu entrichten, und ebenfals gegen jenen Frieden alle Anhänger der Kirche, nachdem sie ihre Güter verloren, aus dem Lande gejagt. — Endlich habe er die Angelegenheit des heiligen Landes und die Wiedereroberung des Romanischen Reichs (er versteht darunter das griechische Kaiserthum,) gehindert. — Um aller dieser Gründe Willen excommunicirte

der

der Papst nicht allein den Kaiser; sondern entband auch alle seine Unterthanen von dem ihm geschwornen Eide. Er sezte aber noch hinzu, daß er ihn wegen aller Bedrückungen und Beschwerden der Edelleute, Armen, Waisen, Wittwen und anderer in seinem Reiche, welche er nach den Vorschriften der Kirche zu behandeln versprochen habe, besonders zur Rechenschaft ziehen, und darinne gebührend verfahren werde; weil auch Friedrich beinahe in der ganzen Welt wegen seines Glaubens in übeln Ruf stehe: so wolle er dieses gleichfals nach der Ordnung des Rechts untersuchen.

Ehe noch dieser Kirchenbann von dem Papste wider den Kaiser öffentlich loßgeschleudert wurde, hatte dieser bereits Nachricht erhalten, was ihm bevorstehe. Er schrieb daher an die Cardinäle, sie, welche Nachfolger der Apostel und Leuchter der Kirche wären, auch an allem, was der Vorsteher des Stuhls Petri beschlösse, gleichen Antheil hätten, möchten doch dafür sorgen, daß sein aufbrausender Eifer nicht allgemeines Aergerniß stifte; jedermann müsse sich verwundern, daß der Papst, von so vielen ehrwürdigen Vätern umgeben, unbesonnen und leidenschaftlich wider einen römischen Kaiser, wider den Beschüzer der Kirche, der die Verkündigung des Evangeliums befördern soll, aus Gewogenheit gegen die aufrührerischen Lombarden, das geistliche Schwerdt gebrauchen wolle; da er doch die kirchlichen Beschwerden entweder bereits abgestellt habe; oder nächstens abstellen werde. Wenn ihm der apostolische Vater, fährt der Kaiser fort, würklich eine so grobe Beleidigung zufügen sollte: so könnte er sie, wenn er gleich wollte, nicht geduldig ertragen; sondern müßte sich, wie es Kaiser zu thun gewohnt wären, rächen. Er würde es freylich vor erträglicher halten, wenn er an seinem Beleidiger und dessen Anverwandten

nur eine solche Rache ausüben könnte, wie zwischen Privatpersonen üblich ist. Da aber weder der Papst, noch sein ganzes Geschlecht, das seinetwegen leiden würde, so viel zu bedeuten hätten, daß die erhabene Würde des Reichs sich an ihnen zu rächen suchen sollte; vielmehr der päpstliche Stuhl, indem er seiner Kühnheit den Zügel schießen lasse, von vielen Cardinälen in seiner Hartnäckigkeit bestärkt zu werden scheine: so müsse ihn auch, ohne die Ehrerbietung gegen die heilige Kirche zu verlezen, eine schwere Ahndung treffen; mithin möchten die Cardinäle den Ungestüm des Papstes zurückhalten.

Doch dieser wiederholte nicht allein den Bannfluch wider den Kaiser am grünen Donnerstage öffentlich; sondern machte denselben auch allen europäischen Fürsten bekannt, und er mußte in ihren Ländern ebenfals abgekündigt werden; selbst in England getrauete sich der mit dem Kaiser verschwägerte König nicht, solches zu verweigern. Friedrich befand sich zu Padua, als er Nachricht von dem wider ihn ergangenen Urtheil bekam. Die ganze Stadt gerieth darüber in eine unruhige Gährung; er ließ daher die Großen und die Bürger in seinen Palast kommen; hier saß er auf dem Throne, und vor ihm hielt sein Kanzler eine Anrede an sie, worinne er zwar mit einer Stelle aus dem Ovidius bemerkte, daß man Unrecht ertragen müsse; aber den Urheber desselben, den Papst, desto weniger schonte, und hingegen den Kaiser, besonders dessen Bereitwilligkeit, dem apostolischen Stuhl, so weit es nur billig wäre, zu gehorchen, durchaus rühmte. Auf Friedrichs Veranlassung überschrieben darauf die Bischöfe von Würzburg, Worms, Vercelli und Parma dem Papste eine ausführliche Beantwortung der von ihm wider den Kaiser vorgebrachten Beschwerden, nachdem sie sich darüber mit ihm unterredet hatten. Einige

nige darunter leugnete er schlechterdings; andere gab er nur zum Theil, mit einer für sich vortheilhaften Wendung, oder mit der Versicherung, zu, daß ihre Abstellung schon befohlen oder angefangen worden sey. So erklärte er sich, daß er alle Kirchen seines Reichs gern besezen lasse, nur den königlichen Rechten unbeschadet; daß die Anhänger des Papstes zur Zeit der Verwirrung des Reichs sich noch in denselben aufhielten, ausgenommen manche, die sich wegen ihrer ehemaligen Aemter, vor der abzulegenden Rechnung, oder einer gerichtlichen Klage fürchteten; daß den Geistlichen nicht von kirchlichen Besizungen, sondern von ihren Lehns- und eigenthümlichen Gütern, Steuern abgefordert würden, wie es in der ganzen Welt Rechtens sey; den Tempelherren und Hospitalrittern wären nur diejenigen Güter genommen worden, welche sie entweder während seiner Minderjährigkeit mit Unrecht an sich gezogen hätten; oder welche sie vermöge der Reichsgeseze nicht besitzen dürften, weil sie sonst in kurzer Zeit das ganze Königreich Sicilien an sich kauffen würden; einige Geistliche wären zwar wegen ihrer Verbrechen gefangen gesezt, oder des Landes verwiesen worden; aber keinen hätte er zum Tode verurtheilt; hingegen sey ein Bischof von einem Mönch, und ein Mönch von einem andern umgebracht worden, ohne daß der Papst es bestraft hätte; der Enkel des Königs von Tunis habe, um dem Tode zu entfliehen, nicht der Taufe wegen, die er gar nicht verlange, nach Rom reisen wollen, und gehe frey in Apulien herum; er habe nicht befohlen, den Bischof von Präneste anzuhalten; allein er hätte es thun können, weil dieser als päpstlicher Gesandter die Lombarden wider ihn verhezt habe; eine Empörung habe er zu Rom nie erregt; sondern nur seinen Lehnsleuten, die er dort wie andere Kaiser und Könige von Sicilien habe, Beistand geleistet, wenn

sie

sie von Senatoren, die eine feindliche Parthey gewählt hatte, gedrückt worden wären; was endlich seine Uneinigkeit mit den Lombarden betreffe, durch welche er den Kreuzzug sollte verhindert haben: so habe er jene öfters der Kirche übergeben, ohne jemals einigen Vortheil daraus zu ziehen.

Gegen die Beschimpfung, welche Friedrich von dem Papste erfahren hatte, war diese Erklärung, die sich auch mit dem Anerbieten endigt, der Kirche alle Sicherheit zu geben, daß er mit ihr einig bleiben wolle, unerwartet sanft; wenn anders Matthäus Paris, wie man fast aus dem gedachten Ausgange schließen möchte, dieselbe nicht zu spät, erst nach erfolgtem Kirchenbanne, angesezt hat. Da aber Gregorius fortfuhr, ihn mit aller Erbitterung zu verfolgen, und unter andern seinem Legaten in England befohl, den Bannfluch wider den Kaiser, den er dem Satanas zum Untergange des Fleisches übergeben habe, damit sein Geist am Tage des Herrn seelig werden möge, jeden Sonntag und Feyertag, beym Glockengeläute und bey angezündeten Lichtern, nicht weniger die Eidesloßsprechung seiner Unterthanen, in jenem ganzen Reiche abkündigen zu lassen; welches auch würklich erfolgte: so ließ Friedrich ein langes, von seinem Kanzler de Vineis aufgesezтes Schreiben an den Grafen von Cornwall, seinen Schwager, und mit einigen kleinen Veränderungen auch an den König von England und andere Fürsten, abgehen, in welchem er sich, unter einer Menge der härtesten Vorwürfe gegen den Papst, rechtfertigte. Er fordert zuerst die Fürsten auf, zu bemerken, „wie die Bosheit Babylons von „den Aeltesten im Volke ausgehe, die es zu regieren „schienen; aber das Gericht in Bitterkeit, und die Ge„rechtigkeit in Wermuth verwandelten.“ Hierauf erzählt

zählt er, wie jener neue Kämpfer, der zum Unglück Papst geworden sey, alle Wohlthaten, welche das deutsche Reich der Kirche erwiesen, vergessen, ihn seit vielen Jahren boshaft und ungerecht behandelt, unter andern während seiner Abwesenheit einen Einfall in sein sicilianisches Reich gethan, die Lombarden stets in ihrer Empörung wider ihn unterstüzt und gereizt, und ihm überall zur Verminderung seiner Rechte und seines Ansehens entgegen gearbeitet habe. Er behauptet daher auch, daß ihm durch den Bann eines Mannes, der nicht sein Richter, sondern sein ärgster Feind, und seiner höchsten Stelle unwürdig sey, (wenn er sich gleich sonst dem Papste und der apostolischen Kirche gern unterwerfe,) kein Schade zugefügt werden könne. Deswegen beschwört er ferner die Cardinäle bey dem Blute Christi, und bey dem göttlichen Gerichte, daß sie eine allgemeine Kirchenversammlung von Prälaten und andern gläubigen Christen zusammenberufen, auch die Gesandten der Fürsten dazu einladen möchten; auf derselben sey er bereit, alles, was er dem Papste Schuld gegeben hätte, und noch ärgere Dinge, zu beweisen. Er nennt denselben ein mattes Haupt, einen brüllenden Löwen, einen wahnwizigen Propheten, und mit ähnlichen Nahmen mehr. Den Fürsten ruft er zu, sie möchten mit Wasser zu ihren Häusern lauffen, während daß in der Nähe das Feuer angezündet wird; alle Fürsten würden leicht gedemüthigt werden, wenn erst die Macht des römischen Kaisers zertreten sey. Denn das ist, sezt er hinzu, die wahre Ursache, welche das Herz des Papstes zerstach, und innerlich verbrannte; ob er sie gleich wegen unserer und anderer Aergerniß nicht frey heraussagen wollte: die Angelegenheit der Lombarden, in welcher er sich so treulos betrug. — Diesen Hauptvorwurf des Kaisers, daß der Papst ihn vornemlich wegen seines Angriffs auf die Lombarden excommu-

communicirt habe, fanden selbst einige geistliche und weltliche Reichsfürsten, in ihrem Schreiben an den Papst zur Beilegung dieser Händel, nicht unwahrscheinlich. Sie beriefen sich darauf, ob sie gleich aus Ehrerbietung gegen den apostolischen Stuhl es nicht gerne glauben wollten, es sey die allgemeine Meinung, daß er den Meiländern und ihren Anhängern zu Gefallen jenen Schritt gethan habe; und man führe den Umstand zu einem nicht geringen Beweise davon an, daß sein Legat bey den Meiländern alle Mittel versucht habe, um die Unterthanen des Kaisers zur Empörung aufzubringen.

Allein nichts konnte den Papst besänftigen. Vielmehr verdroß ihn die gedachte Rechtfertigung des Kaisers so sehr, daß er eines der grimmigsten und Schmähvollsten Ausschreiben in Europa herumschickte. Matthäus Paris hat es ebenfals aufbehalten: und da es manches Eigenthümliche, aber auch die schwersten Beschuldigungen, welche jemals wider den Kaiser vorgebracht worden sind, in sich faßt: so darf ein kurzer Auszug aus demselben hier nicht fehlen. Der Papst fängt es mit einer Stelle aus der Offenbarung Johannis an: „Es ist ein Thier (bestia) aus dem „Meere heraufgestiegen, voll von Nahmen der „Lästerung; mit den Füßen eines Bären, und mit „dem Rachen eines Löwen wütend; an den übrigen „Gliedern aber wie ein Leopard gebildet, thut es seinen „Mund auf zu Lästerungen des göttlichen Nahmens, „und unterläßt nicht, sein Zelt und die Heiligen, welche im Himmel wohnen, mit ähnlichen Pfeilen anzugreifen.“ Nachdem er dieses Bild und diese Beschuldigungen noch mehr erweitert hat, erinnert er, niemand dürfe sich darüber verwundern, daß derjenige, der den Herrn lästere, auch ihn zu beschimpfen suche; vielmehr möchte

möchte jedermann das Haupt, die Mitte und das Ende jenes Thiers, des sogenannten Kaisers Friedrich, genau besichtigen, um seinen Lügen und Betrügereyen durch die offenbare Wahrheit desto mehr widerstehen zu können. Hierauf beantwortet er die Vorwürfe des Kaisers durch die mit aller ersinnlichen Heftigkeit wiederholten vielfachen Beschuldigungen gegen ihn, die man bereits aus der vorhergehenden Erzählung kennt. Nach seiner Versicherung, hat zwar dieser Drache, der zur Verspottung des Papstes gebildet, und dem Volke der Aethiopier (vermuthlich sind die Araber gemeint,) zur Speise gegeben ist, Wasser der Verfolgungen Strohmweise aus seinem Munde zur Umstürzung der Kirche geschossen; gleichwohl hat der apostolische Stuhl seine Bosheit durch eine unschäzbare Erbarmung von Wohlthaten übertroffen. Den Adel von Sicilien soll er mit unerhörter Grausamkeit zum Stande von Knechten niedergedrückt, und die meisten Einwohner dieses Reichs so weit gebracht haben, daß sie kaum auf eigenem Stroh ruhen, ihre Blöße mit einem Sacke bedecken, und sich satt essen können. Er soll wie ein auferweckter Zauberer Simon, die Reinigkeit der Kirche durch den Koth des Weltlichen zu beflecken getrachtet haben, damit er in geistlichen Dingen ausschweifen könnte, und ungehindert in seinem Unflat bleiben möchte; die Mauer der Rechtschaffenheit der Kirche habe er durch vielerley Mittel, besonders aber durch das Anerbieten von Schlössern und einer zu stiftenden Verwandtschaft zwischen dem päpstlichen und seinem Hause, um welche er durch einige große Prälaten und seine Gesandten öfters anhielt, niederzureißen versucht; weil er aber dieses auf keine Art von dem Papste habe erlangen können, und, seinem Verderben überlassen, nicht wisse, was er thun sollte: so schände er sich jezt durch seine Lüge, indem er andere verleumde; gerade

rade wie jene ägyptische Hure, welche, weil Joseph ihren unzüchtigen Antrag verschmähte, ihn selbst fälschlich verklagte.

Dieser leztere Vorwurf betraf die Vermählung Heinrichs, (den die Italiäner Enzo oder Enzio nannten,) eines unehlichen Sohns des Kaisers. Sein Vater behauptete in dem vorhergedachten Umlaufschreiben, der Papst habe ihm für denselben eine Vermählung mit einer seiner Anverwandtinnen angetragen; ihm sey aber derselbe als seines hohen Rangs (magnificentia noſtra) unwürdig vorgekommen: und daraus wäre insonderheit der Zorn des Papstes wider ihn entstanden. Da Gregorius gerade das Gegentheil hiervon erzählt: so ist es zwar ungemein schwer, zu sagen, welchem von beiden man glauben müsse; doch wird man es wohl am wenigsten wahrscheinlich finden, daß der Papst eine solche Verbindung schlechterdings abgelehnt haben sollte. Es bleibt also übrig zu vermuthen, daß beide Fürsten über dieselbe wegen so vieler wechselseitiger Anforderungen, Absichten, Beschwerden und Händel, nicht haben einig werden können; in der Folge wollte jeder, wie es in solchen Fällen gewöhnlich ist, sie zuerst abgewiesen haben. Ohnedieß war diese Angelegenheit genau mit einer andern Veranstaltung Friedrichs verbunden, durch welche sich der Papst von neuem beleidigt hielt. Der Kaiser, der seinen gedachten Sohn ungemein liebte, vermählte ihn im Jahr 1238. mit Adelheid oder Adelasia, Erbinn von zwo Landschaften oder Judicaturen in Sardinien, Torri und Gallura, und ertheilte ihm zugleich den Titel eines Königs dieser Insel, welche er, als einen abgerissenen Theil des römischen Reichs, wieder mit demselben vereinigte. Allein die Päpste machten von mehrern Jahrhunderten her, Ansprüche auf

ihren

ihren Besiz. Unter dem Vorwande einer niemals erwiesenen Schenkung jener Insel, die sie von einem Kaiser des neunten Jahrhunderts erlangt haben wollten, hatten sie dieselbe demjenigen angeboten, der sie den Arabern entreißen würde, und als die Pisaner solches ausführten, sie mehr als einmal genöthigt, ihnen die Insel abzutreten; auch die Richter oder kleinen Fürsten, die sich in dieselbe getheilt hatten, und sich bisweilen gar Könige nannten, gezwungen, sie vor ihre Lehnsherren zu erkennen. Schon Friedrichs Großvater hatte jedoch die weit gegründetern Rechte der römischen Kaiser an diese Insel zu behaupten angefangen, und unter andern die Pisaner damit belehnt. Friedrich aber handelte hierinne desto entscheidender für seinen Sohn, da dieser durch seine Vermählung den größten Theil von Sardinien erworben hatte. Vergebens forderte der Papst die Insel von ihm zurück; vielmehr bemächtigten sich auf derselben ansehnliche Lehnsleute des Kaisers mancher Schlösser und Gebiete, die sich vorher die dortigen Bischöfe zugeeignet hatten. Zu den Klagen also des Papstes über die der Kirche durch den Kaiser entzogene Besizungen, hatte Sardinien eine Hauptveranlassung hergegeben.

Endlich sagt der Papst in seinem Ausschreiben wider den Kaiser, eines sey, worüber sich die Großen von Europa freuen und Gott danken müßten; nemlich, daß dieser Schatten des Todes, der sich gern einen Vorläufer des Antichrists nennen höre, ohne das nahe Gericht seiner Beschämung abzuwarten, mit eigener Hand die Wand seiner Abscheulichkeiten ausgräbt, und in seinem Rechtfertigungsschreiben seine Werke der Finsterniß durch die Behauptung ans Licht bringt, daß er durch den Statthalter Christi nicht könne excommunicirt werden; mithin der Kirche die ihr von dem Herrn, dem

Apostel Petrus und seinen Nachfolgern ertheilte Gewalt zu binden und zu lösen ketzerisch abspreche. Weil aber manche, sezt der Papst hinzu, es nicht leicht glauben möchten, daß er sich in die Worte seines Mundes verstrickt habe: so sind die Beweise zum Siege des Glaubens bereit, „indem dieser König der Pestilenz offenbar behauptet, die ganze Welt sey von drey Betrügern, (baratatoribus) Christus Jesu, Moses und Muhamed, hintergangen worden, von welchen zween in Ehren gestorben, Jesus aber am Holze aufgehenkt worden wäre; überdieß habe er sich unterstanden, deutlich zu versichern, oder vielmehr zu lügen, alle diejenigen wären Thoren, welche glaubten, Gott, der die Natur geschaffen hat, und alles vermag, sey von einer Jungfrau gebohren: eine Ketzerey, welche er durch den Irrthum bekräftigt hat, daß keiner habe gebohren werden können, vor dessen Empfängniß nicht die Verbindung von Mann und Frau hergegangen sey; und daß der Mensch nichts anders glauben müsse, als was er durch Kräfte und Gründe der Natur beweisen könne.“

Durch dieses päpstliche Ausschreiben, so erzählt es Friedrichs ehrlicher Zeitgenosse, Matthäus Paris, wurde das Schreiben des Kaisers, ob es gleich wahrscheinlichen Inhalts war, verdächtig gemacht; so daß vieler Herzen, die vorher einem von beiden anhiengen, nunmehr wankten. „Und hätte nicht, fährt er fort, der römische Geldgeiz die Verehrung der „Völker von dem Herrn Papst mehr als es „nüzlich und anständig war, abgezogen: so „würde die ganze Welt, durch dieses Schreiben erbittert, wider den Kaiser, als einen offenbaren Gegner „der Kirche und Feind Christi, heftig und einmüthig „aufgestanden seyn. Aber leider wurden viele Söhne

„von

„von ihrem Vater, dem Papste, loßgerissen, und be„haupteten, als Anhänger des Kaisers, daß der un„versöhnliche zwischen ihnen schon verhärtete Haß die „vorgedachten Zänkereyen und ersonnenen Vorwürfe „erregt habe. Und der Herr Papst beruft sich mit Un„recht darauf, er habe Friedrichen geliebt, und bey „seiner ersten Wahl befördert: denn dieses geschah le„diglich aus Haß gegen den Otto, den die Kirche, mit „Friedrichs Beistande, bis an seinen Tod verfolgte, „weil er die zerstreueten Besitzungen des Reichs, sei„nem Eide gemäß, männlich zu sammeln angefangen „hatte; wie es auch der jezige Kaiser Friedrich sich „zu thun vorgesezt hat. Dadurch hat also Friedrich „der Kirche Dienste geleistet, und die römische Kirche „ist ihm mehr schuldig, als er ihr vernünftiger Weise „verbunden ist. Die abendländische Kirche, vornem„lich von Seiten der Mönche, und vor allen andern die „Gott höchstergebene Englische Kirche, empfindet die „täglichen Unterdrückungen der Römer; aber kaiser„liche Bedrückungen hat sie noch nie empfunden. Das „Volk sezte noch hinzu: Was soll dieses bedeuten? „Ehemals legte es der Papst dem Kaiser zur Last, daß „er dem Muhamed und dem saracenischen Gesezе „mehr Beifall gegeben habe, als Christo oder dem „christlichen Gesezе; jezt aber beschuldigt er ihn in sei„nem Vorwurfsvollen Schreiben, daß er den Muha„med eben sowohl, als Jesum oder Mosen, welches „abscheulich herzusagen ist, einen Betrüger nenne. „Der Kaiser schreibt in seinen Briefen demüthig und „katholisch von Gott; nur in diesem lezten verunglimpft „er die Person des Papstes, nicht sein Amt; er lehrt „nicht öffentlich, und behauptet nicht frech, etwas Ke„zerisches oder Religionswidriges, so viel wir noch wis„sen; er hat uns keine Wucherer oder Räuber von „Einkünften geschickt.“

In diesem Urtheil eines nicht unbeträchtlichen Theils von Friedrichs Zeitgenossen, und vermuthlich meistentheils Engländern, deren Mitbürger der Mönch Paris war, liegt, wie es scheint, viele Unpartheilichkeit und Mäßigung. Doch der Kaiser selbst säumte nicht, ein ihm so gefährliches Ausschreiben durch eine ihm völlig angemessene, und an alle Prälaten der Kirche gerichtete Gegenschrift zu beantworten, bey welcher abermals sein Kanzler de Vineis die Feder führte. Sie fängt damit an, daß, wie es am Himmel ein kleines und ein großes Licht gebe, also auch die Vorsehung an das Firmament der Erde zwo Regierungen gesezt habe: das Priesterthum und das Reich, jenes zur Warnung, dieses zum Schutze; und beide zur Erhaltung des Friedens auf der Welt. Allein, so heißt es ferner, der auf der Katheder der verkehrten Lehre sizende, der mit dem Oel der Schelmerey vor seinen Mitgenossen gesalbte, der jezige Papst, sucht dasjenige Kraftlos zu machen, was von einer Nachahmung der himmlischen Ordnung herkömmt. Er will den Glanz unserer Majestät durch Lügenvolle Schreiben verfinstern, und nennt uns ein Thier, das aus dem Meere hervorsteige, dessen Nahme voll Lästerung sey. Wir aber behaupten, er sey jenes Thier, (bellua) von welchem man lieset (Offenb. Johann. C. XIII.): „Ein anderes rothes Pferd gieng aus dem Meere heraus, und der auf denselben saß, nahm den Frieden von der Erde, damit die auf derselben Lebenden sich einander umbringen möchten.“ Denn von der Zeit seiner Beförderung an, hat dieser Vater, nicht der Barmherzigkeiten, sondern der Uneinigkeiten, dieser sorgfältige Veranstalter der Verwüstung, nicht der Tröstung, die ganze Welt zu Aergernissen gereizt. Und um seine Worte im rechten Verstande zu erklären: so ist er der große Drache, der die ganze Welt verführt hat; der Antichrist, von dem er uns den Vorläufer

genannt

genannt hat; der andere Bileam, durch einen Preis dazu gedungen, uns zu verfluchen; ein Fürst durch die Fürsten der Finsterniß, welche die Weissagungen gemißbraucht haben. Dieß ist der Engel, der aus dem Abgrunde hervorspringt, und Schaalen voll Bitterkeit hat, um dem Meere und der Erde zu schaden. Denn dieser falsche Statthalter Christi hat in seine Fabeln eingerückt, wir verehrten den Glaubens des Christenthums nicht recht, und hätten gesagt, die Welt sey von drey Betrügern hintergangen worden. Dagegen legt nun Friedrich sein Glaubensbekenntniß von Christo auf eine befriedigende Art ab; vom Muhamed sagt er, er habe gelernet, daß sein Körper, von Teufeln besessen, in der Luft hänge, und seine Seele den Quaalen der Hölle übergeben sey; endlich vom Moses, daß er ein Freund und Vertrauter Gottes gewesen sey. Nach wiederholten Beschwerden über jene lügenhafte Beschuldigung des Papstes, wundert sich der Kaiser, daß die Cardinäle und Prälaten, welche doch Grundsäulen der Kirche, Senatoren der Stadt Petri, und Hauptpersonen der Welt wären, die Bewegung des donnernden Gegners nicht eben so abgewandt hätten, wie es die obern Planeten machten, welche, um die Schnelligkeit eines großen Körpers aufzuhalten, sich ihm in gegenseitigen Bewegungen widersezten. In der That, sezt er hinzu, ist das Glück des Kaisers immer durch päpstlichen Neid bestritten worden. Als daher Simonides gefragt wurde, warum er keine Neider hätte, gab er zur Antwort, weil ich nichts glücklich ausgeführt habe. Uns geht, unter Gottes Seegen, alles glücklich von Statten: vornehmlich da wir unsere rebellische Lombarden bis auf den Tod verfolgen, die er zum Leben vorherbestimmt hat. Aehnliche Vorwürfe machen den übrigen Inhalt dieses Schreibens aus, welches sich mit der drohenden Ermahnung des Kaisers

endigt, sie möchten seinen brüllenden Widersacher von dem Verfahren, das einen so abscheulichen Anfang hätte, gänzlich zurückziehen; sonst würden es beide Länder empfinden, wie sich ein Kaiser an seinem Verfolger und dessen Anhängern mit dem Schwerdte zu rächen wisse.

Nichts ist beym ersten Anblicke treffender als diese Vertheidigung, welche der Kaiser für sich geführt hat. Er war niemals in den Verdacht einer Abneigung gegen die Religion, geschweige denn einer so ausschweifenden Denkungsart über den Stifter derselben, gerathen; die auch an einem europäischen Fürsten jenes Jahrhunderts fast unglaublich ist. Die Beschuldigung selbst rührt von seinem bittersten Feinde her, der ihn mit andern übel gegründeten Vorwürfen und mit Schimpfwörtern längst zu überhäuffen pflegte. Unpartheiische Geschichtschreiber, und eine Menge anderer Zeitgenossen, glaubten auch diese Anklage nicht; Paris bringt, außer dem schon genannten Zeugnisse, noch ein anderes von den Franzosen über Friedrichs Rechtgläubigkeit bey. Gleichwohl bleiben auch nach diesem allem noch einige Zweifel übrig. Der Papst erbot sich nicht allein, jene harte Klage nebst vielen andern wörtlichen und thätigen Merkmalen der Feindschaft des Kaisers wider das Christenthum, zu seiner Zeit gebührend zu beweisen; sondern berief sich auch nachmals auf den Landgrafen von Thüringen Heinrich Raspe, der die schimpflichen Worte von drey Religionsstiftern aus Friedrichs Munde gehört haben wollte. Es ist wahr, daß dieser Fürst sich vor vielen andern deutschen Reichsständen als einen ergebenen Freund des Papstes gezeigt hat, sogar endlich als Hauptgegner des Kaisers mit den Waffen in der Hand aufgetreten ist; und daß also seine nachtheilige Erzählungen von demselben wenig

Gewicht

Gewicht haben können. Allein wenn man gleich bey Schriftstellern dieser Zeiten, welche die oft gedachte Erzählung aufgezeichnet haben, eine ähnliche Partheilichkeit bemerken sollte; so gewinnt es doch, je weiter man nachforscht, immer mehr das Ansehen, daß etwas von dem Kaiser bey einer öffentlichen Gelegenheit gesagt worden seyn möchte, woraus diese ganze Beschuldigung geflossen ist. So meldet freylich der unbekannte Verfasser einer Geschichte der Landgrafen von Thüringen, bey einem offenbar falschen Jahre, (1241) der Kaiser habe auf dem Reichstage zu Frankfurt am Mayn, wo er seinen Sohn Conrad zum römischen Könige wählen ließ, nicht nur vor den anwesenden Reichsfürsten zu ihrer großen Bestürzung jene berüchtigten Worte gesagt; sondern auch hinzugesezt, wenn sie ihm Beifall geben wollten, so würde er eine ungleich bessere Vorschrift zu glauben und zu leben, als bis dahin gewöhnlich war, einführen; und diese so anstößige Reden habe der Landgraf von Thüringen sogleich vor nöthig erachtet dem Papste zu überschreiben. Diese widersprechende Zeitbestimmung verstärkt noch die Unwahrscheinlichkeit, welche die Erklärung und der Antrag an sich haben, die nur der unbesonnenste Mensch von der Welt, und der sein höchstes Ansehen in Deutschland muthwillig hätte stürzen wollen, vor einer Reichsversammlung thun konnte. Unterdessen berichtet doch ein anderer Zeitgenosse des Kaisers, der französische Mönch Alberich, daß er, außer jenen ostgenannten Worten, auch einmal, da er die geweihte Hostie zu einem Kranken tragen sah, zu einem seiner Hofleute gesagt habe: „Ach! wie lange wird noch diese Betrü„gerey (truffa, sprach er, und drückte sich also wohl „italiänisch aus,) fortdauern?“ Sezt man hinzu, daß, nach einer allgemein geglaubten Erzählung, einige Zeit vorher ein angesehener scholastischer Lehrer der Theologie

zu Paris eben so wie Friedrich von den Stiftern der jüdischen, christlichen und muhammedanischen Religion öffentlich geurtheilt haben soll; daß der Kaiser sich in dem Umgange aristotelischer Philosophen, selbst arabischer und also muhammedanischer Gelehrten, gefallen hat, und daß er weit freyer über Geistlichkeit und Kirche dachte, als es beide damals vertragen konnten: so entdecken sich manche Spuren, denen man, ohne Gefahr sich ganz zu verirren, nachgehen kann. Vermuthlich hat es sich der Kaiser bisweilen merken lassen, daß er die Religionen als Werkzeuge in der Hand der Geistlichkeit betrachte, durch welche sie das menschliche Geschlecht zu ihren Absichten, aber nicht immer zu seinem Vortheil, leite. Die Erfahrung war, hierüber befragt, oft auf seiner Seite: und der Zustand des Christenthums zu seiner Zeit, oder vielmehr bereits seit mehrern Jahrhunderten, berechtigte ihn besonders zu dreisten Vermuthungen. Denn die Ausbildung, die Kenntniß und Anwendung dieser Religion hieng so ganz und gar von der Willkühr der Geistlichkeit ab; begünstigte so sehr ihre Herrschbegierde und Habsucht zum Schaden der übrigen Christen; hielt diese so unwiderstehlich in der blindesten Unterwürfigkeit; sie schien bloß vorhanden zu seyn, um den Thron des römischen Bischofs zu befestigen; sie lag zugleich unter einem so unermeßlichen Religionsceremoniel, wie unter einem sinnlichreizenden Blendwerke für den großen Haufen vergraben, daß der Argwohn wohl verzeihlich war, die Urheber von diesem allem möchten nur für sich, desto weniger aber für andere gesorgt haben. Gesezt, Friedrich hätte dieses mit aller Feinheit zu verstehen gegeben; so würden doch diejenigen, die sich dadurch getroffen fanden, diese Vorwürfe auf den Stifter des Christenthums selbst gedeutet haben. Man mag von dieser Vermuthung halten, was man will: so ist es wenigstens gewiß, daß

die

die Anklage des Papstes wider den Kaiser bey ihrem Zeitalter und den Nachkommen weit mehr Eindruck gemacht hat, als die Vertheidigung des Kaisers. Es hat sich sogar in spätern Zeiten das Gerücht verbreitet, daß entweder dieser Fürst selbst, oder auf seine Veranlassung sein gleichgesinnter Kanzler de Vineis ein besonderes Buch geschrieben habe, um jenes Urtheil von den Urhebern der drey berühmtesten Religionen zu bestätigen. Diese Sage benüzte in den neuern Jahrhunderten ein geldbegieriger Betrüger, um würklich ein Buch mit der Aufschrift von den drey Hauptbetrügern (de tribus impostoribus) aufzusezen; ja es ist, allem Ansehen nach, mehr als Ein Buch dieses Nahmens geschmiedet worden. Die Abschriften davon, welche im Finstern herumschlichen, wurden ehemals theuer bezahlt: denn noch unsere nächsten Vorfahren pflegten öfters den Werth der Bücher, welche sie besaßen, nach der Seltenheit, dem berüchtigten anstößigen und verbotenem Inhalte derselben abzumessen. Darf man einigen Nachrichten trauen: so gab es schon im sechszehnten Jahrhunderte einen Abdruck davon in Italien. Vor ohngefähr vierzig Jahren fieng einer der berühmtesten deutschen Gelehrten an, es mit einer Widerlegung in den Nachrichten von seiner Büchersammlung herauszugeben; sezte aber diese Bemühung nicht fort. Unter einer ganz andern Aufschrift ist auch vor kurzem eine deutsche Uebersezung dieses Buchs erschienen; ohne daß eine so verächtliche Arbeit viel Aufsehen gemacht hätte.

Aus diesen schriftlichen Angriffen aber beider Fürsten gegen einander entstand gar bald ein würcklicher Krieg. Ein alter päpstlicher Schriftsteller versichert, Friedrich habe dem Papste gedroht, er wolle ihn in eine solche Dürftigkeit versezen, daß er Asche an Statt der Krone gebrauchen, Statt des Brodts Aehren ru-

pfen, und für seine glänzende Pferde sich nach einem lastbaren Thiere umsehen müßte. Andere erzählen, daß Friedrichs Anhänger einige lateinische Verse in das Zimmer des Papstes geworfen hätten, worinne aus der Sterndeuterey und dem Vogelfluge vorhergesagt wurde, daß das schon längstens wankende Rom nächstens aufhören würde, das Haupt der Welt zu seyn; und daß Gregorius darauf mit zwey andern Versen geantwortet habe, in welchen dem Kaiser ein baldiger Tod und eine ewige Strafe angekündigt wurde. Daß beide gesonnen waren, einander auf das Aeußerste zu treiben, sieht man auch daraus, weil der Papst das Kaiserthum andern Prinzen, zulezt dem Bruder des Königs von Frankreich, Ludwigs des neunten, dem Grafen Robert von Artois, antrug. Die französischen Reichsstände verwarfen dieses, als eine ungerechte und verwegene Unternehmung wider einen so mächtigen und um die Religion durch seinen Kreuzzug so verdienten Fürsten. Sie erinnerten zugleich, daß man dem Hauptfeinde des Kaisers, dem Papste, in seinen Beschuldigungen wider jenen nicht glauben könne; daß die Absezung des Kaisers nur auf einer allgemeinen Kirchenversammlung vorgenommen werden könne; daß den Römern, wenn sie nur ihren Zorn ausüben könnten, nichts daran gelegen sey, ob eine Menge französischen Bluts vergossen würde; und daß, wenn erst der Kaiser durch sie und andere überwunden worden wäre, auch die übrigen Fürsten von dem dadurch stolzer gewordenen Papste zertreten werden würden. Damit es aber nicht scheinen möchte, als hätten sie den päpstlichen Antrag zu geringschäzig behandelt, (wiewohl sie wüßten, daß derselbe mehr aus Haß gegen den Kaiser, als aus Liebe zu ihnen, entstanden sey,) so wollten sie den Kaiser durch Gesandte um seinen Glauben genau befragen lassen: und fände es sich, daß er von Gott unrichtig

dächte, so wollten sie nicht allein ihn, sondern auch in diesem Falle den Papst selbst, und jeden andern Menschen bis zu seinem Untergange verfolgen. Würklich kamen auch in dieser Absicht französische Abgeordnete zu dem Kaiser. Als sie ihm ihren Auftrag bekannt machten, (so erzählt alles dieses Matthäus Paris,) erstaunte er über den ungeheuern Haß des Papstes, und antwortete, er sey ein katholischer Christ, der sich durchaus der Rechtgläubigkeit befleissige. Mit gen Himmel aufgehobenen Händen, und mit Thränen in den Augen, rief er Gott als Richter und Rächer seiner Unschuld wider den Papst an; betheuerte, daß dieser ihn bloß wegen der aufrührerischen Lombarden so heftig verfolgte; dankte zwar den Franzosen dafür, daß sie erst diese Erkundigung bey ihm hätten einziehen wollen; erklärte sich aber auch zur Vertheidigung bereit, wenn sie ihn des Papstes wegen angreiffen wollten. Darauf antworteten die Gesandten, Gott möchte ihre Nation davor bewahren, daß sie irgend einen Christen ohne rechtmäßige Ursache bekriegten; auch treibt uns, sagten sie, der Ehrgeiz nicht dazu an: denn wir glauben, daß unser König, den seine königliche Abstammung auf den Thron erhoben hat, einen Vorzug vor dem Kaiser habe, der es nur durch eine freywillige Wahl geworden ist; mithin ist es für den Grafen Robert genug, der Bruder eines so großen Königs zu seyn. — Diese Franzosen erinnerten sich bey ihren stolzen Aeußerungen nicht, daß ihr König mächtigere Vasallen habe, als er selbst war, und daß ihr Königreich nur ein Theil der von Deutschen gestifteten fränkischen Monarchie sey, aus welchem sich das deutsche Kaiserthum gebildet hatte, dem alle übrige Fürsten von Europa den ersten Rang einräumten.

In andern Betrachtungen erreichte der Papst seine Absichten gegen den Kaiser in Frankreich und mehrern

rern Ländern glücklicher. Die Könige von Frankreich und England ließen es geschehen, daß nicht allein seine Bannbulle in ihren Reichen angeschlagen, sondern auch von der Geistlichkeit derselben überaus große Geldsummen erhoben wurden, damit er sich zum Kriege rüsten könnte. In Frankreich forderte er zwar nur den zwanzigsten Theil des Ertrags ihrer Pfründen; behauptete aber doch, daß er damit den Krieg ein Jahr lang zu führen im Stande sey. Unterdessen befand nachmals Ludwig der neunte vor dienlich, diesem Gelde den Ausgang nach Rom eben darum zu verwehren, weil es nur dazu gedient haben würde, den Papst in seinen kriegerischen Gesinnungen zu bestärken. Er bot sich vielmehr zum Friedensstifter zwischen ihm und dem Kaiser an: und Friedrich beklagte sich daher lebhaft darüber, daß der Papst eine solche Vermittelung ausgeschlagen hätte. Freylich verließ sich dieser nicht bloß auf die großen Schätze, die er auf Kosten verschiedener Nationen zusammenbrachte; sondern auch auf das Ansehen, das er überhaupt bey ihnen genoß, und besonders durch seine Abgeordneten, die Dominicaner und Franciscaner, die sich von dieser Zeit an, nicht geringen Einfluß an den Höfen verschafften, unterhielt.

Friedrichs Gegenanstalten waren nicht weniger treffend. Da der Papst die erstgedachten Bettelmönche auch im sicilianischen Reiche zum Verhetzen und Ruhestören gebrauchte: so mußten alle Mitglieder dieser Orden, die aus der Lombardey gebürtig waren, das Land verlassen, und die übrigen Mönche in demselben ihm hinlängliche Sicherheit geben, daß sie die päpstliche Parthey nicht ergreiffen würden. Diejenigen Bischöfe, welche dem Papste öffentlich zugethan waren, vertrieb er alle aus dem Reiche. Die Freyherren und Edelleute, welche ehedem sich auch auf diese Seite gewandt

wandt hatten, mußten jezt bey seinem Heere in der Lombardey auf ihre Kosten dienen; oder sollten, wenn sie dieses nicht vermochten, Sold von ihm bekommen. Den sämmtlichen Kathedralkirchen und Geistlichen legte er eine Kriegssteuer auf. Aus dem großen, reichen und festen Kloster Monte Cassino mußten sich beinahe alle Mönche wegbegeben; dafür legte er eine Besazung hinein; und nahm, wie päpstliche Schriftsteller erzählen, den herrlichen Schaz desselben, nebst seinen goldenen und silbernen Kirchengefäßen, ingleichen zwey dem Kloster gehörige Oerter, in Besiz. Keiner von seinen Unterthanen, auch ausländischen Geistlichen, welche in seinem Reiche Stellen bekleideten, durfte zu Rom bleiben, wenn nicht seine Güter eingezogen werden sollten. Eben so wenig wurde es jemanden erlaubt, aus seinen Staaten in jene Hauptstadt ohne besondere Erlaubniß der obersten Gerichtsbeamten, zu reisen; an die Gränzen des Reichs aber ließ er Wachen sezen, welche den Eingang päpstlicher Befehle wider ihn verhinderten: und der Strang erwartete diejenigen, welche sie bey sich führten; wenn es gleich Geistliche waren. Ohngeachtet dieser scharfen Maaßregeln, hob er doch die Unterhandlungen nicht gänzlich auf. Da er aber durch die Bischöfe, welche er deswegen nach Rom schickte, den Cardinälen eine Kirchenversammlung vorschlagen ließ: so wurden sie auf päpstliche Verordnung gefangen genommen, und bald darauf aus der Stadt verwiesen.

Während aller dieser Bewegungen blieb Friedrich im Jahr 1239. größtentheils in der Lombardey, um für die Fortsezung des so glücklich angefangenen Kriegs mit den ihm ungetreuen Städten zu sorgen. Allein ob er gleich noch einigen Fortgang daselbst hatte; so schien es doch nicht, daß er lange die Oberhand werde behau-

behaupten können. Ravenna empörte sich wider ihn, und wurde von den Venetianern, diesen Bundsgenossen des Papstes, in Schutz genommen. Die Meiländer hatten sich von ihrer Bestürzung so sehr erholt, daß sie dem Kaiser mit einem Heere entgegenrückten, als er ihr Gebiet verwüstete. Dazu munterte sie hauptsächlich ein päpstlicher Legat auf, der sich nebst ihrem Erzbischof selbst bewaffnet in ihrem Lager einfand, auch die Mönche, des guten Beispiels wegen, die Waffen ergreifen ließ. Weit gefehlt, daß Friedrich die Meiländer hätte angreifen können, nöthigten sie ihn vielmehr, indem sie durch losgelassene Schleußen sein Lager unter Wasser sezten, und ihm auch sonst Abbruch thaten, sich nach Toscana zurück zu ziehen. Auch Trevigi entzog sich plözlich seiner Herrschaft; vergebens ließ er alles um diese Stadt herum durch Feuer und Schwerdt zu Grunde richten. Sein getreuester und thätigster Anhänger in der Lombardey, Ezzelin, schadete ihm gleichwohl durch Stolz, Grausamkeit, und andere Fehler. Dieser verursachte es, daß der mächtige Markgraf von Este, den der Kaiser schon völlig gewonnen zu haben glaubte, plözlich von ihm abfiel, und sich mit dem Papste, den Venetianern, den Meiländern, und den übrigen Feinden des Kaisers verband. Dieses Bündniß wurde überhaupt durch die Venetianer furchtbar. Sie kamen mit dem Papste überein, daß sie die Hälfte der Kriegskosten tragen, auch fünf und zwanzig Schiffe stellen wollten, um dem Kaiser Sicilien zu entreissen, wo sie sich die Handlungsfreyheiten allein vorbehielten.

Entschlossen, vor allen Dingen auf seinen Hauptfeind loßzugehen, überließ Friedrich die Führung des lombardischen Kriegs dem Eifer Ezzelins. Er ernannte um diese Zeit seinen Sohn Heinrich, König von

von Sardinien, zu seinem obersten Statthalter in Italien, mit der Gewalt, alle Verbrecher am Leben zu strafen, und jede andere Art von Gerichtsbarkeit auszuüben; nur die wichtigsten Fälle ausgenommen, in denen sich die Partheyen an den Kaiser selbst wenden sollten. Dieser junge Herr mußte im October des Jahrs 1239. mit einem Hauffen Kriegsvölker in die Mark Ancona einrücken, wo er Macerata und andere Städte eroberte. Der Papst sezte ihm einen Cardinal mit einer Schaar Soldaten entgegen; bald aber excommunicirte er ihn wegen seines Einfalls in das päpstliche Gebiet, und widerholte auch öffentlich den Bann wider seinen Vater. Doch Friedrichs standhafter Muth hemmte selbst die Würkung dieser kirchlichen Waffen. Obgleich der Papst verboten hatte, an denjenigen Oertern Gottesdienst zu haltenn, wo er sich aufhielt; so ließ er doch einen sehr feyerlichen in seiner Gegenwart zu Pisa anstellen. Er strafte auch diejenigen auf das schärfste, welche im Nahmen des Papstes Unruhen wider ihn erregten; worunter ein Franciscaner verbrannt wurde. Ein berühmter Prediger, und ehemals Oberhaupt dieses Ordens, Bruder Elias, erklärte sich sogar mit Hitze für den Kaiser, und warf dem Papste, der ihn aus dem Orden gestoßen hatte, öffentlich viele Ausschweifungen vor; sprach überdieß diejenigen vom Banne loß, welche wegen ihrer Anhänglichkeit an den Kaiser darein gefallen waren, in deren Gesellschaft er endlich auch kam. In Deutschland entschuldigten sich die Bischöfe, als ihnen zugemuthet wurde, den Bann wider den Kaiser zu verkündigen: und als der Papst die deutschen Reichsstände aufmunterte, den Kaiser abzusezen, antworteten ihm einige derselben, nur ihnen komme das Recht zu, einen Kaiser zu wählen; er sey bloß berechtigt, denselben zu krönen, nicht aber vom Throne zu stoßen. Der deutsche Ritterorden, der auch

in

in seiner Treue gegen ihn nicht wankend gemacht werden konnte, wurde deswegen von dem Papste mit dem Verluste aller seiner Vorrechte bedroht. Hingegen beschwerte sich Friedrich desto mehr gegen den mit ihm verschwägerten König von England, Heinrich den dritten, daß er zum gemeinschaftlichen Nachtheil aller Fürsten, den päpstlichen Bann wider ihn in seinem Reiche verkündigen ließ, und seinen Hauptfeind mit großen Geldsummen versorgte; bekam aber von diesem schwachsinnigen Herrn die Antwort, er müsse vor andern als päpstlicher Lehnsmann sich dergestalt betragen.

Dieser Krieg des Kaisers mit dem Papste nahm, ohngeachtet einiger Abwechselungen des Glücks, für den erstern den vortheilhaftesten Lauf. Er drang im Februar des Jahrs 1240. mit einem Heere in das Herzogthum Spoleto ein, und besezte Foligno, Citta Castellana, Sutri, Montefiascone, nebst andern Plätzen, immer näher gegen Rom zu; Viterbo, das mit den Römern in alter Feindschaft stand, ergab sich ihm gleichfals: und er konnte nun bis an jene Hauptstadt hin streifen, aus welcher sich viele Einwohner zu ihm flüchteten. In dieser Bedrängniß, und da selbst zu Rom die kaiserliche Parthey zahlreich war, trug der Papst die vermeinten Ueberbleibsale der Apostel Petrus und Paulus, und von dem Kreuzesstamme Christi, in einem feyerlichen Umgange, selbst herum, damit er den göttlichen Beistand sicherer erlangen möchte. Zugleich hielt er eine Anrede an das versammlete Volk, und ermahnte es, einen Kreuzzug wider den Kaiser vorzunehmen, so wie er vorher bereits in mehrern europäischen Ländern allen denen, welche gegen denselben die Waffen ergreiffen würden, eben denselben Ablaß versprochen hatte, den man bisher nur im Kriege mit den Arabern und Türken erwerben konnte. Nach

und

und nach versammlete sich auch eine ziemliche Anzahl solcher Kreuzsoldaten; wiewohl größtentheils aus zusammengelauffenem Pöbel. Friedrich ließ denen, die von seinen Soldaten ergriffen wurden, (wenn anders die Schriftsteller von der päpstlichen Parthey nicht alles was diese verübten, seinem Befehl beigelegt oder überhaupt vergrößert haben,) bald mit einem glühenden Eisen ein Kreuz auf die Stirne brennen; bald den Kopf in vier Theile spalten; bald sie an hölzerne Kreuze annageln, und ins Feuer werfen. Jezt eilte der Kaiser in sein sicilianisches Reich, wo er neue Kriegsvölker zusammenbrachte, und sich Steuern von der Geistlichkeit bezahlen ließ. Er belagerte daselbst die päpstliche Stadt Benevento vergebens; verwüstete aber wenigstens die umliegende Gegend, und rückte bald wieder in die Mark Ancona ein. Er eroberte Ravenna und Faenza, ohne es hindern zu können, daß ihm die Venetianer mit ihren Bundsgenossen Ferrara wegnahmen. Die erstern erfochten auch zur See einige Vortheile über seine Kriegsschiffe, und plünderten mit ihrer Flotte mehrere Seeplätze in Apulien. Hingegen schlug die ihm ergebene Stadt Pavia den Einfall der Meiländer in ihr Gebiet sehr glücklich zurück; Aqui und Alessandria traten vom lombardischen Bunde auf seine Seite. Er hielt zu gleicher Zeit sechs Kriegsheere fast durch ganz Italien verlegt. Je mehr Widerwärtigkeiten und Feinde sich ihm entgegenstellten, desto mehr schien sein Muth zu wachsen. Er jagte noch im Jahr 1240. um vor Verräthern gesichert zu seyn, alle Dominikaner und Franciscaner, bis auf zween Landeskinder in jedem Kloster, aus dem Reiche; befestigte sich in seinen Verbindungen, und war, ohngeachtet seines schwankenden Glücks in der Lombardey, doch bereit, den Papst vor den Thoren seiner Hauptstadt anzugreifen.

Gregorius, der ihm weder an Thätigkeit noch an standhaftem Geiste weichen wollte, nahm, da er so viele andere Mittel bisher fruchtlos gebraucht hatte, durch welche die Päpste sonst jeden Fürsten zu Boden warfen, seine Zuflucht zu demjenigen, das seine oberrichterliche Gewalt über Europa im höchsten Glanze zeigen konnte. Auf einer allgemeinen Kirchenversammlung, wo er von Hunderten seiner geistlichen Räthe und Befehlshaber umgeben, Gesezе und Entscheidungen vorschreiben würde, denen niemand widersprechen durfte, sollte sein großer Zwist mit dem Kaiser nicht sowohl untersucht, als nach seinem Willen, und im Nahmen der sogenannten heiligen Kirche beendigt werden. Da sich Friedrich mehrmals im Lauf dieser Händel auf die übrigen Fürsten, auf alle Cardinäle und Prälaten berufen hatte: so schien es, daß eine allgemeine Versammlung der leztern, in Gegenwart, wenn gleich nicht mit vorzüglicher Theilnehmung von Gesandten der erstern, ihm gar nicht unangenehm seyn müßte. Außerdem machte sich der Papst eine Hauptangelegenheit daraus, auf einer solchen Kirchenversammlung an der Vereinigung der abendländischen Kirche mit der morgenländischen, oder eigentlich daran zu arbeiten, daß die griechischen Christen seine Oberherrschaft erkennen möchten: und er wollte noch mehr wichtige Geschäfte auf diesem kirchlichen Reichstage zu Stande bringen. Damit also derselbe zu Rom im Jahr 1241. ruhig gehalten werden könnte, trug er dem Kaiser einen Waffenstillstand an. Doch dieser Fürst hatte nicht viel Scharfsichtigkeit nöthig, um voraus zu merken, daß die Schlüsse dieser unter dem Vorsize seines gefährlichsten und schlauesten Feindes zu haltenden Versammlung für ihn sehr nachtheilig ausfallen würden. Daher wollte er den Stillstand nicht anders bewilligen, als wenn an keine Kirchenversammlung gedacht, und von jenem

die

die Lombarden ausgeschlossen würden. Diese leztere Bedingung mußte sogleich alle Unterhandlung zwischen beiden Fürsten aufheben, indem weder der Kaiser die Lombarden anders wohl, als von dem Papste getrennt, bezwingen; noch der Papst sich besser, als mit ihnen vereinigt, schützen konnte, um nicht von neuem, wie seine ältern Vorgänger, ein Unterthan des Kaisers zu werden. Matthäus Paris erzählt zwar, daß würklich ein Stillstand zwischen ihnen getroffen, und beinahe durch die Nachricht wieder aufgehoben worden sey, welche der Papst von den großen Geldsummen empfieng, die für ihn in Frankreich gesammelt worden wären. Allein da der Kaiser im Jahr 1240. nicht aufgehört hat, päpstliche Städte zu belagern: so ist dieser Geschichtschreiber allem Ansehen nach durch einige Gerüchte hintergangen worden; oder der errichtete Stillstand hat nur eine sehr kurze Zeit gewährt.

Nichts konnte unterdessen den Papst abhalten, zu seiner entworfenen Kirchenversammlung sowohl die Prälaten der Kirche, als die Fürsten, von welchen er durch ihre Gesandten Rathschläge verlangte, einzuladen. Friedrich hingegen unterließ eben so wenig, die Ursachen öffentlich bekannt zu machen, warum er die Anträge des Papstes ablehnen müsse. Besonders schrieb er an den König von England, der Papst suche ihn durch den Vorschlag, die Lombarden in den Stillstand einzuschließen, bloß zu hintergehen, damit nemlich diese päpstlichen Bundsgenossen sich desto leichter erholen, und ihm mit neuen Kräften widerstehen könnten. Auch in der angekündigten Kirchenversammlung sah er nichts als Fallstricke. Denn in dem Ausschreiben derselben, sagt er, wird nicht der Friedenshandlungen; sondern nur wichtiger Geschäfte der römischen Kirche gedacht; es wird auch nicht an den König von England, sondern an den Grafen von Provence, der sich wider den Kai-

ser empört hatte, an den Doge von Venedig, und andere Großen gerichtet, welche der Papst durch Geld in sein Bündniß gezogen hatte. Mit der heiligen Kirche, sezt er hinzu, habe er keinen Streit; allein gegen diesen Papst müsse er die Rechte des Reichs vertheidigen; zum Stillstande sey er geneigt; aber die aufrührerischen Lombarden werde er stets davon ausschließen; durch den öffentlichen Reichsfeind werde er keine Kirchenversammlung zu halten verstatten; auch sey es ihm, dem Reiche und dessen Großen unanständig, seine Sache vor einem so verdächtigen Gerichte ausmachen zu lassen; und daher werde er keinem Bischof irgend eines Landes erlauben, zu demselben zu reisen. Er erfüllte auch bald diese Drohungen; die Bischöfe, und ihre Bevollmächtigten, welche jene Reise durch sein Gebiet unternahmen, ließ er gefangen nehmen: und ein unwahrscheinliches Gerücht gab ihm sogar Schuld, daß er manche peinigen und hinrichten lasse. Auf der andern Seite ermahnte sie der Papst, sie möchten, ohngeachtet aller Schwierigkeiten, Gott und dem Glauben zu Ehren, sich bey ihm einfinden.

Mitten unter diesen bittern Händeln mit dem Papste, soll Friedrich um das Jahr 1240. einige der schärfsten Gesezе wider die Ketzer seiner Zeit, vornemlich in seinem sicilianischen Reiche, ausgefertigt haben. Daß er es gerade damals gethan hätte, ist allerdings sehr unwahrscheinlich. Denn die Päpste begriffen alle ihre Gegner, und den Kaiser selbst, unter dem Ketzernahmen: und er würde also durch solche Verordnungen mehr ihr Ansehen verstärkt, als seinen Eifer haben leuchten lassen. Was noch mehr ist: Clemens der vierte, der diese Befehle im Jahr 1265. bestätigte, versicherte dabey ausdrücklich, der Kaiser habe sie bekannt gemacht, als er noch ein gehorsamer Sohn der römischen

schen Kirche war; gleichwohl wurde er niemals weniger davor gehalten, als gegen das Jahr 1240. Eines hat man mit einigem Schein für diese Zeitbestimmung angeführt: Friedrich habe nur darum zu dieser Zeit so strenge Gesetze wider die Ketzer ertheilt, damit er den berüchtigten Vorwurf des Papstes, als wenn er ein Feind und Lästerer aller Religion wäre, durch die That selbst ablehnen möchte. Allein zu einer Entkräftung jener Zweifel reicht dieses desto weniger zu, weil der Kaiser schon in frühern Jahren einen ähnlichen Bewegungsgrund zur Abfassung dergleichen Gesetze gehabt hätte. Es giebt daher Schriftsteller, welche, wie oben (S. 120.) bereits angemerkt worden ist, wenigstens das berühmteste derselben zum Jahr 1231. rechnen. Sie mögen indessen hier nach der Ordnung, in welcher sie unter den Briefen des Peter de Vineis, ihres eigentlichen Verfassers, stehen, einsweilen ihren Platz finden.

In dem ersten erklärt sich Friedrich, daß, da er schuldig sey, das ihm von Gott übergebene weltliche Schwerdt zur Ausrottung der ketzerischen Bosheit anzuwenden, alle von der Kirche in seinem Reiche verdammte Ketzer mit der gebührenden Strafe belegt werden sollen. Wenn einige von ihnen, aus Furcht vor dem Tode, zur Einigkeit des Glaubens zurückkehren wollten: so sollten sie, um Buße zu thun, in ein beständiges Gefängniß gestoßen werden. Alle von den Inquisitoren oder andern Eiferern für den katholischen Glauben entdeckte Ketzer sollten auf die Anzeige derselben von der Obrigkeit so lange gefangen gehalten werden, bis sie, durch kirchliches Urtheil verdammt, hingerichtet würden. Gleichergestalt sollten auch alle Beschützer und Vertheidiger ketzerischer Irrthümer; diejenigen, welche der Ketzerey an einem Orte überführt,

sich an einen andern gewandt hätten; ingleichen solche, welche die Ketzerey abgeschworen haben, aber als Meineidige befunden worden sind, bestraft werden. Die Wohlthat der Appellation sollte keinem Ketzer oder dessen Gönner zu Statten kommen. Hierauf rechtfertigt der Kaiser seine Schärfe gegen die Ketzer damit, daß die Verbrecher der beleidigten Majestät, selbst durch die Enterbung ihrer Kinder, bestraft würden; desto mehr verdienten also auch die Kinder und Nachkommen der Ketzer und ihrer Vertheidiger bis ins zweyte Glied aller weltlichen Güter und Aemter beraubt zu werden, weil Gott die Sünde der Väter auch an den Kindern räche; doch sollten sie von dieser Strafe befreyet seyn, wenn sie der väterlichen Ketzerey nicht zugethan wären, und die verborgene Treulosigkeit der Väter offenbarten. Endlich macht er noch bekannt, daß den Dominicanern und Franciscanern in seinem Reiche die Angelegenheiten des Glaubens wider die Ketzer aufgetragen worden sind; verspricht auch andern, welche zu Ketzerrichtern bestellt sind, wenn sie nicht aus dem Reiche vertrieben wären, seinen Schutz, und befiehlt allen Obrigkeiten, ihnen auf jede Art gegen die Ketzer beizustehen, indem sie dadurch Gott einen angenehmen Dienst leisten würden. — Das zweyte dieser Gesetze, welches vor andern berühmt ist, fängt mit der Klage an, daß die Ketzer den ungenähten Rock unsers Gottes (ein gewöhnliches Bild der Kirche,) zu zertrennen, und nach der Bedeutung ihres Nahmens in der untheilbaren Glaubenseinigkeit selbst eine Spaltung hervorzubringen suchten; sie wären inwendig reissende Wölfe, die aber die Sanftmuth von Schaafen annähmen, um in den Schaafstall leichter eindringen zu können; — und was der biblischen Bilder mehr ist, die Vineis zu ihrer Abschilderung nüzt. Eben so wird noch manches Allgemeine, aber nicht immer Richtige, über ihre Nah-

men

men und ihre gewaltige Schädlichkeit hinzugefügt, und darauf im Nahmen des Kaisers verordnet, daß jede Ketzerey unter die öffentlichen Verbrechen gezählt werden soll. Er will daher, daß gegen die Ketzer, wenn sie auch nicht angeklagt würden, wie gegen andere Missethäter, gerichtliche Nachforschung angestellt, und daß sie, wenn sie von der Geistlichkeit ermahnt, sich nicht bessern wollen, verbrannt werden sollen. Niemand soll für sie eine Fürbitte einlegen, wenn er nicht den Zorn des Kaisers empfinden will. — Das dritte Gesez bestätigt die Ehrlosigkeit der Ketzer; spricht aber ihre Gönner davon los, wenn sie einen derselben entdecken. — Im vierten werden mehrere Ketzerpartheien genannt, welche eben diese Strafe treffen, und deren Güter eingezogen werden sollen. Das Uebrige was über die bloß der Ketzerey Verdächtigen; von dem Eide der Obrigkeiten wegen der Ketzer, und andern damit verwandten Umständen, hinzugesezt wird, stimmt völlig mit dem Gesezе überein, das der Kaiser, wie man oben (S. 58. 59.) gelesen hat, bey seiner römischen Krönung gab. Alle diese Gesezе verrathen einen solchen Mangel an Religionseinsichten, dagegen so viele Grausamkeit, und streiten selbst mit der Regierungsklugheit so offenbar, daß man den Kaiser deswegen verachten, zum wenigsten in ihm selbst vergebens suchen müßte, wenn man sich nicht erinnerte, daß es ihm hier schlechterdings nur einer fremden Denkungsart zu folgen erlaubt gewesen ist.

Weder Ketzer aber, noch päpstliche Kirchenversammlungen, verdienten damals seine Aufmerksamkeit so sehr, als das allgemeine Schicksal, welches Europa von Asien her bedrohte. Mehrere hundert tausend Mogolen verwüsteten und eroberten Rußland im Jahr 1240; im folgenden Jahre unterlagen auch Pohlen, das dazu gehörige Schlesien, und Ungarn mit seinen

Nebenländern, ihrem wütenden Anfalle; es fehlte wenig daran, daß nicht Deutschland ebenfals von ihnen überschwemmt wurde. Je widersinniger es zu seyn schien, daß gerade zu dieser Zeit, da sich die nächsten europäischen Fürsten hätten vereinigen sollen, der einbrechenden Fluth zu wehren, die beiden ansehnlichsten unter ihnen ihre Feindseeligkeiten gegen einander höher als jemals trieben; desto weniger darf man sich wundern, daß sie oder ihre Anhänger einander die Schuld und die Folgen von diesem Unglücke gänzlich beimaßen. Friedrich sagt in einem Schreiben an den römischen Senat, er halte es vor wahrscheinlich, daß der Ruf von den Händeln, in welche er von dem Papste verwickelt worden wäre, den Tataren (so nannte man die Mogolen mit einem allgemeinern Völkernahmen,) Muth gemacht hätte, noch mehr Unheil in seinem Reiche zu stiften: und in einem andern Schreiben versicherte er, viele wären eben dieser Meinung. Auf der andern Seite aber gab man vor, der Kaiser habe selbst den fürchterlichen Einfall dieser Nation veranstaltet, weil er nach der Monarchie der ganzen Welt, gleich dem Lucifer und Antichrist, mit der frechsten Begierde trachte. Um dieses zu bestätigen, berief man sich sogar auf das Schreiben, welches er im Sommer des Jahrs 1241. an die vornehmsten europäischen Fürsten abließ. Er beschrieb ihnen darinnen das Elend, welches durch die Mogolen, hauptsächlich in Ungarn, verursacht worden wäre, und ihre kriegerisch wilden Sitten. Den Fürsten warf er vor, daß er sie öfters vor diesem Einbruch gewarnet, und zur Einigkeit ermahnt habe, damit sie kräftigern Widerstand thun könnten. Auch nimmt er Gott zum Zeugen, wie sehr und oft er sich habe demüthigen wollen, in der Hoffnung, daß der Papst seinen ärgerlichen Streit mit ihm unterdrücken, und ihn ruhig über seine zum Gehorsam gebrachten Unterthanen regieren lassen würde.

würde. Allein dieser, fährt er fort, habe das Kreuz, welches er wider die Tataren und Saracenen hätte predigen lassen sollen, vielmehr wider ihn verkündigt; wie könnte er also, da er sich von einheimischen Feinden befreyen müsse, auch die barbarischen zurücktreiben? Unterdessen habe er es seinem Sohne, dem Könige Conrad, und den deutschen Reichsfürsten ausdrücklich aufgetragen, sich jenen Barbaren mächtiglich entgegen zu sezen. Er beschwört aber die Fürsten bey Christo, sie möchten ebenfals zur Vertheidigung ihrer Reiche sogleich die nachdrücklichsten Rüstungen anstellen, weil die Feinde, wenn sie in Deutschland, die Thüre der Christen, ungehindert einfallen könnten, gar bald auch auf sie losstürmen würden, und schließt mit den schmeichelhaftesten Hoffnungen von der verbundenen Kriegsmacht der Europäer. — Aus diesem Schreiben des Kaisers nun bewiesen seine Gegner die gedachte Beschuldigung, weil er darinne die Mogolen fälschlich vom Mittage herkommen lasse, und seine Rathschläge auf ihre unerforschliche Maaßregeln Einfluß gehabt haben müßten: die seltsamste Art von Beweisen, welche sich denken läßt. Merkwürdiger ist es, daß er in eben diesem Schreiben dem Könige von Ungarn Bela vorwirft, er sey selbst Schuld an dem Unglücke seines Reichs gewesen, indem er von den Tataren aufgefordert, sich und sein Reich ihnen zu ergeben, ganz sicher, schläfrig und im Vertrauen auf die natürlichen Vormauern seines Landes, voll Verachtung gegen sie geblieben sey, bis sie seine Ungarn unvermuthet überfallen und umringt hätten. In seinem Schreiben an den Senat von Rom gesteht der Kaiser, daß sich Bela erboten habe, sein Reich von ihm zur Lehn zu nehmen, wenn er ihn gegen die Mogolen beschützen wollte. Er antwortete ihm aber selbst, daß er, nachdem soviel Blut und Schätze der Deutschen darauf verwandt worden

wären, die Lombarden zu bezwingen, die nahe Vollendung dieser Angelegenheiten nicht liegen lassen könne, weil sonst die Italiäner, wie gewöhnlich, in Abwesenheit ihrer Herren alles wieder rückgängig und vergeblich machen würden; und dazu komme noch die dringende Besorgniß, daß, wenn er wider die Barbaren zu Felde zöge, der Papst, wie dieser schon während seines Kreuzzugs gethan habe, in sein Königreich einfallen möchte; daher habe er auch Abgeordnete an denselben geschickt, um ihn zum Frieden geneigt zu machen, und richte alle seine Schritte gen Rom hin, damit er, wenn er erst seine alten und erblichen kaiserlichen Rechte behauptet haben würde, desto mächtiger zur Bekämpfung des allgemeinen Feindes seyn möchte. — Daß diese Erklärungen und Wendungen des Kaisers, zu seiner Zeit und bis auf die neueste, ihm von vielen, die auch nicht immer die päpstliche Parthey genommen hatten, sehr übel ausgelegt worden sind, kann niemanden befremden. Es scheint beym ersten Anblicke, daß er gleich nach empfangener Nachricht von dem Einfall der Mogolen in Pohlen, mit seiner ganzen italiänischen Kriegsmacht zur Beschüzung von Deutschland hätte aufbrechen sollen; aber es scheint in der That nur so. Außerdem daß er dadurch alle die wichtigen Vortheile, die er mit so vieler Anstrengung in Italien erworben hatte, im Stich gelassen, und sich zwanzig Jahre zurückgesezt hätte; war es nicht einmal ausgemacht, ob sein eilfertiger Zug nach Deutschland so gar nothwendig wäre; oder so entscheidend seyn würde. Die Mogolen fielen mehr zum Rauben und Plündern über die an das deutsche Reich gränzende Länder her, als um bleibende Eroberungen darinne zu machen; sie konnten also vor den Gränzen desselben vorbeygezogen seyn, wenn Friedrich kaum daselbst angelangt war. Hätten die deutschen Fürsten ihre Kräfte gegen diese Feinde zeitig

genug

genug aufgeboten, oder nach der damaligen Verfassung geschwind aufbieten können: so würde den Mogolen ihr Zug durch Schlesien und Mähren nach Ungarn vielleicht am ersten verwehrt worden seyn. Unterdessen ließ doch Friedrich seine Sorgfalt für das deutsche Reich nicht bloß in Ermahnungen und Versprechungen blicken. Matthäus Paris berichtet, daß er noch im Jahr 1241. seinen unehelichen Sohn Heinrich mit viertausend Reitern, und einem starken Hauffen Fußvolks aus Italien dem römischen Könige Conrad, welcher ein überaus zahlreiches Kriegsheer versammelt hatte, zu Hülfe gesandt, und daß sie beide nicht weit von der Donau die Mogolen zurückgeschlagen hätten. Das Anerbieten des Papstes, mit dem Kaiser alsdenn Frieden zu schließen, wenn er mit zerknirschtem Herzen und demüthiger Buße sich den Befehlen der Kirche unterwerfen würde; auch sein angekündigter Kreuzzug wider die Mogolen, durch den man Ablaß verdienen könnte, waren nur in den Augen seiner Anhänger wichtige Schritte.

Ohnedem hatte schon in den frühern Monathen des Jahrs 1241. ein neuer Auftritt den Widerwillen dieser beiden Fürsten gegen einander noch höher getrieben und sichtbarer offenbart. Der Papst beharrte auf der allgemeinen Kirchenversammlung, die er zu Rom halten wollte: und der Kaiser, der nur wiederholten Bann oder gar Absezung von derselben befürchten mußte, that alles, um dieselbe zu verhindern. Gleichwohl kam eine nicht geringe Anzahl von Prälaten aus Frankreich, Spanien, England, auch aus dem obern Italien, in den leztern Gegenden zusammen. Da ihnen aber Friedrich alle Wege in die päpstliche Hauptstadt abgeschnitten hatte, ob er sie gleich eingeladen haben soll, zu einer mündlichen Unterredung mit ihm, durch

sein

sein Gebiet zu reisen: so begaben sie sich alle nach Genua, um aus dieser Seestadt in den Kirchenstaat zu schiffen. Sobald Friedrich diese Absicht merkte, ließ er im sicilianischen Reiche eine Flotte ausrüsten, zu der auch eine pisanische stieß: und den Oberbefehl darüber ertheilte er seinem erstgenannten Sohne, dem Könige von Sardinien Heinrich, oder Enzio, damit er die genuesische Flotte auffangen oder schlagen möchte. Diese vermied es umsonst, der kaiserlichen zu begegnen; sie ward von derselben am 3. May, bey der Insel Melora, nicht weit von den toscanischen Küsten, angegriffen. Drey genuesische Ruderschiffe wurden versenkt, und zwey und zwanzig erobert, auf welchen, außer vier tausend Genuesern, drey päpstliche Legaten, eine Menge vornehmer Geistlichen, auch über hundert Abgeordnete der aufrührerischen lombardischen Städte, in die Gefangenschaft des Kaisers geriethen, der zugleich große Geldsummen erbeutete, welche einer der päpstlichen Gesandten aus dem von ihm ganz ausgesogenen England mitbrachte. Als der Kaiser von seinem Sohne befragt wurde, was er mit der gefangenen Geistlichkeit anfangen sollte, antwortete ihm derselbe scherzhaft in zwey lateinischen Versen, die auch ein spöttisches Wortspiel enthielten:

Omnes Praelati Papa mandante vocati,
Et tres *Legati* veniant ad nostra *ligati*.

(Alle Prälaten, welche der Papst zu sich berufen hat, und die drey Legaten, sollen gefesselt in unser Gebiet gebracht werden.)

Sie wurden also ins Neapolitanische geführt, und in verschiedene Schlösser daselbst vertheilt. Weil aber die Gefangenen auf einer langen Seereise sehr viel Ungemach ausstanden: so endigten nicht wenige daselbst ihr Leben; und man ermangelte nicht, den Kaiser deswegen

wegen der Grausamkeit zu beschuldigen. Den französischen Prälaten gab er auf die nachdrückliche Vorstellung ihres Königs die Freyheit; die übrigen wurden auf Fürbitte des Königs von England und des lateinischen Kaisers von Constantinopel, Balduin, der sich damals in Italien aufhielt, von ihm ebenfals nach und nach losgelassen.

Diesen Sieg benüzte aber auch Friedrich so schleunig und thätig, als es ihm möglich war. Kurz vor demselben hatte sich ihm nicht nur die päpstliche Stadt Benevento, mitten im neapolitanischen Reiche gelegen, unterwerfen müssen, deren Festungswerke er schleifen ließ; sondern auch Faenza im päpstlichen Gebiete, nach einer jährigen Belagerung ergeben, wo nunmehr neue Befestigungen angebracht wurden. Er war jezt im Begriff, eine andere päpstliche Stadt, Bologna, anzugreiffen; allein auf die Nachricht von jenem Siege, wandte er sich vielmehr gegen Rom zu; eroberte Spoleto, Terni, Tivoli, Monte Albano, und einige Schlösser in der Nähe dieser Hauptstadt; verwüstete andere Gegenden, wo man sich ihm widersezte, und wurde auch von dem Cardinal Colonna unterstüzt, der sich einiger Plätze nicht fern von Rom bemächtigte, wozu ihm der Kaiser Soldaten schickte. Um gleiche Zeit mußten die Prälaten seines Reichs alle Schätze ihrer Kirchen und Klöster, an Gold, Silber, Edelgesteinen, und seidenen Bekleidungen, in eine Kirche zu San Germano schaffen. Was sie für Geld einlösten, bekamen sie wieder; das übrige wurde an den Kaiser gesandt, der ihnen auch eine gewisse Anzahl Soldaten zu stellen befohl.

Allein eben da er Rom selbst in Bedrängniß sezte, erfuhr er, daß der Papst Gregorius der neunte im August des Jahrs 1241. gestorben sey. Ob gleich dieser

dieser ein sehr hohes Alter erreichte; so scheinen doch seine lezten gehäuften Unglücksfälle seinen Tod beschleunigt zu haben. Der Kaiser sagte in dem Schreiben, welches er bey dieser Gelegenheit an mehrere europäische Fürsten ergehen ließ, er hoffe, nachdem Gott seinen Feind weggenommen habe, mit ihrer Hülfe, und mit dem Rathe des neuen Papstes, den asiatischen Barbaren weit glücklicher Einhalt thun zu können. Er erlaubte auch nicht bloß den Cardinälen, welche sich ausserhalb Rom befanden, sich dahin zur Papstwahl zu begeben; sondern entledigte sogar zween derselben ihrer Gefangenschaft so lange, bis diese Wahl vollzogen seyn würde. Doch der im October gewählte Papst Cälestinus der vierte gieng bereits im folgenden Monathe aus der Welt.

Friedrich war unterdessen in sein Reich zurückgekehrt. Hier legte er bey Cepperano eine neue Stadt an, für welche er auch Einwohner aus nahen Schlössern und Inseln bestimmte. Er nannte sie Flagella, (welches im lateinischen Geisseln bedeutet,) vielleicht, wie man gemuthmaaßt hat, weil er Cepperano und andere umher liegende päpstliche Städte durch dieselbe züchtigen wollte; allein ihrer wird weder in der Folge gedacht; noch sind einige Spuren von derselben vorhanden; vermuthlich ist sie niemals ganz ausgebauet worden. Im folgenden Jahr 1242. schrieb er eine allgemeine Geldsteuer in seinem Reiche aus; ließ die Thürme der Stadt Bari, deren Treue ihm verdächtig geworden war, niederreissen, und starke Seerüstungen vornehmen; schickte aber auch Gesandte nach Rom, um mit den Cardinälen wegen des Friedens zu handeln. Die Zeit war jezt dazu günstiger, als wenn sie bereits einen neuen Papst gewählt hätten. Der Kaiser hatte mehrere Freunde unter ihnen; ihre Anzahl war überhaupt

haupt nicht groß; es blieb wenigstens wahrscheinlich, daß sie bey dem damaligen zerrütteten Zustande der päpstlichen Angelegenheiten einige kräftige Maaßregeln zu einem Vergleiche nehmen würden. Aber eben die Verwirrung, welche in und um Rom herrschte, nebst der Fortdauer der beiden einander entgegen gesezten Partheien, vermehrte auch die Zwistigkeiten in der Versammlung der Cardinäle. Ob die dem Kaiser zugethanen, wie päpstliche Geschichtschreiber muthmaaßen, Unruhen erregt haben, damit ein ihm angenehmer Papst auf den Thron gesezt würde, ist ungewiß; wohl aber weiß man, daß manche Cardinäle sich gescheuet haben, nach Rom zu kommen. Daher blieb die päpstliche Würde über zwanzig Monate lang erledigt. Der Kaiser machte darüber den Cardinälen in mehr als einem Schreiben die schärfsten Vorwürfe: wiewohl es für ihn wünschenswerth war, die päpstliche Regierung noch tiefer sinken zu sehen; so blieb doch auch sein Verhältniß gegen dieselbe schwankend, so lange sie nicht in die Hände eines einzigen kam. Er beschuldigt sie also, nach vielen Klagen über die traurige verwittwete Verfassung der mütterlichen römischen Kirche, daß sie, die Säulen derselben, an Statt Irrende zu leiten, selbst die Wahrheit unterdrückten; wie die Schlangen sitzend, nicht nach dem was oben ist, sondern bloß nach dem Weltlichen trachteten; daß jeder von ihnen nach der päpstlichen Hoheit hungere, und vom Neide getrieben werde; und ermahnt sie zur Einigkeit, welche der Engel der Finsternisse unter ihnen aufzuheben gewußt habe. In einem andern Schreiben an sie drückt er sich noch mehr durch seinen Kanzler de Vineis mit biblischen Bildern, einer damals vor sinnreich geachteten Sprache, aus. „An euch, so fängt er es an, ist dieses Wort gerichtet, ihr Söhne Ephraim! die ihr den Bogen übel spannt, und noch übler die Pfeile abschießet; die

ihr

ihr schändlich am Tage des Kriegs euch rückwärts wendet. An euch ist dieses Wort gerichtet, ihr Söhne Belials, und Schaafe der Zerstreuung!" — und wie er sie weiter anredet. Er meldet ihnen sodann, es sey die gemeine Rede, daß nicht der Mittler zwischen Gott und Menschen; sondern der Satan, der Fürst der Mitternacht, der Urheber der Zwietracht, des Mordes und der Lügen, in ihrer Mitte sey; und daß sie das Schifflein Petri, ob es gleich den Untergang nicht befürchten dürfe, doch manchem Schiffbruch aussezten. Die Folgen ihres Betragens zeigt er ihnen besonders im Verfall des Ansehens der Kirche, und ihrer Einkünfte; worauf er mit Ermahnungen, sich zu bessern, schließt. Man merkt deutlich genug, daß die Gegner des Kaisers unter den Cardinälen die Oberhand hatten. Um sie wenigstens durch die Furcht zu nöthigen, daß sie sich zur Papstwahl vereinigten, rückte er im April des Jahrs 1243. mit einem starken Kriegsheere abermals vor Rom; ließ daselbst einige Thürme umstürzen; die Güter der Cardinäle verheeren, und Albano, welches einem derselben gehörte, durch seine Araber gänzlich zerstören. Auf Bitten der Cardinäle hob er die Belagerung der Hauptstadt wieder auf, und zog sich in sein Reich zurück.

Endlich wählten sie im Junius des gedachten Jahrs zu Anagni den Cardinal Fiesco oder Fieschi zum Papste, der sich den Nahmen Innocentius der vierte gab. Sobald der Kaiser dieses erfuhr, ließ er in seinem ganzen Reiche Gott öffentlich für diese glückliche Begebenheit danken. Es schien auch, daß er selbst einen ausnehmend freudigen Antheil an derselben nehmen müsse: denn der neue Papst war bisher ein vorzüglicher Freund von ihm gewesen. Allein, bekannt mit dem Geiste der Kirche, und ihrer Regenten, sagte der Kaiser sogleich zu seinen Vertrauten, er habe Ursache

sache zu fürchten, daß aus einem Cardinal, der sein bester Freund gewesen, ein gegen ihn sehr feindseliger Papst werden möchte. Die Erfahrung bestätigte bald diese Besorgniß. Anfänglich fertigte Friedrich Gesandte an denselben ab, und schrieb ihm, er hoffe an Statt der bisher erlittenen stiefmütterlichen Begegnung nunmehr eine väterliche; auch bot er dem Papste sich, seine Macht und seine Reiche zum Dienste der Kirche an, so weit es die Rechte des römischen Reichs erlaubten. Innocentius hingegen trug seinen Gesandten an den Kaiser auf, ihm zu erklären, daß er zwar begierig sey, im Frieden mit ihm zu leben; nur möchte der Kaiser vor allen Dingen die Gefangenen sämmtlich loßlassen, und die Genugthuung bestimmen, welche er für alles dasjenige leisten wollte, weswegen er mit dem Banne belegt worden sey; sollte er glauben, wiewohl es nicht glaublich sey, daß ihm von der Kirche Unrecht zugefügt worden sey, so könne dieses auf einer allgemeinen Versammlung geistlicher und weltlicher Fürsten am füglichsten untersucht und gehoben werden; auf derselben aber werde auch die Kirche seine Genugthuung wegen so vieler Beleidigungen mit aller Sanftmuth und Barmherzigkeit annehmen.

Den Werth dieser glimpflich scheinenden Erklärung verringerte sogleich der Umstand gar sehr, daß der Papst die kaiserlichen Gesandten nicht einmal zum Gehör gelassen hatte. Denn kamen sie gleich von einem im Banne begriffenen, mithin von der Gemeinschaft des Oberhaupts der Kirche abgesonderten Fürsten; so hatte es doch der neue Papst selbst nicht völlig entscheiden wollen, ob sich derselbe nicht über die Kirche mit Recht beklagen könne. Allein Friedrich, der es sehr bald merkte, daß alles nur darauf angelegt sey, ihn in die alte Verlegenheit wegen des Ausspruchs einer allge-

meinen, oder vielmehr päpstlichen Kirchenversammlung, zurück zu stoßen, beschwerte sich nicht nur über manche verächtliche und partheiische Handlungen des Papstes; sondern verlangte auch aufs dringendste, daß derselbe seinen Legaten aus der Lombardey zurück berufen sollte, dessen Gegenwart daselbst er als die stärkste Unterhaltung der verbundenen Städte in ihrer Widerspenstigkeit gegen ihn ansehen mußte. Desto mehr bestand der Papst darauf, daß jener Gesandte bey den Lombarden bleiben müsse, weil sie sonst alle Hoffnung verlieren würden, mit dem Kaiser ausgesöhnt zu werden, und die Kirche beschuldigen könnten, von ihr verrathen worden zu seyn. Er ließ sie auch durch denselben ermahnen, ihre Ergebenheit gegen die Kirche ferner beizubehalten, indem er gewiß, ohne sie einzuschliessen, keinen Frieden mit dem Kaiser treffen werde. Daß er die Gesandten dieses Fürsten abgewiesen hätte, rechtfertigte er damit, weil die Päpste niemals einen im Banne liegenden vor sich ließen, wenn er nicht feyerlich davon losgesprochen wäre; doch erwies er ihnen kurz darauf diese Gnade.

Innocentius wurde zwar durch den ihm eigenen Muth und hohen Geist in den Stand gesezt, mit so vieler Entschlossenheit zu handeln; aber seine Angelegenheiten gewannen auch damals eine etwas günstigere Gestalt. Die Stadt Viterbo, welche über die Gewaltthätigkeiten ihrer kaiserlichen Besazung mißvergnügt war, und von ihrem Bischof noch mehr angereizt wurde, erregte einen Aufstand gegen jene; dazu kamen einige päpstliche Kriegsvölker, welche sie vollends unter die Herrschaft des Papstes bringen halfen. Der Kaiser beklagte sich vergebens über den dadurch gebrochenen Stillstand; er mußte auch die Belagerung der Stadt wieder aufheben. Bald darauf verließen die

Mark-

Markgrafen von Montferrat und Malaspina, ingleichen die Stadt Vercelli, seine Parthey; sogar die Königinn von Sardinien Adelasia, welche wegen ihrer Vermählung mit dem kaiserlichen Prinzen Heinrich oder Enzio, sich den Bann des Papstes zugezogen hatte, demüthigte sich jezt, und erhielt Loßsprechung von demselben. Ueberhaupt fuhren beide Partheien in der Lombardey fort, einander zu bekriegen, ohne daß eine derselben merklich entkräftet worden wäre; doch blieb noch einiges Uebergewicht auf der Seite des Kaisers. Er und der Papst machten sich auch immer viele Vorwürfe. Dahin gehörte besonders, daß Friedrich an dem Verluste von Jerusalem Schuld seyn sollte, welches im Jahr 1244. gefärbt gleichsam mit dem Blute vieler tausend Christen, in die Hände der Chowaresmier fiel; daß er das lateinische Kaiserthum zu Constantinopel von seinem sich stets nähernden Untergange nicht retten wollte; daß er dem griechischen Kaiser Vatazes, der also kein Mitglied der römischkatholischen Kirche war, eine seiner Töchter zur Gemahlinn gegeben habe; die Messe und die Geistlichkeit verachte; arabische Beischläferinnen halte; und dergleichen mehr. Hingegen behauptete Friedrich, der Papst habe bisher allein den Frieden und auch alle kräftigern Maaßregeln gehindert, durch welche man den Christen in den Morgenländern hätte zu Hülfe kommen können.

Ohngeachtet dieser Beschuldigungen, und der Erbitterung zwischen beiden Fürsten, welche schon im Jahr 1243. so hoch gestiegen seyn soll, daß Friedrich nicht nur alle Wege besezt hielt, durch welche der Papst Gesandte jenseits der Alpen abschicken konnte, um andere Regenten und Nationen wider ihn aufzuwiegeln, sondern auch Franciscanermönche, die dazu gebraucht wurden, aufhängen ließ; fühlten doch auch beide das Bedürfniß

dürfniß des so lange in Italien entbehrten Friedens. Sie schickten deswegen Gesandte an einander; der Kaiser ließ sogar durch die seinigen zu Rom öffentlich schwören, daß er bereit sey, dem Papste für alles Genugthuung zu leisten, was ihm den Bann zugezogen hatte. Es entstanden freylich alsbald Schwierigkeiten darüber, weil der Papst bloß forderte, aber nichts bewilligte; er beschuldigte daher den Kaiser des Meineides, als dieser etwas anstand, das ganze päpstliche Gebiet, welches er in Besiz genommen hatte, zurückzugeben. Friedrich versuchte dagegen einen neuen Weg zu einer nähern Verbindung mit dem Papste: den Antrag zur Vermählung seines Sohns Conrad mit einer päpstlichen Nichte. Allein der Papst, der über diesen persönlichen Vortheilen, die weit wichtigern seines Stuhls und der ihm so werthen Lombarden, nicht eifrig genug hätte betreiben können, lehnte jenes Anerbieten ab.

Es wurde aber endlich doch folgender Entwurf zum Frieden mit Friedrichs Gesandten verabredet. Er sollte der Kirche und ihren Anhängern alles zurückgeben, was sie zu der Zeit besaßen, da der Bann wider ihn ausgesprochen wurde. In Ansehung dieses Banns sollte er sich gegen die christlichen Fürsten erklären, er habe sich nicht aus Verachtung der Kirche und ihrer Macht so betragen; sondern, weil ihm derselbe nicht angekündigt worden, auf den Rath seiner deutschen und italiänischen Prälaten und Großen, den Bann als nicht würklich vorhanden angesehen; hierinne bekenne er gefehlt zu haben, weil er wohl wisse und glaube, daß der Papst, wenn er gleich, welches Gott verhüten möge, ein Sünder wäre, über ihn und über alle Fürsten, und andere Christen, in geistlichen Dingen die höchste Gewalt habe; er wolle daher auch, zu einiger Genugthuung dafür, so viel Soldaten oder Geld

herge-

hergeben, als der Papst vor gut befinden werde, auch nach dessen Anordnung Almosen und Fasten beobachten, und das Bannurtheil bis auf den Tag seiner Loßsprechung demüthig und andächtig halten. Alles was den gefangenen Prälaten auf der Flotte genommen worden, soll ihnen, so weit es sich finden läßt, wieder erstattet; das übrige aber, nach dem Befehl des Papstes, vergütet werden; und nach eben dessen Anweisung wolle er, zur Genugthuung für jene Beleidigung, Kirchen und Spitäler anlegen. Auch in Absicht auf das Unrecht, das während des Kriegs Kirchen und Geistlichen zugefügt worden war, wolle er schwören, sich genau nach den Befehlen des Papstes zu richten; doch unbeschadet seiner Ehre und den Rechten seiner Reiche; ja es sollten einige Cardinäle, mit Vorwissen des Papstes, noch genauer bestimmen, wie er für alles genugthuen müsse. Diejenigen Anhänger der Kirche, die erst nach den ausgebrochenen Händeln, ihre Parthey ergriffen hätten, sollten alle Vergebung erhalten, und ihre Güter zurückbekommen; solche aber, die noch vor jener Zeit sich wider den Kaiser empört hätten, sollten wegen dieser frühern Feindseligkeiten nach dem Ausspruche des Papstes und der Cardinäle behandelt werden. Die Einwohner von Romagna, welche auch im erstern Falle waren, der Markgraf von Montferrat, und andere Edelleute, sollten nicht verbunden seyn, ausgenommen wenn es der Papst verordnete, dem Kaiser persönlich Dienste zu leisten; sondern nur durch Abgeordnete; wenn sie verklagt würden, sollten sie von ihres gleichen, darunter auch die Anhänger der Kirche wären, gerichtet werden; bey persönlichen, thätlichen und peinlichen Klagen aber sollten sie einen italiänischen Prälaten, den der Kaiser mit Einwilligung des Papstes wählen würde, zum Richter bekommen. Der Kaiser sollte zwar seine eigenen Festungen besezen, wie es ihm gefiele;

stele; allein die den Anhängern der Kirche gehörigen ohne Bewilligung dessen, der dazu bestimmt worden, auf keine Weise berühren. In der Mark von Trevigi sollte er einen Befehlshaber bestellen, der auch den Einwohnern von der gedachten Parthey, mit Einwilligung eines von ihm gewählten Cardinals, Recht sprechen sollte. Alle nach dem ausgesprochenen Banne von dem Kaiser gemachte Gefangene sollten ohne Entgeld freygelassen, und der von ihnen ausgestellten Eide und Verpflichtungen entbunden werden; auch sollten alle Landesverwiesene wieder zum Besize ihrer Güter gelangen; die Römer eine von dem Papste und den Cardinälen bestimmte Schadloßhaltung erlangen; und was der Schadenersezungen mehr waren, die für Anhänger der päpstlichen Parthey ausgemacht wurden.

Wäre der Kaiser durch den Papst eben sowohl im Felde als durch Bannstrahlen überwunden worden: so hätte kaum ein demüthigenderer Vergleich für ihn entworfen werden können, als dieser. Seine Gesandten statteten ihm erst Bericht davon ab, ehe sie denselben schlossen; und er suchte noch einmal vergebens, durch den schon gedachten Vorschlag einer Vermählung, mit dem Papste in Verbindung zu treten. Unterdessen näherten sie sich doch einander des Friedens wegen auf eine andere Art; der Kaiser kam nach Terni, und ihm gleichsam entgegen; der Papst nach Tiferno, jezt Citta Castellana. Auf einmal äußerte der leztere sehr viel Mißtrauen und Argwohn. Ob das Verlangen des Kaisers, vor allen Dingen vom Banne loßgesprochen zu werden, wenn er die verabredeten Bedingungen erfüllen sollte, dazu Gelegenheit gegeben habe, läßt sich nicht leicht ausmachen. Die päpstlichen Schriftsteller nennen dieses eine unbillige Forderung, und eine Verlezung des schon getroffenen Friedens. Allein diese war,

war, wie man aus allen Umständen sieht, nur erst im Werke: und jenes Begehren des Kaisers konnte gar wohl gerechtfertigt werden. So lange er noch im Banne lag, befand er sich in einem so armseligen Verhältnisse gegen den Papst, daß sich dieser mehr das Ansehen eines Obern, der seinen bestraften Untergebenen wieder zu Gnaden aufnimmt, geben konnte, als mit einem mächtigen Fürsten über Friedensbedingungen zu handeln schien. Eine so große Willfährigkeit, als ihm der Kaiser in jeder Genugthuung bezeigte, verdiente es auch wohl, daß hierinne sogleich nachgegeben wurde; man mußte sonst muthmaaßen, die Lossprechung vom Banne werde nur darum zurückgehalten, damit dem Kaiser die härtesten Forderungen ausgepreßt werden könnten. Genug, der Papst gab vor, daß ihm dieser Fürst nachstelle; er wollte sogar gewisse Nachricht haben, daß derselbe dreyhundert toscanische Soldaten abgeschickt habe, die ihn des Nachts überfallen und fortführen sollten. An sich ist es nicht wahrscheinlich, daß der Kaiser zu einer Zeit, da der Vergleich so sehr zu reifen anfieng, eine Gewaltthätigkeit sollte haben begehen wollen, die alles in die äußerste Verwirrung gesezt, ihm keinen Nutzen geschafft, wohl aber den Haß des Papstes und seiner Parthey wider ihn unauslöschlich gemacht haben würde. Indessen flüchtete sich der Papst, unter dem Vorwande dieser Gefahr, im Junius des Jahrs 1244. von Sutri, einem Städtchen bey Rom, plözlich mitten in der Nacht, verkleidet und leicht bewaffnet, zu Pferde auf das eiligste, ohne alle Begleitung, nach Civita Vecchia. Hier erwarteten ihn drey und zwanzig genuesische Galeeren, welche sehr wohl ausgerüstet waren. Daß dieselben schon dort zugegen waren, erregte, wie Matthäus Paris anmerkt, bey nachdenkenden Köpfen den Verdacht, daß sie wohl lange vorher schon von dem Papste bestellt worden seyn

möchten. Er seegelte auch sogleich auf denselben nach Genua; von daher aber begab er sich noch in diesem Jahre nach Lyon.

Es fällt deutlich in die Augen, daß der Papst eine Gegend gesucht habe, wo er freyer als zu Rom selbst, und in Italien überhaupt, nicht bloß mit dem Kaiser über den Frieden unterhandeln, sondern ihm auch denselben vorschreiben, und würksame Befehle wider ihn ergehen lassen konnte. In jener Hauptstadt war die kaiserliche Parthey nicht schwach; die mächtigen Anhänger derselben aus dem Hause **Frangipani** hatten erst vor kurzem dem Kaiser versprochen, ihm die Hälfte vom Coliseo, (dem alten römischen Schauplatze, der noch in seinen großen Ueberbleibsalen ehrwürdig ist, auch in den mittlern Jahrhunderten öfters als eine kleine Festung gebraucht wurde;) und dem daran stoßenden Palaste, zu überlassen. In der Nachbarschaft **Roms** war der Kaiser Herr von mehrern Plätzen, und im übrigen Italien bot er dem Papste wenigstens mit vielem Nachdrucke die Spitze; da dieser hingegen in Frankreich den König zum Freunde, und die Eifersucht der Nation gegen die Deutschen zur Unterstüzung hatte. **Friedrich**, dem die päpstlichen Schriftsteller ohne allen Beweis den heftigsten Zorn darüber beimessen, daß er den Papst nicht in seine Gewalt bekommen, mithin der Kirche keine Geseze habe geben können, beschwerte sich vielmehr gegen andere Fürsten über das ganze Betragen des Papstes. Er schrieb an den König von England, daß ihn derselbe mit Unrecht als einen Feind des Friedens vorstelle; daß er Städte und Schlösser zu besezen versucht habe, von denen es noch streitig sey, welchem von beiden sie zugehörten; daß er von ihm begehre, die Gefangenen in Freyheit zu sezen, ohne ihn vorher vom Banne loßzusprechen; er selbst sey zum

Frieden

Frieden bereit; weil er sich aber vor den päpstlichen Fallstricken fürchte, so wünsche er, daß die Könige von Frankreich und England diesen Streit beilegen möchten. Zugleich rieth er dem Könige, sein Reich von der jährlichen Steuer, die es an den Papst abtragen mußte, und von so vielen andern päpstlichen Bedrückungen zu befreyen; wodurch er sich die Liebe vieler Engländer erwarb. Mißvergnügt über seine Lehnsleute im obern Italien, daß sie den Papst nach Frankreich hatten entwischen lassen, versperrte der Kaiser alle dahin führende Wege jezt desto mehr. Doch schickte er auch den Grafen von Toulouse mit einem Schreiben an den Papst, worinne er ihm sein Erstaunen über die Flucht desselben; aber auch seine Bereitwilligkeit zum Frieden erklärte. Daß dieses nunmehr, da der Papst sich in der sichersten Freyheit zu seyn glaubte, keine Würkung gethan hat, ist nicht zu verwundern. Dieser wollte vielmehr eine allgemeine Kirchenversammlung halten, auf welcher er mit dem Kaiser als sein Richter sprechen könnte. Zwar widerriethen es die französischen Grossen ihrem Könige, ihn in seinem Reiche aufzunehmen, weil sie besorgten, er möchte die ohnedem streitsüchtige Geistlichkeit in demselben noch mehr zu Händeln aufmuntern: und eigentlich befand er sich noch im deutschen Gebiete, indem Lyon zum burgundischen Reiche gehörte; ob es gleich nur mit schwachen Banden an der kaiserlichen Herrschaft hieng. Allein eben auf die französische Geistlichkeit verließ sich der Papst vorzüglich; er hatte besonders die Cistercienser, einen der ansehnlichsten Mönchsorden, so sehr für sich eingenommen, daß sie, sehr zahlreich versammelt, den sie besuchenden guten und abergläubisch frommen König Ludwig knieend baten, er möchte den Papst gegen die Verfolgung des Kaisers in Schuz nehmen; welches er auch gern bewilligte.

Digitized by Google

Solcher und vieler andern Unterstützungen versichert, kümmerte sich Innocentius weniger darum, daß ihm der König von Aragonien den Zutritt in seine Länder versagte, und der König von England, der ihm schon ein günstiges Anerbieten gethan hatte, auf Vorstellung seiner Räthe dasselbe zurücknahm; er sagte nur in Ansehung des leztern, er werde auch diese kleinen Schlangen zertreten, wenn er erst die große, den Kaiser, werde zerdrückt, oder sich mit ihm werde verglichen haben. Im Anfange des Jahrs 1245. also schrieb er eine Kirchenversammlung nach Lyon aus, auf welcher sich alle Fürsten und Prälaten des römischkatholischen Europa einfinden sollten. Außer andern wichtigen Angelegenheiten, worunter der Zustand von Palästina, das lateinische Kaiserthum zu Constantinopel, und die durch die Tataren drohende Gefahr waren, wollte er darauf besonders den Zwist der Kirche mit dem Kaiser vornehmen. Er forderte ihn daher auf, entweder selbst oder durch Gesandte daselbst zu erscheinen, und sich wider dasjenige zu verantworten, was er oder andere gegen ihn vorbringen würden. Nicht lange darauf ließ der Papst abermals in ganz Frankreich den Bann gegen den Kaiser verkündigen, weil sich dieser von neuem an päpstlichen Anverwandten und Geistlichen vergriffen haben sollte. Gleichwohl erbot sich Innocentius in einem Schreiben an den Patriarchen von Antiochien zu fernern Unterhandlungen, weil er die friedliebenden Gesinnungen des Kaisers erfahren hatte. Er erwartete, daß dieser Fürst das weggenommene Gebiet der Kirche wieder herausgäbe; auf den Vorschlag desselben, daß der Papst Schiedsrichter in seinen Händeln mit den Lombarden seyn, und allen seinen geistlichen und weltlichen Anhängern verzeihen sollte, wobey aber der Costnizer Friede immer ausgenommen bliebe, könne er sich nicht einlassen; allein sobald der Kaiser für seine offen-

offenbaren Beleidigungen genug gethan, und wegen der zweifelhaften Gegenstände hinlängliche Sicherheit geleistet haben würde, sollte er vom Banne entbunden werden.

Da der Kaiser diese Anträge keiner Achtung würdigte: so benüzte auch der Papst seine Kirchenversammlung mit aller möglichen Strenge wider ihn. Sie kam im Sommer des Jahrs 1245. zu Stande, und hatte, nach dem Paris, nur hundert und vierzig Prälaten, meistentheils französische, spanische und italiänische, zu Mitgliedern; außerdem waren auch einige Cardinäle und Patriarchen; ingleichen der lateinische Kaiser von Constantinopel, und andere Herren, zugegen. Zuerst ertheilte der Papst auf derselben den Cardinälen königliche Ehrenbezeigungen; dem Kaiser, wie man glaubte, zum Troze, welcher zu sagen pflegte, die Prälaten sollten wie Christus und die Apostel ohne Schuhe und zu Fuße reisen; überhaupt aber zur Armuth der ersten Kirche zurückkehren. Doch der Papst klagte bald den Kaiser selbst, als den gewaltthätigsten Verfolger der Kirche, an. Dieser hatte nebst dem Erzbischof von Palermo, den Thaddäus von Sessa, einen sehr beredten, in Kriegs- und Friedens-Geschäften wohl erfahrnen Mann, der kaiserlicher Hofrichter war, seine Sache zu führen auf die Kirchenversammlung gesandt. Thaddäus verrichtete dieses vortrefflich; er behauptete, sein Herr wäre an allem was ihm vorgeworfen würde, unschuldig; seine bisherigen Kriege hätten die Päpste veranlaßt; und wenn er mit diesen wieder ausgesöhnt wäre, so werde er das griechische Kaiserthum mit der römischen Kirche vereinigen; die Tataren, Saracenen und andere Feinde der Christen mächtig bekriegen; das gelobte Land auf seine Kosten wieder erobern, und der römischen Kirche alles ihr Entrissene zurückgeben. Darauf rief der Papst aus:

„Wie

„Wie viel und groß sind diese Versprechungen! sie „sind aber nie und nirgends erfüllt worden, und wer„den auch nicht erfüllt werden. Man sieht wohl, daß „sie nur darum geschehen, damit die Axt, welche schon „an die Wurzel gelegt ist, durch Verspottung und nach „Aufhebung der Kirchenversammlung, aufgeschoben und „abgewandt werde. Er mag nur den neulich in seiner „Seele beschwornen Frieden, nach der Eidesvorschrift, „halten! so bin ich zufrieden. Wie sollte ich diesen „Proteus, der seine Gestalt beständig verändert, fest„halten können? und wenn ich ihm seine Forderungen „zugestünde, und er wollte zurückspringen, wie ich es „nicht anders erwarte: wer wird jezt für ihn Bürg„schaft leisten, daß er gezwungen werde, sein Wort zu „halten?“ Als Thaddäus versicherte, die Könige von Frankreich und England würden solche Bürgen abgeben, weigerte sich der Papst, dieselben anzunehmen, weil er, wenn der Kaiser, wie schon oft, den Vergleich bräche, alsdann die gedachten Fürsten strafen müßte, mithin die Kirche alsdann die drey mächtigsten Herren in Europa zu Feinden haben würde.

In der zweyten Sitzung dieser Versammlung, wo der Papst seine fünf Wunden oder Schmerzen, die er wegen eben so vieler großen Unglücksfälle der Kirche empfände, rührend zu schildern suchte, hielt er sich besonders wiederum unter Weinen und Schluchzen lange bey demjenigen Schmerz auf, welchen ihm der Kaiser verursachte, der, an Statt ein Beschützer der Kirche nach seiner Pflicht zu seyn, vielmehr ihr gewaltiger Feind geworden wäre. Er warf ihm Ketzerey und Kirchenraub; die Erbauung einer großen und festen Stadt mitten in der Christenheit, von Saracenen bevölkert, deren Gebräuche und Religion er der christlichen vorziehe; Vertraulichkeit mit dem Sultan von Baby-

Babylon, und andern saracenischen Großen; unzüchtigen Umgang mit Frauenspersonen von eben dieser Nation, und vielfachen Meineid in Ansehung der von ihm geschlossenen Vergleiche, vor. Auch suchte er dieses leztere durch Vorzeigung vieler kaiserlichen Schreiben zu beweisen. Dagegen sezte sich Thaddäus unerschrocken, und wies der Versammlung päpstliche Bullen, welche jenem Vorgeben widersprachen. Doch fand man, wie Matthäus Paris anmerkt, nach genauer Vergleichung beiderseitiger Urkunden, diesen Widerspruch nicht so offenbar, indem die päpstlichen Schreiben bedingt, die Schreiben des Kaisers aber unbedingt waren, so daß man wohl sehen konnte, dieser habe würklich das Versprochene öfters nicht gehalten. Hier brachte Thaddäus abermals zu seiner Entschuldigung mancherley vor; insonderheit, daß er, weil der Papst sein Versprechen nicht erfüllt habe, auch nicht verbunden gewesen wäre, das seinige zu beobachten. Auf den Vorwurf der Ketzerey gegen den Kaiser, antwortete Thaddäus, indem er alle Gegenwärtige anblickte: „Meine Herren, über diesen höchst wichtigen Artikel kann niemand Gewißheit erlangen, als wenn der Kaiser, mein Herr, selbst gegenwärtig wäre, um aus seiner mündlichen Versicherung zu erfahren, was im Innern seines Herzens verborgen liege. Daß er aber kein Ketzer sey, kann wahrscheinlich dadurch erwiesen werden, weil er in allen seinen Reichen keinem Wucherer zu wohnen erlaubt.“ Damit, sezt Paris hinzu, beschuldigte der Gesandte den römischen Hof, an welchem dieses Laster am meisten herrscht. Von den Verbindungen des Kaisers mit den Saracenen behauptete er, sie wären ein Werk der Klugheit, zur Unterdrückung des aufrührerischen Uebermuths einiger seiner Unterthanen eingegangen, und um das Blut von Christen zu schonen. Er leugnete, daß der Kaiser saracenische

Bei-

Beischläferinnen gehalten habe; es wären bloß Mägdchen gewesen, an deren Künsten er sich belustigt hätte; die aber abgeschafft worden wären, weil sie verdächtig wurden. Hierauf bat Thaddäus um einen kurzen Aufschub des fernern Verfahrens, damit er das Vergangene dem Kaiser melden, und dieser entweder zur Kirchenversammlung kommen, oder ihm neue Verhaltungsbefehle geben könnte. Anfänglich versagte ihm der Papst dieses; „ich fürchte mich, sagte er, vor den Fallstricken, welchen ich kaum entgangen bin; wenn er käme, würde ich mich sogleich wegbegeben: denn ich wünsche mir noch kein Blutvergießen; ich finde mich auch nicht tüchtig oder bereit zum Märtyrertode oder zum Gefängnisse." Auf dringendes Anhalten aber der französischen und englischen Gesandten, bewilligte er eine Frist von vierzehn Tagen.

Während daß dieses zu Lyon vorfiel, war Friedrich den französischen Gränzen ziemlich nahe gekommen. Er hatte mit einem Kriegsheere, von Verona aus, einen beträchtlichen Theil der Lombardey durchgezogen; seine Parthey daselbst durch mehrere Großen verstärkt, und befand sich eben zu Turin, als ihm die Nachricht von dem Verhalten des Papstes gegen ihn gebracht wurde. Ob er gleich nicht ungeneigt gewesen war, auf die Kirchenversammlung zu reisen; so erklärte er sich doch nunmehr, er sehe wohl, daß der Papst, aus Rachbegierde, weil er die genuesischen Anverwandten desselben, Seeräuber und alte Feinde des Reichs, nebst ihren Freunden, den Prälaten, gefangen genommen habe, die Kirchenverversammlung bloß zu seiner Beschimpfung zu halten, Willens sey; aber für das heilige Reich sey es unanständig, sich vor ein so feindseliges Gericht zu stellen. Als diese Antwort zu Lyon bekannt geworden war, wurden viele Prälaten, voll

hoher

hoher Meinung von ihrer Versammlung, wider den Kaiser aufgebracht, weil er sich nicht zur Verantwortung einfinden wollte. Daher klagten ihn manche Bischöfe desto heftiger vor derselben an; unter andern einer, den er aus seinem Reiche vertrieben hatte, und der nicht allein alte Vorwürfe der Päpste gegen ihn wiederholte; sondern ihm auch wegen der Gefangennehmung der Prälaten, das Laster der beleidigten Majestät Schuld gab. Diesem antwortete Thaddäus kurz, er verdiene nicht den geringsten Glauben, weil er der Sohn eines Verräthers sey, der gerichtlich überwiesen und aufgehenkt worden wäre; in dessen Fußtapfen auch der Bischof trete. Eben so widerlegte er auch die Angriffe anderer Bischöfe auf seinen Herrn sehr nachdrücklich. Daß einige Prälaten von der eroberten Flotte ins Meer gestürzt worden wären, sagte er, bedaure zwar der Kaiser sehr; allein dieses sey unter der Wuth der Fechtenden unvermeidlich gewesen; und was den Vorwurf des Papstes betreffe, daß er gleichwohl Unschuldige in der Gefangenschaft behalten habe, so sey er dazu durch die von Gregor dem neunten wider ihn ausgeschriebene Kirchenversammlung genöthigt worden. Denn dieser habe zu derselben nicht bloß Bischöfe, sondern offenbare Feinde des Kaisers und bewaffnete Laien berufen; deswegen habe auch der Kaiser die Englischen Bischöfe gewarnet, zu einer solchen hinterlistigen Versammlung sich nicht zu begeben; ja er würde sogar die gefangenen Bischöfe wieder losgegeben haben, wenn nicht einige derselben übermüthig genug gewesen wären, ihm ins Gesicht den Bann anzukündigen. Der Papst beharrte immer dabey, daß der Kaiser von jener Kirchenversammlung alle Gerechtigkeit hätte erwarten können; bekam aber von dem Gesandten die Antwort, ein solcher Feind wie Gregorius habe das Schlimmste befürchten lassen. Unterdessen

konn-

konnten doch weder Friedrich noch sein Gesandter die Vorurtheile ihres Zeitalters überwältigen. Die dem Kaiser verlobte Tochter des Herzogs von Oesterreich weigerte sich unter dem Vorwande mit ihm vermählt zu werden, weil er nicht nur unter dem Banne liege, sondern auch mit der Absezung bedroht werde. Thaddäus faßte zwar noch einmal seinen Muth zusammen, und appellirte, da die Kirchenversammlung seine Vertheidigung nicht genehmigen wollte, im Nahmen seines Herrn an ein allgemeineres und besser besezteres Concilium. Allein der Papst behauptete dagegen, der Prälaten wären genug aus vielerley Ländern zugegen, welche die Ankunft des Kaisers vergeblich erwartet hätten; und andere hätte er selbst zurückgehalten.

Endlich führte also doch der Papst seine große Absicht wider den Kaiser aus; obgleich dieser neue Gesandte abgeschickt hatte, um die Unterhandlungen fortzusezen. Am 16. Julius des Jahrs 1245. sprach er in voller Versammlung des Concilium, nicht ohne Erstaunen und Entsezen aller Anwesenden, wie Paris sagt, und, nach seinem eigenen Ausdrucke, zwar in Gegenwart der Kirchenversammlung, aber nicht mit ihrer Einwilligung, sowohl den wiederholten Bann, als die feyerliche Absezung des Kaisers von allen seinen Würden und Reichen, aus. In der darüber ausgefertigten Urkunde erneuerte er alle bisherige Beschuldigungen der Päpste wider den Kaiser, der die Härte des Pharao nachahmen, und seine Ohren wie eine Otter verstopfen sollte. Besonders warf er ihm vier der gröbsten Verbrechen vor: vielfachen Meineid, Friedensbruch, Kirchenraub und Ketzerey. Man begreift zwar aus der vorhergehenden Erzählung leicht, wie der Papst alles dieses zu beweisen gesucht habe; allein einiges, was ihm hierinne mehr eigenthümlich war, darf doch nicht über-

übergangen werden. Daß Friedrich unter andern auch ein Ketzer sey, soll dadurch wahrscheinlich werden, weil er die Schlüsselgewalt der Kirche, oder den päpstlichen Bann gar nicht geachtet habe; mit den Saracenen so vertraut zum Nachtheil der Christenheit sey, daß sie nicht allein seine vornehmsten Bundsgenossen wären, sondern auch ihre Sitten von ihm nachgeahmt würden, wie er, zum Beispiel, seine königliche Gemahlinnen durch Verschnittene, die es auf seinen Befehl geworden wären, habe bewachen lassen; einen Herzog von Baiern, der ein besonderer Verehrer der römischen Kirche war, habe ermorden lassen; dem Feinde der Kirche, Vatazes, seine Tochter zur Gemahlinn gegeben, und an Statt die Sitten christlicher Fürsten nachzuahmen, keine Kirchen, Klöster, Spitäler, und dergleichen Gebäude mehr, gestiftet oder erbauet habe. Alles dieses erweckt desto stärkern Argwohn der Ketzerey wider ihn, nach dem Urtheil des Papstes, weil die bürgerlichen Gesetze schon diejenigen vor Ketzer hielten, bey denen sich nur geringe Merkmale der Abweichung von der katholischen Religion fänden. Dazu setzt der Papst noch dieses, daß Friedrich in dem Königreiche Sicilien, dem geistlichen Erbtheil des seeligen Petrus, die Einwohner jedes Standes, die doch vorzüglich Lehnsleute der römischen Kirche wären, durch seine Bedrückungen ins äußerste Elend versetzt, und die Kirche selbst zu bekriegen genöthigt habe; man könne ihn auch deswegen tadeln, daß er seit mehr als neun Jahren die jährlichen tausend Goldstücke, (Iquinati heissen sie in der Urschrift,) welche er für gedachtes Reich der Kirche zahlen müsse, schuldig geblieben sey. Wegen dieser und vieler andern abscheulichen Verbrechen, wie sie der Papst nennt, erklärte er, nach vorhergehender Berathschlagung mit den Cardinälen und der Kirchenversammlung, im Nahmen Christi, und nach der dem

Petrus ertheilten Gewalt, den Kaiser, der sich ohnedieß seiner Reiche und Ehren unwürdig gemacht habe, und von Gott verworfen worden sey, ausdrücklich davor, und nahm ihm dieselben alle; entband alle seine Lehnsleute und Unterthanen von dem ihm geleisteten Eide der Treue; verbot auch aus apostolischer Macht, daß ihm niemand als Kaiser oder Könige gehorchen sollte; und drohte allen mit dem augenblicklich erfolgenden Banne, welche ihm in solcher Betrachtung Hülfe und Gunst erweissen würden. Zugleich befohl er, daß diejenigen, die das Wahlrecht hätten, einen andern Kaiser wählen sollten. In Ansehung des sicilianischen Reichs aber versprach er, nach dem Rathe der Cardinäle, die nöthigen Veranstaltungen zu treffen.

Dieses päpstliche Urtheil wider den Kaiser, bey dessen Ausspruche die Bischöfe die sinnbildliche Cärimonie des Bannesbeobachteten, angezündete Wachskerzen zu halten, dieselben zulezt umgekehrt hinzuwerfen, und mit Füßen zu treten, machte die fernere Anwesenheit des Thaddäus von Sessa und seiner übrigen Gesandten auf der Kirchenversammlung unnütz; sie entfernten sich daher bestürzt und wehklagend. Friedrich hingegen bezeigte sich, als er zu Turin die Nachricht von seiner Absezung erhielt, nichts weniger als kleinmüthig. Kaum konnte er sich vor heftigem Zorne fassen, sah seine anwesenden Hofleute mit grimmigem Gesichte an, und rief aus: „Also hat mich dieser Papst auf seiner Kirchenversammlung verworfen, „und meiner Krone beraubt? Woher kömmt ihm diese „große Kühnheit? ein so verwegener Uebermuth? Wo „sind meine Reichskleinodienkästchen?“ Nachdem man sie ihm gebracht und aufgeschlossen hatte, sagte er: „Wir wollen doch sehen, ob ich meine Kronen schon „verloren habe!“ Er sezte sich nun eine derselben auf, richtete

richtete sich in die Höhe, und fuhr mit drohenden Augen und fürchterlicher Stimme fort: „Bis jezt habe „ich meine Krone nicht verloren, und werde sie auch „weder durch päpstlichen Angriff, noch durch eine Kir„chenversammlung, ohne einen blutigen Kampf verlie„ren. So hoch soll sich also sein Stolz erheben, daß „er mich, den größten unter allen Fürsten, von dem „Gipfel der kaiserlichen Würde herabzustürzen ver„mag? Doch mein Zustand hat sich dadurch verbessert. „Bisher war ich schuldig, ihm in einigem zu gehor„chen; wenigstens ihn zu verehren; jezt aber bin ich „von aller Liebe und Ehrerbietung, ja von allem gutem „Vernehmen mit dem Papste, loßgesprochen."

Er verfuhr würklich seit dieser Zeit mit den Einkünften, Anverwandten und Freunden des Papstes strenger als vorher. Gegen die Könige von England und Frankreich erklärte er sich zugleich mit damals sehr ungewohnten Gesinnungen. Nach einer Klage über die unerhörte Beleidigung, die ihm von dem Papste wiederfahren sey, schrieb er ihnen: „Die jezigen „Geistlichen, welche von den Almosen unserer Väter „fett geworden sind, unterdrücken die Söhne ihrer „Wohlthäter. Selbst die Söhne unserer Unterthanen „würdigen, so oft sie zu apostollschen Vätern geweiht „werden, ihres väterlichen Standes vergessend, weder „einen Kaiser noch König irgend einer Ehrerbietung. „— Der jezige Papst hat sich unterstanden, auf einer, „wie er vorgiebt, allgemeinen Kirchenversammlung, „wider uns, die wir weder vorgefordert, noch eines „Betrugs oder einer Bosheit überführt waren, ein „Absezungsurtheil zu fällen; welches er doch, ohne al„len Königen das gröbste Unrecht zuzufügen, nicht „thun konnte. Denn was habt nicht ihr einzele Kö„nige einzeler Reiche von dem Antlitze eines solchen

„Fürsten der Priester zu befürchten, da er uns, die „wir durch die feyerliche Wahl der Fürsten, und durch „die Billigung der ganzen Kirche, so lange noch beide „durch Treue und Gewissenhaftigkeit des Clerus belebt „waren, mit der kaiserlichen Krone auf göttliche Ver„anstaltung geschmückt wurden, und die wir auch an„dere berühmte Reiche mit Ansehen regiert haben, ab„zusezen unternimmt? dessen Vortheil in Absicht auf „seinen zeitlichen Schaden es mit sich bringt, uns nicht „mit Härte zu begegnen, sogar wenn rechtmäßige Ur„sachen dazu vorhanden wären. Allein wir sind weder „die ersten noch die lezten, welche der Mißbrauch der „priesterlichen Gewalt so übel behandelt, und von der „Höhe tief herab zu stürzen sucht. Und das verursacht „ihr, die ihr den verstellten Heiligen gehorcht, deren „Ehrgeiz hofft, daß der ganze Jordan in ihren Mund „fließen werde. O wenn sich doch eure einfältige Leicht„gläubigkeit vor dem Sauerteige der Schriftsteller und „Pharisäer, welches, nach dem Ausspruche des Heilan„des, die Heucheley ist, in Acht nähme! wie viele „schändliche Seiten jenes Hofs, welche Ehrbarkeit und „Schaam herzusagen verbieten, könntet ihr alsdann „verabscheuen! In der That machen die großen Ein„künfte, welche sie durch Verarmung mehrerer Reiche „bereichert haben, wie ihr selbst wißt, daß sie unsinnig „werden. Bey euch betteln Christen und Fremdlinge, „damit bey uns Pateriner (eine Art von italiänischen „Ketzern) essen können. Dort stürzt ihr die Häuser „der eurigen um, damit ihr hier die Städte eurer Feinde „aufbauet. Durch welche erwiederte Wohlthat, durch „welchen Erweis von Dankbarkeit wenigstens, zeigen „sich solche Armen Christi, die durch eure Zehnten und „Almosen unterhalten worden sind? Je weiter ihr eure „Hände ausbreitet, desto begieriger greiffen sie nicht „bloß mit ihren Händen, sondern mit dem ganzen El-

„lenbo-

„lenbogen zu; sie halten uns mit ihren Fallstricken fest, „wie einen Vogel, der je mehr er zu entwischen sucht, „desto stärker angebunden wird.“ Der Kaiser versichert hierauf, daß, er den beiden Fürsten noch vieles insgeheim über die Verwendung der Reichthümer der Geistlichkeit zu eröffnen habe; wünscht, daß der Friede zwischen ihm und der Kirche wenigstens oberflächlich wiederhergestellt werde, und gedenkt auch seiner grossen Entwürfe, besonders zur Bezwingung seiner Feinde in Italien. Er sezt hinzu, sie möchten nicht glauben, daß durch das päpstliche Urtheil die Majestät seiner Größe einigermaaßen gebeugt worden; denn er habe ein reines Gewissen, folglich Gott mit sich, auf dessen Zeugniß er sich berufe; es sey auch stets seine Absicht gewesen, die Geistlichen jeder Art, und die größten am meisten, dahin zu bringen, daß sie am Ende so bleiben, wie sie in der ersten Kirche waren, nemlich ein apostolisches Leben führen, und die Demuth des Herrn nachahmen. „Solche Geistliche, fährt er fort, „pflegten Engel zu sehen, durch Wunderwerke zu glän„zen, Kranke zu heilen, Todte aufzuwecken, und sich „Könige und Fürsten durch Heiligkeit, nicht durch „Waffen, zu unterwerfen. Aber diese, welche der „Welt ergeben, und von Ergözlichkeiten trunken ge„worden sind, sezen den Herrn nach, durch ihre unge„heuern Reichthümer wird alle Religion bey ihnen er„stickt. Es ist also ein Werk der Liebe, solchen Leuten „die schädlichen Reichthümer, mit welchen sie auf eine „verdammliche Art beschwert werden, zu entziehen. „Darauf müßt ihr, und mit uns alle Fürsten, die „fleissigste Sorgfalt wenden, damit sie, nach abgeleg„tem Ueberflusse, mit wenigem zufrieden, Gott dienen „mögen.“

Gern wird man es dem Matthäus Paris glauben, daß sich Friedrich durch diese Schreiben, als

ihr Inhalt öffentlich bekannt geworden war, bey dem großen Hauffen an guten Ruf und Gunst sehr geschadet habe. „Es fiel nunmehr, sagt dieser Schriftsteller, sehr deutlich in die Augen, daß er die Freyheit und das hohe Ansehen der Kirche, welches er niemals vermehrt, wohl aber seine Vorfahren zu seinem Verdruß festgesezt hatten, mit allen Kräften vernichten wolle; dadurch machte er sich selbst der Ketzerey verdächtig, und löschte unverschämt und unvorsichtig jeden Funken des Ruhms von Klugheit, den er bisher gehabt hatte, aus.“ Dieser Mönch, dessen Kloster so reiche Einkünfte hatte, die gesammte Geistlichkeit, und ihre unzählichen Verehrer, konnten es dem Kaiser nicht vergeben, daß er diesen Stand auf seine ursprüngliche Armuth, die nirgends strenger seyn sollte, als bey den Mönchen, nach ihrer Bestimmung, zurück zu führen trachtete. Paris sezt hinzu, die beiden Könige hätten es zwar vor unanständig gehalten, dem Kaiser deswegen sogleich feindselig zu begegnen, und hätten sich also noch verstellt; aber die Sache des Papstes sey doch dadurch besser geworden, und habe sich erholt. Eines habe jedoch alle Fürsten und Prälaten geängstigt; nemlich dieses, daß, obgleich Friedrich aus vielerley Ursachen es verdient habe, niedergedrückt und aller Ehre beraubt zu werden, gleichwohl die römische Kirche den empfangenen göttlichen Gnadenbeistand mißbrauchen, sich zu einem unerträglichen Stolze erheben, unschuldige katholische Fürsten, und vornemlich Prälaten, um der geringsten Ursachen Willen absezen und beschimpfen, überhaupt die Römer, wenn gleich von pöbelhaftem Herkommen, sagen dürften, nachdem sie den Kaiser selbst zertreten hätten, dürfe ihnen niemand weiter widerstehen; welches denn endlich die Folge haben könnte, daß alle Großen der römischen Kirche den Gehorsam aufsagten.

Verge-

Vergebens suchte damals Ludwig der neunte, König von Frankreich, zwischen den beiden gegen einander so erbitterten Fürsten Frieden zu stiften. Er unterredete sich deswegen im Jahr 1245. mit dem Papste zu Clügny. Da er einen Kreuzzug wider die Muhammedaner in Asien und Africa zu unternehmen Willens war: so mußte ihm wegen des Uebergangs seiner Kriegsvölker zu Lande oder zu Wasser in jene Gegenden, an der Wiederherstellung des Friedens in Italien viel gelegen seyn. Allein der Papst verlangte, daß sich ihm der Kaiser ohne Bedingung unterwerfen, und seiner Entscheidung in Absicht auf die Lombarden gehorchen sollte. Er arbeitete auch gleich daran, daß an Friedrichs Stelle der Landgraf von Thüringen, Heinrich der Raspe, (das heißt, der Tapfere,) zum Kaiser gewählt werden möchte. Dieser Fürst, den der Kaiser ehemals zu seinem Reichsverweser in Deutschland ernannt hatte, weigerte sich anfänglich, die ihm von dem Papste zugedachte Krone anzunehmen. Auch antworteten mehrere deutsche Großen auf den päpstlichen Antrag, daß ihnen allein das Recht ihr Oberhaupt zu wählen zukomme; der Papst aber dasselbe zu krönen, nicht ernennen oder absezen könne. Dennoch, obgleich die vornehmsten weltlichen Reichsfürsten auf Friedrichs Seite standhaft verblieben, traten einige der ansehnlichsten geistlichen von ihm ab: und Heinrich, gewonnen durch die versprochene Unterstüzung des Papstes, wurde von ihnen im May des Jahrs 1246. zum deutschen Könige gewählt. Man nannte ihn zwar den Pfaffenkönig; aber er genoß auch die Vortheile der geistlichen Parthey; der Papst schickte ihm eine große Geldsumme, und versprach ihm das römische Kaiserthum.

Mittlerweile verband Friedrich, um sich in seiner Würde zu behaupten, Mittel von mehr als Einer Art. Die eifrigsten Bundsgenossen des Papstes, die Lombarden, besonders die Meiländer, griff er noch im Jahr 1245. mit zwey Heeren an, deren eines er, das andere sein Sohn, der König von Sardinien, anführte. Verstärkt durch Genueser und andere Städte, rückten ihnen auch die Meiländer entgegen: und obgleich ihr Gebiet selbst zum Kampfplatze diente; richtete doch der Kaiser nichts gegen sie aus; ja sein Sohn fiel während eines für ihn vortheilhaften Gefechts, in ihre Gefangenschaft, und kam nur auf die Bedingung wieder frey, daß er niemals wieder in ihr Gebiet eindringen wollte. Durch dieses Glück aufgemuntert, ließen die Meiländer dem Landgrafen von Thüringen die italiänische Krone anbieten, und ihn ihres Beistandes versichern. Friedrich vertrieb zwar alle Anhänger des Papstes aus den Städten, in welchen er der stärkste war; er ließ auch einige derselben henken; aber andere Städte, die ihm bisher unterwürfig waren, bewarben sich nunmehr um die Gnade des Papstes. Sogar sein mächtigster Freund in der Lombardey, Ezzelin, wankte sichtbarlich auf diese Seite hinüber; und der Kaiser fand bey seinem Aufenthalte zu Verona, daß derselbe mehr, als er selbst, Herr über diese Stadt wäre. Er erregte daselbst einen Aufstand wider die Deutschen, deren viele, und darunter auch ein Neffe des Herzogs von Oesterreich, erschlagen wurden; der Kaiser mußte ihn ersuchen, die Wuth der Veroneser zu stillen: dieses geschah auch, sobald sich Ezzelin ihnen zeigte, und ihnen zuwinkte; aber es blieb für den Kaiser nichts übrig, als ihnen zu verzeihen; der Herzog erhielt für seinen Verlust keine Genugthuung, und reiste desto mehr mit dem Entschlusse ab, dem Kaiser seine Tochter nicht zur Gemahlinn zu geben. Auf der andern Seite

hatte

hatte Friedrich durch den König von Frankreich, als sich derselbe zu Clügny mit dem Papste besprach, diesem wichtige Anerbietungen zur Aussöhnung thun lassen. Er wollte, so lange er lebte, im gelobten Lande einen Kreuzzug fortsezen, um es ganz zum christlichen Glauben und Gehorsam zu bringen; sein Sohn sollte unterdessen die kaiserliche Regierung führen, und ihm sollte dafür eine vollkommene Loßsprechung vom Banne zu Theil werden. Darauf aber hatte der Papst geantwortet, der Kaiser habe so oft seine eidliche Versprechungen gebrochen, daß man ihm weiter nicht trauen könne; er sey auch auf der Kirchenversammlung, obgleich demüthig gerufen, nicht erschienen, um nach ihrem Rathe mit der Kirche ausgesöhnt zu werden; mithin verdiene er gar keinen Glauben mehr. Ludwig erinnerte dagegen, man müsse demjenigen, der Vergebung sucht, auch wohl sieben und siebzigmal den Schooß der Barmherzigkeit öffnen; jezt stehe dem heiligen Lande die größte Gefahr bevor; es könne außer Gott nur durch Hülfe des Fürsten gerettet werden, der über so viele Länder an der See und Inseln herrsche. Ich bitte, sagte der König, nicht allein für mich, sondern auch für viele tausend Pilgrimme, die in jenes Land ziehen wollen, oder vielmehr für die ganze christliche Kirche: nehmt diese Demüthigung eines so großen Fürsten an, und ahmt hierinne Christo, dessen Statthalter ihr seyd, nach, der sich bis zum Kreuze erniedrigt hat! Als der Papst, dies sind die Worte des Paris, die Bitte des Königs starrsinnig verwarf, reiste dieser zornig weg, weil er die bey dem Knechte der Knechte Gottes erwartete Demuth nicht gefunden hatte.

Aber Friedrich fuhr wenigstens fort, durch nachdrückliche Schreiben, welche er in Europa verbreitete, sich wider den Papst zu vertheidigen. In einem solchen,

chen, das er im Jahr 1246. an die geistlichen und weltlichen Großen in England abließ, forderte er sie auf, selbst zu urtheilen, ob auch die Päpste sich nach Christi und Petri Muster gegen ihn betragen hätten. „Wir müssen zwar, sagt er darinne, nach der Vor„schrift des katholischen Glaubens, gestehen, daß der „Herr dem Vorsteher der heiligsten römischen Kirche, „eine vollkommene Macht im Geistlichen, wenn er „gleich, welches Gott verhüte! ein Sünder seyn sollte, „ertheilt habe, so daß sein Lösen und Binden auf Er„den auch im Himmel gültig ist. Allein nirgends „lieset man, daß ihm durch göttliche oder menschliche „Gesezze erlaubt worden wäre, das Kaiserthum will„kührlich auf einen andern zu übertragen; oder über „zeitliche Strafen, durch welche Könige und Fürsten „ihrer Länder beraubt werden, zu urtheilen, indem ihm „zwar nach Rechte und altem Gebrauche unsere Ein„weihung zukömmt; aber die Absezung eben so wenig, „als den Prälaten anderer Reiche, welche ihre Könige „weihen und salben. Zugegeben sogar ohne unsern „Nachtheil, daß er diese Macht habe, gehört es et„wan zur vollen Ausübung derselben, daß er ohne „Beobachtung einer rechtlichen Ordnung alle bestrafen „könnte, die er unter seine Botmäßigkeit ziehen will?“ Der Kaiser zeigt sodann ausführlich, daß der Papst auf der Kirchenversammlung zu Lyon in jeder Betrachtung höchst widerrechtlich mit ihm verfahren habe; unter andern darinne, daß alle Beschuldigungen wider ihn als weltkundig vorausgesezt; die untüchtigsten Zeugen, sogar aus Spanien, zum Beweise zugelassen; nicht bürgerliche, sondern peinliche Klagen wider ihn erhoben, und gegen einen Abwesenden, ohne gebührende Untersuchung, das Urtheil gefällt worden sey. „Der römische Kaiser, schreibt Friedrich, ist als ein „Verbrecher der beleidigten Majestät verurtheilt, und

„derje-

„derjenige, der als Kaiser von allen Gesezen befreyet „ist, der, da er keinen Menschen über sich hat, nur „von Gott gestraft werden kann, sehr lächerlich dem „Gesezе unterworfen worden. Die geistlichen Stra„fen, welche zur Büßung für begangene Sünden auf„erlegt werden, übernehmen wir von jedem Priester, „geschweige denn von dem Papste, den wir im Geistli„chen als unsern Vater und Herrn erkennen, wenn er „uns anders gebührend als seinen Sohn behandelt,) „mit Ehrerbietung.“ Er warnet besonders die Engliſchen Großen, daß, da der Papst an ihm den Anfang einer solchen Mißhandlung gemacht habe, er, wie er sich rühme, andere Fürsten desto leichter unterdrücken werde; daß sie also für ihren König und dessen Erben sorgen möchten; zugleich aber ersucht er sie, weil er mit demselben verwandt sey, um Beistand wider die Ränke des Papstes. Man hätte erwarten können, daß diese so wahren und lebhaften Vorstellungen bey vielen Fürsten großen Eindruck machen würden, da Friedrichs Sache auch ihre gemeinschaftliche war. Man sieht aber nicht die geringsten Spuren davon, wenn man die schwachen Friedensbemühungen des Königs von Frankreich ausnimmt. Die Fürsten waren schon längst durch die furchtbare geistliche Macht wie betäubt worden: und überhaupt werden oft die wichtigsten gemeinschaftlichen Angelegenheiten aus persönlichen Rücksichten nicht unterstüzt, oder gar hintertrieben.

Sein deutsches Reich konnte dem Kaiser anfänglich, wegen des ihm entgegengesezten Landgrafen von Thüringen, nicht geringe Besorgnisse erwecken. Der Papst, der dessen Wahl und Anerkennung den deutschen Fürsten zur Religionspflicht gemacht hatte, verordnete auch, daß die Soldaten desselben, eben so wie die sonst gegen die Ungläubigen fechtenden Christen, mit

dem

dem Kreuze bezeichnet werden sollten; der wider den Kaiser ergangene Bann mußte überall in Deutschland verkündigt werden: und die Länder seiner dortigen Anhänger wurden mit dem Verbote des öffentlichen Gottesdienstes belegt. Zwar suchte Friedrichs Sohn Conrad dem Gegenkaiser Heinrich mit einem starken Kriegsheere Einhalt zu thun. Allein er wurde im Sommer des Jahrs 1246. bey Frankfurt am Mayn von demselben geschlagen; man erzählte, daß seine schwäbischen Kriegsvölker durch das Geld des Papstes bestochen worden wären, und daher die Flucht genommen hätten. Wenigstens traten die Schwaben gleich darauf, weil ihnen Conrad diesen Vorwurf der Verrätherey gemacht hatte, auf Heinrichs Seite. Dieser belagerte jedoch Ulm im Winter des Jahrs 1246. vergebens: und da er bereits im Februar des folgenden Jahrs starb, so schien die Ruhe zu Friedrichs Besten nach Deutschland zurückzukehren.

Nähere und größere Gefahren hatte ihm der Papst unterdessen in seinem sicilianischen Reiche selbst erregt. So wie er seinem Legaten in Deutschland auftrug, „nach „seinem Gutbefinden zur Ehre Gottes, zu zerstören, „zu zerstreuen und zu verderben, oder auch zu bauen „und zu pflanzen:“ so schickte er nach Sicilien zwey Cardinäle mit einem ähnlichen Auftrage. Zugleich schrieb er im April des Jahrs 1246. an die Großen des gedachten Reichs, man habe sich längst gewundert, daß sie gegen die langen und unausstehlichen Bedrückungen, die sie von dem andern Nero litten, kein Rettungsmittel ausfindig gemacht hätten; ihre gerechte Furcht aber habe sie deswegen entschuldigt. Jezt, da er diesen Verächter des christlichen Glaubens und Verfolger der Kirche in allen seinen Reichen abgesezt habe, sey von der Gnade Gottes auch für sie eine heilsame

Folge

Folge zu erwarten. Er bittet sie also um der göttlichen Barmherzigkeit Willen, und legt es ihnen zur Vergebung ihrer Sünden auf, ihm und den Cardinälen hierüber baldigst ihre Freude zu bezeigen, daß sie der Herrschaft des verdammten Menschen durch ihn entzogen, und gänzlich von dem Eide der Treue gegen ihn losgesprochen, wieder in den Schooß der römischen Kirche, ihrer recht eigenen Mütter, zurückkehren könnten; sie möchten daher alles anwenden, um sich in völlige Freyheit zu sezen. Bald darauf meldete er ihnen, seine beiden Gesandten hätten Vollmacht empfangen, sie von allen verwürkten kirchlichen Strafen zu entbinden; sie sollten aber auch Kriegsvölker wider ihren ehemaligen Landesherrn aufbringen. Diese Aufmunterungen thaten viele Würkung. Einige der vornehmsten sicilianischen Herren, bisher zum Theil Vertraute des Kaisers, Theobaldo Francesco, das Geschlecht von San Severino, dessen Häupter die Grafen von Morra waren, die Herren von Fasanella, und andere mehr, mit ihren Anverwandten und Anhängern, verschworen sich wider den Kaiser; wurden aber entdeckt, und so weit sie sich nicht retten konnten, hingerichtet. Friedrich, der auf die Nachricht davon sogleich in sein Reich geeilt war, meldete dem Könige von England, daß die Verschwornen, durch welche sein Leben selbst in so große Gefahr gerathen sey, von den Franciscanern, (als vermeinte Vertheidiger der Religion,) mit dem Kreuze bezeichnet worden wären, und freywillig bis an ihren Tod bekannt hätten, daß sie diese treulose und meuchelmörderische Anschläge auf Anstiften des Papstes gefaßt hätten; daher auch ein zu Rom geweihter Bischof vorhergesagt habe, der Kaiser werde in kurzem ermordet werden. Er ruft Gott zum Zeugen an, daß er, ohngeachtet der ungerechten Begegnung des Papstes, und ob ihm gleich seine eifrigen Die-

ner

her öfters einen solchen Vorschlag gethan hätten, niemals in Nachstellungen auf das Leben seines Feindes habe willigen wollen; sondern die Beleidigungen desselben nur zurückgetrieben habe. Außerdem giebt er dem Könige die Nachricht, daß seine Söhne, der König von Sardinien, und Friedrich von Antiochien, den Krieg wider die Lombarden immer glücklich fortführen; ingleichen, daß einer seiner Befehlshaber den Aufrührern von Perugia und Aßißi, welche von einem Cardinal angeführt wurden, eine große Niederlage beigebracht habe. Denn auch diese waren von dem Papste, als vorgebliche Unterthanen des Kirchenstaats, aufgefordert worden, die Waffen wider ihn zu ergreiffen.

Es war der päpstlichen Parthey nicht genug zu leugnen, daß ihr Oberhaupt verrätherische Maaßregeln wider das Leben des Kaisers getroffen habe; sie gab auch diesen Vorwurf zurück: Friedrich sollte vielmehr dem Papste auf diese Art nachgestellt haben. Zween kühne Böſewichter, sagt Paris, welche er abgeschickt hatte, den Papst zu ermorden, wurden entdeckt und gefangen gesezt. Aber eben dieser Schriftsteller, der sich nicht mehr unterſteht, Friedrichen Kaiser zu nennen, weil es die Kirche verboten habe, gesteht doch, daß einige gesagt hätten, es sey dieses nur eine listige Erfindung gewesen, um ihn, der den Papst meuchelmörderischer Angriffe beschuldigte, in den Ruf eines gleichen Verbrechens zu bringen. Wenn also eben dieser Englische Mönch erzählt, daß im Jahr 1247. ein ansehnlicher Hofbedienter Friedrichs, Walther von Ocra, einen ehemaligen Kriegsbedienten desſelben mit vielem Gelde zu Lyon bestochen habe, damit er den Papst umbringen möchte; und daß um gleiche Zeit zween italiänische Soldaten eben daſelbſt gefangen genom-

nommen worden wären, welche gestanden hätten, ihrer wären zusammen vierzig, welche, eidlich verbunden, dem Papste nach dem Leben trachteten; wovon sie auch, wenn gleich Friedrich stürbe, selbst aus Furcht der ärgsten Strafen, nicht ablassen würden, weil sie glaubten, etwas Gott und Menschen Gefälliges zu thun, wenn sie denjenigen in Stücken zerhaueten, der die ganze Welt verwirrte: so wäre man zwar ziemlich berechtigt, diese Beispiele in Eine Classe mit dem frühern zu sezen. Gesezt aber auch, daß sie würklich vorgefallen wären; so zeigt sich doch nicht die geringste Spur von einem eigenen Antheil des Kaisers, durch Befehle oder nur durch Vorwissen, an diesen Verschwörungen.

Er empfand also freylich einige sehr beunruhigende Folgen von dem Urtheil, das der Papst wider ihn zu Lyon gefällt hatte; allein er wankte doch keineswegs so sehr auf seinen Thronen, als manche andere Fürsten jener Jahrhunderte, die, von wiederholten Bannflüchen der Päpste getroffen, durch sie abgesezt, und des Gehorsams ihrer Unterthanen beraubt, endlich wohl gar herabgestürzt wurde. Seit beinahe zwanzig Jahren war er wenigstens auf diese Art vielfältig erschüttert, von allen Fürsten verlassen, von zahlreichen Anhängern des Papstes bekriegt, und endlich, welches in den Augen dieses elenden Zeitalters entscheidend war, auf einer allgemeinen Kirchenversammlung gerichtet worden. Daß er sich dennoch überall, bis auf einige vorübergehende Empörungen und Abfälle, in seinem Ansehen glücklich behauptete, war er hauptsächlich seinem standhaften Muthe und seinen klugen Vertheidigungsanstalten schuldig; wiewohl die auffallend widerrechtliche Art des Verfahrens, welches der Papst auf der Kirchenversammlung, die ohnedieß nicht eigentlich eine allgemeine heißen konnte, wider ihn beobachtet

hatte, auch günstige Würkungen für ihn hervorgebracht haben mag. Unterdessen scheint doch die in diesen Zeiten so furchtbare Beschuldigung der Ketzerey gegen den Kaiser mehr Eindruck gemacht zu haben, als die übrigen. Daher wählte Friedrich das treffendeste Mittel, wie man hätte glauben sollen, um seine Rechtgläubigkeit über alle Zweifel zu erheben. Er ließ sich im Jahr 1246. von dem Erzbischof von Palermo, dem Bischof von Pavia, einigen Aebten und Dominikanermönchen, im Christenthum prüfen, und darüber eine Urkunde ausfertigen, worinne bezeugt wurde, daß er vollkommen mit dem Lehrbegriffe der römischkatholischen Kirche übereinstimme. Mit dieser Urkunde und einem Schreiben des Kaisers reisten sie zu dem Papste nach Lyon, und sollten vor ihm eben dieses eidlich bestärken. Wider alle Erwartung wurden sie sehr übel von ihm aufgenommen. Er verargte es ihnen ungemein, daß sie sich zu den Geschäften eines von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossenen Fürsten hätten gebrauchen lassen; er erklärte sie deswegen sogar vor strafwürdig. Als sie darauf antworteten, sie wären nur von einem gemeinen Christen abgesandt worden: trug es der Papst drey Cardinälen auf, diese Angelegenheit zu untersuchen. Auf ihren Bericht that er den Ausspruch, die Religionsprüfung, welche die gedachten Geistlichen angestellt hätten, sey eine sehr kühne ohne alle Vollmacht unternommene Anmaaßung; die Urkunde und das Schreiben verdienten desto weniger Glauben, da Friedrich in denselben Kaiser und König genannt werde; daß er aber ein Ketzer sey, habe man längst daraus sehen können, weil er den Bann des vorigen Papstes, und also dessen kirchliche Gewalt, verachtet, auch mit den Ungläubigen sich genau verbunden habe. Den kaiserlichen Gesandten, die der Papst nicht davor erkannte, meldete er insonderheit, daß

daß er ihre Prüfung, deren Umstände ganz unbekannt wären, vor ungültig erkläre; und was Friedrichs Anerbieten betraf, sich persönlich vor ihm wegen des gedachten Vorwurfs zu rechtfertigen: so bewilligte es der Papst nur unter den Bedingungen, daß er zu einer bestimmten Zeit, unbewaffnet, und mit einer mäßigen Begleitung kommen sollte, und versprach ihm dabey alle Sicherheit. Diese Unterhandlung hatte jedoch weiter keine Folgen.

Vielmehr giengen die Feindseligkeiten zwischen beiden Fürsten ihren Weg fort, und stiegen noch höher. Friedrich, der mit den Römern und Venetianern in ein besseres Vernehmen getreten war; in der Lombardey seine Macht vergrößert, und den Meiländern eine Art von Frieden zugestanden hatte, sah mit Unwillen den Papst seine Gesandten beinahe in ganz Europa herumschicken, um ihm neue Feinde zu erwecken, die alten zu verstärken, und zu seinen Unternehmungen wider ihn Geld zu sammeln. Er befohl daher seinem Sohne Enzio, diese Abgeordnete aufzufangen und zu züchtigen. Enzio nahm auch einen Anverwandten des Papstes gefangen, den dieser vor allen andern liebte, und ließ ihn aufhenken. Dadurch erbitterte er denselben so sehr, daß der Papst im Jahr 1247. den Bann wider den Kaiser und diesen seinen Sohn auf eine für alle Anwesende entsezliche Art erneuerte. Außerdem hatte er, sobald ihm der Tod des Landgrafen von Thüringen bekannt geworden war, unermüdet daran gearbeitet, einen andern Mitbewerber um das deutsche Reich wider den Kaiser ausfindig zu machen. Er ließ es dem Könige von Norwegen, dem Herzoge von Brabant, dem Grafen Richard von Cornwall, Bruder des Königs von England, und andern mächtigen Herren, aber allen vergebens, antragen. Endlich bezeigte sich Wil-

helm, Graf von Holland, geneigt, die deutsche Krone anzunehmen. Dieser erst zwanzigjährige Herr wurde im October des Jahrs 1247. von einigen päpstlichgesinnten Reichsfürsten zum deutschen Könige gewählt. Unter der Aufsicht und Leitung des päpstlichen Gesandten hatten sich zu dieser Absicht der König von Böhmen, die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Cöln, nebst einigen andern Bischöfen und weltlichen Großen, zu Woringen, einem Schlosse im Cölnischen, versammelt. Allein die vornehmsten weltlichen Fürsten, wie die Herzoge von Baiern und Sachsen, die meisten ansehnlichern Städte am Rhein, in Baiern und Schwaben, selbst einige geistliche Fürsten, unter welchen der Erzbischof von Salzburg, und die Bischöfe von Passau und Freysingen waren, blieben dem Kaiser getreu; so sehr auch der Papst seine Ermahnungen an sie mit Drohungen begleitete. Wilhelm, dem hauptsächlich daran gelegen war, sich zu Aachen krönen zu lassen, fand auch diese Stadt entschlossen, im Gehorsam gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn zu beharren. Er ließ sie daher noch am Ende des Jahrs 1247. durch einige Kriegsvölker einschließen; von dem Papste wurde er mit Gelde unterstützt; auf dessen Befehl wurde auch ein Kreuzzug gepredigt, um seinem Kaiser ein zahlreiches Kriegsheer zu verschaffen. Im Jahr 1248. wurde also Aachen belagert; aber erst im October dieses Jahrs mit Hülfe eines starken Heeres von benachbarten niederländischen Kreuzfahrern zur Uebergabe gezwungen. Nunmehr wurde Wilhelm gekrönt; auch andere Städte am Rhein mußten sich ihm nach und nach unterwerfen; und doch blieb seine Parthey gegen Friedrichs Anhänger und sein Ansehen überhaupt, bey weitem noch die schwächste.

Gleichwohl war es eine neue von dem Papste gestiftete Verwirrung Deutschlands, welche viele schädliche

liche Folgen, auch für Friedrichs Haus und Macht erzeugte. Seine lange Abwesenheit aus diesem Reiche war ihm schon an sich nachtheilig; während der kurzen Oberherrschaft des Landgrafen von Thüringen in einigen deutschen Ländern, hatten sich selbst die schwäbischen Erbländer des Kaisers wider ihn empört. Jezt wurde sein Sohn, der Herzog von Schwaben, und der römische König Conrad, im Jahr 1248. von den Grafen und Herren dieses Landes so heftig angegriffen, daß er sich zu dem Herzoge von Baiern flüchten mußte. Ueberhaupt geriethen nicht allein beide Partheien in Deutschland durch diese Unruhen in manche Verlegenheit; sondern es bildete sich fast noch eine dritte, die weniger dem Kaiser oder dem Gegenkaiser ergeben, von welchen sie keiner vollkommen schützen konnte, als auf die Erhaltung und Erweiterung ihrer Rechte und Freyheiten bedacht war. Daher schlossen im Jahr 1247. Mainz, Worms, Speyer, Frankfurt am Mayn, und viele andere Städte am Rhein, in Schwaben und Westphalen, zu welchen auch geistliche und weltliche Reichsstände von höherm Range traten, den sogenannten Rheinischen Bund zu ihrer Sicherheit.

Noch mehr wurde Deutschlands Zerrüttung durch zwo große Erbfolgestreitigkeiten vergrößert, welche beide in Kriege ausbrachen. Die erste derselben entstand, als Friedrich der streitbare, Herzog von Oesterreich, im Jahr 1246. in einer schon gewonnenen Schlacht gegen die Ungarn, beym hitzigen Nachsetzen der Feinde, das Leben verlor, ohne Kinder zu hinterlassen. Dieser ungestüme Fürst, dem der Kaiser zehn Jahre vorher, wie man oben (S. 156. fg.) gelesen hat, durch die Reichsacht seine Länder auf eine kurze Zeit entzogen hatte, erlangte von ihm noch kurz vor seinem Tode eine Bestätigung des wichtigen Freyheitsbriefes,

welcher von Friedrich dem ersten bey Errichtung des Herzogthums Oesterreich im Jahr 1156. den Besitzern desselben ertheilt worden war, und worinne sie unter andern das Recht erhielten, ihre Länder, an wen sie nur wollten, zu schenken oder zu vermachen. Allein der Herzog Friedrich hatte von diesem Rechte gar keinen Gebrauch gemacht. Der Kaiser zog daher die österreichischen Länder als eröffnete Reichslehen ein, und bestellte den Grafen von Eberstein zum Statthalter der beiden Herzogthümer Oesterreich und Steyermark. Im folgenden Jahr 1247. erneuerte er auch der Stadt Wien das ihr schon einmal verliehene Vorrecht, und erhob sie abermals zu einer kaiserlichen Reichsstadt. Doch der Papst, der den Kaiser mit vollem Rechte abgesezt zu haben glaubte, wollte diese Veranstaltungen desselben desto weniger gelten lassen, je getreuer der verstorbene Herzog von Oesterreich dem Kaiser wider alle päpstliche Drohungen ergeben gewesen war, und seine Landstände es noch blieben. Diese erklärte er deswegen vor Feinde Gottes und der Kirche; trug auch den Königen von Ungarn und Böhmen auf, sich völlig, wie in einem Kreuzzuge gegen Ungläubige, der österreichischen Länder zu bemächtigen; und ermahnte zugleich den Gegenkaiser, den Landgrafen Heinrich von Thüringen, es mit aller seiner Macht zu verhindern, daß Friedrich jene Länder nicht behalten möchte. Unter diesen Fürsten befand sich der einzige König von Ungarn in einer solchen Verfassung, daß er einen Einfall in Oesterreich und Steyermark vornehmen konnte; die Herzoge von Baiern und Kärnthen benüzten eben diese Gelegenheit dazu. Da die Landstände der gedachten Länder sich von ihrer Pflicht gegen den Kaiser gleichwohl nicht abwendig machen ließen: so suchte der Papst dieses vergebens durch kirchliche Strafen zu bewürken; es gelang ihm auch nicht, durch eine vorgeschlagene

Vermäh-

Vermählung der verwittweten römischen Königinn Margaretha, Schwester des letzten Herzogs von Oesterreich, mit einem Anverwandten des Grafen Wilhelms von Holland, Bewegungen im Oesterreichischen zu stiften. Endlich wurden es selbst mehrere der dortigen Stände überdrüßig, länger einen eigenen Herzog von dem Kaiser zu erwarten. Sie beredeten also die Prinzessinn Gertraud, eine Bruderstochter des lezten Herzogs, daß sie an Oesterreich und Steyermark Ansprüche machte, und, um dieselben ausführen zu können, sich im Jahr 1248. mit dem Markgrafen Hermann von Baden, einem Anverwandten des Herzogs von Baiern, vermählte. Sogleich schrieb Innocentius, froh über dieses neue Mittel, dem Kaiser den Besiz von Oesterreich zu entreissen, an die Könige von Ungarn und Böhmen, daß sie der Herzoginn von Oesterreich Gertraud wider den Kaiser und seine Anhänger Hülfe leisten sollten. Allein der König von Ungarn suchte vielmehr Oesterreich für sich selbst zu erobern. Der kaiserliche Statthalter wollte den hieraus zu befürchtenden Folgen vorbeugen, und reiste mit einigen Ständen zu dem Kaiser nach Verona, in der Hoffnung, daß derselbe ihnen einen Herzog verordnen würde: und als dieses nicht erfolgte, kehrte er auch nicht nach Oesterreich zurück. Statt seiner bestellte der Kaiser im Jahr 1249. den Herzog Otto von Baiern und den Grafen Mainhard von Görz zu Statthaltern der oft genannten Länder; er erneuerte außerdem den Ständen von Steyermark das ehemals bewilligte Vorrecht, daß sie beständig in unmittelbarer Abhängigkeit von dem Reiche bleiben sollten; wenn sie aber um einen eigenen Herzog bitten würden, so sollten sie einen besondern, nicht den Herzog von Oesterreich, bekommen. Durch diese Anstalten wurde jedoch der Zustand der österreichischen Länder eher verworrener, als beruhigt. Der

Herzog von Baiern begünstigte, ohne Rücksicht auf den kaiserlichen Auftrag, den Markgrafen von Baden so sehr, daß dieser, nachdem ihm seine Gemahlinn ihr vorgebliches Recht übergetragen hatte, die Regierung in einem Theil von Oesterreich antreten konnte. Aber seine Parthey war, gegen die kaiserliche gehalten, nur schwach; den Einfällen des Königs von Ungarn war er nicht vermögend sich gehörig zu widersezen; und obgleich der Papst das wider Oesterreich und Steyermark ergangene Verbot des Gottesdienstes wieder aufhob; auch seinen Gesandten bey dem Markgrafen hielt: so erlangte doch dieser die Oberhand nicht. Vielmehr schadete er seinen Vortheilen durch den öffentlichen Ausbruch seiner Zwistigkeiten mit seiner Gemahlinn im Jahr 1250. Er starb auch noch in eben diesem Jahre: und mit ihm fiel seine ganze Parthey.

An der zweyten großen Erbfolgestreitigkeit dieser Zeiten in Deutschland nahm der Kaiser weit weniger unmittelbaren Antheil. Eben derselbe Heinrich Raspe, Landgraf von Thüringen, der sich zu Friedrichs Mitbewerber um den deutschen Thron aufgeworfen hatte, war auch der lezte seines Stammes. Er hatte daher schon im Jahr 1242. bey dem Kaiser, dem Sohne seiner Stiefschwester Jutta (oder Judith) Heinrich dem Erlauchten, Markgrafen von Meissen, die Anwartschaft auf die Landgrafschaft Thüringen und seine übrigen Reichslehen versichert. Nach seinem Tode im Jahr 1247. nahm der Markgraf Besiz davon. Allein da er sich auch der mit Thüringen verbundenen Herrschaft Hessen bemächtigen wollte, fand er an der Herzoginn von Brabant Sophia, einer Bruderstochter des Landgrafen Heinrich, eine starke Mitbewerberinn. Sie machte selbst auf Thüringen Anspruch; und der Markgraf sah sich genöthigt, wenigstens auf

einige

einige Zeit einen Vergleich mit ihr einzugehen; der aber bald in einen langwierigen Krieg ausartete.

Alle diese deutsche Angelegenheiten aber, selbst des Grafen Wilhelms von Holland nicht unglückliches Streben nach der Kaiserkrone, zogen den Kaiser nicht aus Italien. Hier hatte er mit seinen Hauptfeinden, mit dem Papste, wenn sich gleich dieser immer noch in Lyon aufhielt, und mit den Lombarden zu fechten; wenn er diese bändigte, so mußten die Unternehmungen des Gegenkaisers Wilhelm und der päpstlichen Parthey in Deutschland überhaupt, von selbst aufhören. Er war daher im Jahr 1247. gesonnen, mit einem starken Kriegsheere nach Lyon vorzudringen, während daß sein Sohn Heinrich den lombardischen Krieg fortsezen würde, und war auch bereits bis Turin gerückt. Allein jezt wurde sein Entwurf durch die Nachricht zerstört, daß Parma, diese ansehnliche Stadt in Oberitalien, wo er erst seit zwey Jahren die Oberhand bekommen hatte, wieder unter die Herrschaft der päpstlichen Parthey gerathen sey. Er verlor dadurch die Verbindung mit andern ihm ergebenen Städten von Wichtigkeit. Zwar schloß sie sein Sohn Heinrich sogleich von der Seite des Taroflusses ein; ohne doch verhindern zu können, daß ihr von der Gegenparthey Kriegsvölker zugeführt wurden. Friedrich belagerte also Parma mit einem großen Kriegsheere. Zugleich ahndete er den Abfall dieser Stadt mit einer Strenge und Erbitterung, die eigentlich übel angebrachte Grausamkeit war. Er ließ alle Parmesaner, die sich in seinem Gebiete fanden, selbst die jungen Studierenden aus dieser Stadt, ins Gefängniß werfen; auch einige im Treffen gemachte Gefangene von der Parmesanischen Reiterey, vor den Augen der Stadt durch Martern hinrichten, und verwandelte ihr ganzes Gebiet in eine

Wüste; bis ihn die Einwohner von Pavia durch die Vorstellung, wie vergeblich diese Härte sey, und wie verhaßt sie ihn mache, zu mildern Gesinnungen brachten. Mittlerweile gieng die Belagerung von Parma langsam von Statten, weil die lombardischen Bundsgenossen von allen Seiten Verstärkungen an Soldaten und Lebensmittel herbeyführten, auch zum Theil glücklich in die Stadt warfen. Die kaiserliche Parthey wurde in verschiedenen Gegenden Oberitaliens geschwächt; der König von Frankreich selbst bot dem Papste Hülfsvölker an. Damit also der Kaiser Parma desto gewisser bezwingen möchte, legte er an der westlichen Seite der Stadt eine neue Stadt an, die er, den günstigen Vorhersagungen der von ihm befragten Sterndeuter gemäß, Vittoria, oder die Siegsstadt, nannte. Sie bekam ihre Festungswerke, und sollte besonders dazu dienen, die Belagerung von Parma auch im Winter fortführen zu können. Dieses geschah würklich; es hatte auch sonst das Ansehen, daß diese Stadt sich bald an den Kaiser unbedingt werde ergeben müssen; er schlug ihr wenigstens leidliche Bedingungen ab, auf welche sie solches thun wollte. Eben diese Hoffnung aber flößte den Belagerern eine schädliche Sicherheit ein; sie bewachten Vittoria nur nachläßig, und der Kaiser ritt jeden Morgen auf die Falkenjagd aus. Da man dieses zu Parma erfuhr, wagte man im Februar des Jahrs 1248. einen plötzlichen Ueberfall auf die Kaiserlichen, der aufs vollkommenste gelang. Friedrich war abwesend; sein Kriegsheer befand sich in der äußersten Sorglosigkeit; es wurde gar bald in die Flucht getrieben; zweytausend davon verloren das Leben, und mit ihnen auch der berühmte Staatsmann, Thaddäus von Sueßa; dreytausend geriethen in die Gefangenschaft; und ein ungemeiner Schatz an Gelde und Kostbarkeiten aller Art in den Zimmern des

Kaisers

Kaisers fiel in die Hände der Sieger. Sie zündeten sogleich Vittoria an, und schleiften diese Stadt gänzlich. Als das Gerücht von diesem Unglücke sich zu dem Kaiser hin verbreitete, der wahrscheinlich demselben nicht genug vorgebeugt hatte, konnte er in der ersten Bestürzung nichts weiter thun, als sich mit andern Flüchtlingen nach Cremona retten.

Bald aber gieng er nach Asti, und suchte durch Ludwig den neunten sich mit dem Papste auszusöhnen. Er bot diesem Könige, der damals mit seinem Kreuzzuge in die Morgenländer umgieng, seine ganze Kriegsmacht zur Unterstützung desselben an, wenn er den Papst bewegen könnte, den wider ihn zu Lyon ausgesprochene Bannfluch zurück zu nehmen. Allein Innocentius war unveränderlich wider ihn eingenommen; er glaubte, ihm auch jetzt mehr als jemals Abbruch thun zu können: mithin waren die wiederholten Bemühungen des Königs von Frankreich vergeblich. Seit der verunglückten Belagerung von Parma, unternahm zwar Friedrich selbst im Kriege wenig; aber die beiden Partheyen waren im obern und mittlern Italien desto geschäftiger, einander zu entkräften und zu verdrängen. Die päpstliche bekam immer mehr die Oberhand; in Romagna insonderheit traten verschiedene Städte zu derselben. Der furchtbarste Krieger und die vornehmste Stütze des Kaisers war sein Sohn Heinrich, oder der König Enzio; auch dieser wurde ihm entrissen. Er fuhr fort, die lombardischen Feinde seines Vaters, wo er nur konnte, in die Enge zu treiben; erschien plötzlich vor den Thoren von Parma, und war Willens, gleich jenem, zweyhundert Gefangene, die er dieser Stadt abgenommen hatte, vor ihren Augen umbringen zu lassen; aber man hielt ihn davon durch die Erinnerung zurück, daß die Parmesaner eine

noch größere Anzahl kaiserlicher Gefangener alsdann auch hinrichten würden. Hierauf zog er gegen Modena hin; allein die Bologneser rückten ihm, von andern lombardischen Städten verstärkt, entgegen: und in dem Treffen, welches er ihnen im März des Jahrs 1249. lieferte, wurde er, nachdem er überaus tapfer gefochten hatte, mit vielen seiner Kriegsvölker von ihnen gefangen. Sobald er zu Bologna im Siegsgepränge eingeführt worden war, faßte diese Stadt den Schluß, ihn niemals wieder in Freyheit zu sezen. Es war ein gefährlicher Feind, vor dem sie sich auf immer in Sicherheit stellen konnte; und der Gedanke, einen kaiserlichen Prinzen in ihrer Gewalt zu haben, bestärkte diese ehrgeizige und unternehmende Stadt, eine der hitzigsten Feindinnen Friedrichs, in ihrem Vorsaze. Würklich mußte dieser fünf und zwanzigjährige Prinz, der eben so wohlgebildet, als feurig und tapfer, ganz das Bild seines Vaters war, sein übriges Leben, beinahe drey und zwanzig Jahre lang, in der Gefangenschaft zu Bologna zubringen. Er wurde unterdessen seinem Stande gemäß behandelt, und als er im Jahr 1272. starb, prächtig begraben. Es ist sonderbar genug; aber eben nicht unerwartet, daß Voltaire die langwierige Gefangenschaft dieses Prinzen als eine Erdichtung verworfen hat. Der Dichter, der weit abentheuerlichere Begebenheiten aus jenen Jahrhunderten zum Stoff für seine Kunst sammeln konnte, war zu wenig Geschichtkenner, als daß er einen Auftritt, der sich freylich in den neuern Jahrhunderten nicht mehr zeigen kann, für das dreyzehnte wahrscheinlich hätte finden können; ob er gleich von allen Seiten bestätigt wird. Friedrich schien anfänglich durch den Verlust seines Sohns nicht außerordentlich gerührt zu seyn. Er schrieb der Stadt Modena, die ihm ihr Beileid darüber bezeigte, er halte diesen Zufall, der ein fabelhaft schweres

und

und nach den gemeinen Begriffen entsezliches Ansehen habe, vor sehr gering; sein erhabener Geist sey dadurch gar nicht niedergeschlagen oder in einige Bestürzung versezt worden. Denn da die Vorfälle des Kriegs ungewiß wären, und es ihm an Söhnen nicht fehle: so habe er diese Nachricht ganz gelassen aufgenommen, und schärfe nur desto stärker die Rechte seiner Macht zum Untergange der Aufrührer, die wegen dieses Erfolgs sich einer leeren Ruhmredigkeit überließen. Er ermahnt daher auch die Modeneser, sich so standhaft in seinen Diensten zu betragen, daß er die Aufrührer desto gewisser zur Reue nöthigen könne. Unterdessen ließ er doch seine Empfindlichkeit über dieses Unglück in einem Schreiben an die Bologneser auf eine Art blicken, worinne Glimpf und Würde verbunden waren. Mit Verweisung auf die Unbeständigkeit des Glücks, erinnerte er sie, auf ihren Sieg nicht so stolz zu seyn, indem die eisernen Hörner, welche sie sich gemacht hätten, durch einen plözlichen Anfall zerbrochen werden könnten. Sie sollten bedenken, daß der Kaiser schon viele Aufrührer zur Strafe gezogen habe, und daß die Stärke des römischen Reichs noch nicht eingeschläfert sey. Ihre Väter würden ihnen sagen, wie sein Großvater die Meiländer gezüchtigt habe. Daher sollten sie den Reizungen und Schmeicheleien der Lombarden, welche sie in ihre Verdammung ziehen wollten, kein Gehör geben. Diesem zu Folge befohl er ihnen, bey Verlust seiner Gnade, seinen Sohn und die übrigen, welche sie gefangen genommen hätten, sobald sie dieses Schreiben empfangen haben würden, in Freyheit zu sezen. Würden sie dieses thun: so versprach er ihrer Stadt viele Vorzüge vor andern lombardischen zu ertheilen; wenn sie aber nicht gehorchen wollten: so würden sie bald von seinem siegreichen und unzählbaren Heere belagert werden; die lombardischen Verräther würden sie nicht befreyen

freyen können; sondern sie würden immerwährende schimpfliche Vorwürfe von andern Nationen auszustehen haben. Da diese Drohungen zu Bologna keine Würkung thaten, verwandelte sie der Kaiser, wie sich die Bologneser dessen in der Inschrift an dem Grabe des gefangenen Prinzen rühmten, in Bitten und Versprechungen; er bot ihnen für seinen Sohn so viel Gold an, als hinlänglich wäre, ganz Bologna mit einem goldenen Reif zu umziehen: und erreichte dadurch eben so wenig seine Absicht.

Diese Unfälle Friedrichs hatten für ihn freylich unangenehme Folgen. Modena mußte sich an die päpstliche Parthey ergeben; die seinige sieng auch in andern Gegenden an, etwas zu sinken: und die einzige Hauptstüze, die er noch im obern Italien zu haben schien, Ezzelin, wankte nunmehr allzu sichtbarlich. Dieser mächtige, tapfere und sehr unternehmende Herr, der aber eben so voll von Herrschbegierde, Verstellung und Grausamkeit war, glaubte allem Ansehen nach, daß die Zeit jezt gekommen sey, da er noch freyer als bisher nach der Oberherrschaft in der Lombardey streben könnte. Nur zum Schein sezte er daselbst kaiserliche Statthalter ein; vertrieb manche derselben; regierte zu Padua und in andern Städten unumschränkt; ließ die Großen, welche unabhängiger gesinnt waren, hinrichten, und eroberte auch Este, dessen Schloß er durch die von deutschen Bergleuten angelegte Minen bezwang. Allein so wenig damals der Kaiser, der sich in sein sicilianisches Reich begeben hatte, dieses hindern konnte; so hatte er doch in jenen Gegenden noch treue und muthige Anhänger genug, die für ihn das Gleichgewicht gegen die Guelfische Parthey zu behaupten wußten. Die Cremoneser zeichneten sich unter denselben besonders aus; sie hatten in der Niederlage vor

Parma

Parma ihr Hauptpanier verloren; aber im Jahr 1250. brachten sie den Parmesanern eine große Niederlage bey, und eroberten hinwiederum das Hauptpanier der leztern.

Trauriger vermuthlich als alle andere Unglücksfälle Friedrichs, war für ihn die Untreue seines Kanzlers Petrus de Vineis. Dieser berühmte Staatsmann, glückliche Vertheidiger, Freund und Vertraute des Kaisers, von dem man sagte, daß er beide Schlüssel zu dem Herzen seines Herrn in den Händen habe, verlor im Jahr 1249. seine Gnade, und wurde gefangen gesezt. Noch kömmt man zwar nicht völlig darinne überein, welches sein Verbrechen gewesen sey; allein die Erzählung seines Zeitgenossen Matthäus Paris verdient doch immer, vor allen übrigen angeführt zu werden. Nach derselben brachte der Kanzler einen Arzt dahin, daß er dem kranken Kaiser an Statt eines Arzneymittels einen giftigen Trank zubereitete, an dem er in dem gleich darauf folgenden Bade sterben sollte. Die Feinde der Kirche, sezt der Geschichtschreiber hinzu, sagten, der Herr Papst habe Peters Herz durch die größten Geschenke und Versprechungen so sehr entkräftet, daß er sich zu dieser Schandthat entschlossen hätte. Doch Friedrich wurde durch einen seiner Freunde in eben der Stunde, da er den Trank nehmen sollte, gewarnet. Er sagte daher zu dem Arzte und dem Kanzler: „Meine Freunde, ich vertraue mich euch gänzlich; hütet euch ja, ich bitte euch, daß ihr mir nicht an Statt der Arzney Gift darreicht!“ Der Kanzler suchte ihn dadurch zu beruhigen, daß ihm eben dieser Arzt schon öfters heilsame Tränke gegeben hätte. Allein der Kaiser sagte zu dem Arzte, der ihm den Becher zeigte, nachdem er eine Wache zu beiden gestellt hatte, mit finsterm Gesichte, er sollte ihm die Hälfte

dessel-

desselben zutrinken. Darüber erschrack dieser; stellte sich, als wenn er hinfiele, und verschüttete den größten Theil des Tranks. Das übrig gebliebene ließ der Kaiser zum Tode Verurtheilte nehmen, welche gleich darauf umkamen. Ueberzeugt nunmehr von der Gewißheit dieser Verrätherey, ließ er den Arzt aufhenken; dem Kanzler aber die Augen ausstechen; und ihn in mehrern Städten seines Reichs, auch andern italiänischen, herumführen, damit er überall sein Verbrechen bekennen möchte. Endlich befohl er, daß man ihn den Pisanern, die ihn unversöhnlich haßten, zur Hinrichtung überliefern sollte. Als de Vineis dieses erfuhr, zerstieß er sich den Kopf an der Säule, an welche er angebunden war. Friedrich schien auf diese Weise allein seine Rachbegierde zu befriedigen; aber er konnte doch zugleich die Wehmuth nicht zurückhalten, die ihn eben so sehr drückte. Unter reichlichen Thränen und kläglichen Geberden, rief er aus: „Weh mir, gegen welchen seine eigenen Eingeweide streiten! Peter, den ich vor einen Felsen gehalten hatte, der die Hälfte meiner Seele war, strebte mir nach dem Leben! Und seht einmal den Herrn Papst, den das Reich unter meinen erhabenen Vorfahren aus Nichts geschaffen und bereichert hat, wie er es auszurotten sucht, und mir selbst, dem Regenten des wankenden Reichs, Verderben zubereitet! Wem soll ich nun vertrauen? Wo soll ich weiter sicher und frölich seyn?“ Seine um ihn sitzenden Freunde seufzeten und weineten mit ihm. Der Papst, fügt Paris noch hinzu, gerieth dadurch in einen sehr übeln Ruf; doch überläßt er es Gott, ob die Beschuldigung gegen denselben gegründet war. — Ein anderer alter italiänischer Schriftsteller sezt die Treulosigkeit, wegen welcher Petrus de Vineis bestraft worden wäre, darinne, daß er den Markgrafen von Este und den Grafen von St. Bonifacio, an welche ihn der Kaiser geschickt

schickt habe, um diese seine heimlichen Feinde an seinen Hof und in seine Gewalt zu ziehen, vielmehr gewarnet habe, nicht dahin zu kommen. Eben so, versichert noch ein Schriftsteller älterer Zeiten, soll er dem Ezzelin alle Anschläge seines Herrn, auch die wider ihn gerichteten, geoffenbaret haben, um sich auf den Fall, wenn Friedrich stürbe, einen der mächtigsten Beschützer in Italien zu verschaffen; aber diese Verrätherey soll zu früh für ihn entdeckt worden seyn. Es fehlt gleichwohl nicht an Geschichtschreibern, (und der Neapolitaner Signorelli ist erst vor wenigen Jahren auch auf diese Seite getreten,) welche behaupten, de Vineis sey bloß von seinen Feinden bey dem Kaiser angeschwärzt und zu Grunde gerichtet worden; so wie auch ein Gerücht sagte, daß er sich vom Fenster herab todt gestürzt habe. — Bey dieser Verschiedenheit der Nachrichten und Urtheile, ist es schwer, auf einen gewissen Grund zu kommen. Es finden sich zwar unter den Briefen des Petrus de Vineis zwey, welche sich auf Anklagen beziehen, die gegen ihn an den Kaiser gelangt waren; allein sie scheinen nicht in die Zeiten seines lezten Unglücks zu gehören. Denn in dem erstern (Buch III. Br. 2. der Amberger Ausg.) vermuthet er fast nur, daß man ihn bey dem Kaiser der Nachläßigkeit beschuldigt haben möchte; erklärt sich aber getrost vor unschuldig. Im zweyten (B. III. Br. 41.) gesteht er zwar gewissermaaßen eine Schuld zu, und bittet um Vergebung; aber er verlangt erst zu wissen, was man ihm vorwerfe; er beruhigt sich auch leicht mit der Hoffnung, daß ihm der Kaiser seine völlige Gnade und Freundschaft wieder schenken werde. Es bleibt indessen nichts übrig, als zuzugeben, das Verbrechen der Verrätherey, welches diesem berühmten Manne das Leben kostete, müsse ziemlich allgemein anerkannt, auch die Erzählung des Paris überhaupt von seinem

lezten

lezten Schicksal die gewöhnlichste und den wenigsten Zweifeln unterworfen gewesen seyn.

Auf Friedrichs Geist würkten zwar alle diese Unfälle genug; aber sie schlugen ihn doch nicht gänzlich nieder. In sein Königreich Sicilien zurückgezogen, blieb er nicht allein in seinen Angelegenheiten nicht ohne guten Erfolg thätig; sondern nahm auch noch an dem Zustande seines Freundes, Ludwigs des neunten, der weit unglücklicher als er war, würklichen Antheil. Denn dieser König von Frankreich hatte auf seinem Kreuzzuge nach Aegypten im Jahr 1250. außer dem größten Theil seines Kriegsheeres, noch überdies seine Freyheit selbst verloren. Friedrich war ihm zu diesem Feldzuge mit Lebensmitteln und andern Bedürfnissen aus Sicilien an die Hand gegangen; jezt schickte er einen Gesandten an den Sultan von Aegypten, um den König aus seiner Gefangenschaft zu befreyen. Auf der andern Seite wurde der Kaiser kurz vorher von einem Cardinal durch eine der allerheftigsten in Europa verbreiteten Schriften angegriffen, worinne ihm die Hinrichtung unschuldiger Bischöfe seines Reichs, und schändliche Ausschweifungen seiner arabischen Unterthanen, zum Theil zur Beschimpfung des Christenthums, bitter vorgeworfen wurden. Weil aber, wie Paris bemerkt, seine päpstlichen Gegner, wegen vieler Laster und Gewaltthätigkeiten übel berüchtigt waren: so machte diese Schrift keineswegs den erwarteten Eindruck bey den Lesern.

Dennoch scheinen so lange Anstrengungen seiner Kräfte, unter den häufigsten Abwechselungen des Glücks, und der Gefahren, seinen Tod beschleunigt zu haben. Er starb am 13. December des Jahrs 1250. zu Fiorentino oder Fiorenzuola, einem Schlosse in Apullen, in seinem sieben und funfzigsten Jahre. Man erzählte nach-

nachmals, daß sein unehelicher Sohn Manfred ihn mit dem Kopfküssen erstickt habe, damit er sich seiner Schätze und der Krone selbst desto eher bemächtigen könnte. Allein dieses beruht bloß auf Nachrichten späterer Schriftsteller, die vielerley ungewisse Gerüchte von diesem Fürsten gesammelt haben: und die Absicht, welche Manfred dabey gehabt haben soll, fand wohl desto weniger Statt, weil er gegen Friedrichs rechtmäßigen Sohn und Nachfolger Conrad dieselbe nicht hätte ausführen können, noch auszuführen versucht hat. Eben so streuete man in der Welt die Sage aus, der Kaiser sey nicht todt; sondern habe sich nur auf eine Zeitlang vor den Verfolgungen des Papstes verborgen; daher man noch vom Jahr 1256. eine Urkunde des Markgrafen von Meissen, Heinrichs des Erlauchten, findet, worinne er als regierend angeführt wird. Ueber Friedrichs Gesinnungen in seinen lezten Augenblicken giebt es zwar verschiedene Erzählungen; aber nur durch die Partheylichkeit der Schriftsteller. Die päpstlichen Anhänger versichern, daß er ohne Reue, und ohne den Gebrauch der Sacramente seiner Kirche, unter fürchterlichen Geberden und Geschrey, aus der Welt gegangen sey. Nach dem Paris hingegen und andern gleichzeitigen Geschichtschreibern, ließ er sich durch den Erzbischof von Palermo von dem Kirchenbanne loßsprechen; empfieng die Sacramente der Sterbenden; ließ sich sogar (nach dem Vorurtheil dieser Zeiten, als wenn man in einer Mönchstracht vor Gott am gefälligsten erschiene), das Kleid des Cistercienserordens anziehen, und soll auch, weil er der Kirche ungehorsam gewesen wäre, alle kaiserliche Pracht bey seinem Leichenbegängnisse verboten haben. Die Loßsprechung vom Banne achteten die Päpste desto weniger, da sie ohne ihre Erlaubniß vorgenommen worden war; sie behaupteten, daß selbst Friedrichs Söhne

noch unter diesem Banne lägen, und daher das sicilianische Reich nicht erben könnten. Noch streitiger ist der lezte Wille, den der Kaiser aufgesezt hat; die verschiedenen Aufsätze, welche davon vorhanden sind, weichen so sehr von einander ab, daß neuere Schriftsteller behauptet haben, er habe gar keinen schriftlich hinterlassen. Freylich möchte man auch hier geneigt seyn, den Nachrichten des Paris den Vorzug zu geben. Diesen gemäß verordnete Friedrich in seinem Testament, daß zum Besten seiner Seele hundert tausend Unzen Goldes, um damit das heilige Land für die römische Kirche zu erobern, von seinem Sohne Conrad ausgezahlt werden sollten; alles mit Unrecht weggenommene sollte zurückgegeben, und alle Gefangene, die Verräther ausgenommen, sollten loßgelassen, und der Kirche sollte ihr ganzes Gebiet, nebst ihren Rechten, wieder ertheilt werden. Zu seinem Erben im römischen und sicilianischen Reiche sezte er seinen Sohn Conrad ein; dem zweyten aber Heinrich vermachte er das Königreich Jerusalem, nebst zehn tausend Unzen Goldes, und dessen Sohne das Herzogthum Oesterreich, nebst einer gleichen Geldsumme. Endlich bestellte er seinen unehelichen Sohn Manfred, während Conrads Abwesenheit, zu dessen Reichsverweser im italiänischen und sicilianischen Reiche. Unter seine Freunde, Söhne und Hofbedienten vertheilte er noch viel Gold und Silber: und er konnte dieses, sagt Paris, desto leichter thun, weil er im Bündniß mit allen morgenländischen Fürsten, bis nach Indien hinein, Handelschaft trieb; wie denn in diesem lezten Jahre zwölf mit Golde und Silber beladene Cameele für ihn aus den Morgenländern kamen. — Nach einer genauern Untersuchung hat man jedoch diejenige Abschrift des kaiserlichen Testaments zuverläßiger befunden, die von einem italiänischen Schriftsteller aus der ersten Hälfte

des

des vierzehnten Jahrhunderts aufbewahrt worden ist, weil sie mit einem Schreiben Conrads an Manfreden und mit Friedrichs Denkungsart besser übereinkömmt. Sie weicht von der vorhergedachten darinne ab, daß, wenn Conrad und Heinrich ohne Erben sterben sollten, die Nachfolge in Friedrichs Reichen Manfreden bestimmt; eben diesem das Fürstenthum Tarento, nebst andern Gütern im Neapolitanischen, aber als Lehne von Conraden, vermacht; dem Prinzen Heinrich entweder das Königreich Burgund oder das von Jerusalem, nach Conrads Gutbefinden, mit hundert tausend Unzen Goldes zugedacht, und neben der Wiedererstattung aller der römischen Kirche gebührenden Ländereyen und Rechte, doch zugleich dem Reiche seine Rechte und deren Zurückgabe vorbehalten werden.

Wenn Friedrichs Gaben und Thaten, Verdienste und Fehler nicht aus seiner Geschichte, die bisher beschrieben worden ist, hervorleuchten: so würde es desto vergeblicher seyn, sie erst hier in einem besondern Abrisse darzustellen, je mehr die eigenen Abschilderungen, die man seit seiner Zeit von ihm gemacht hat, einander gänzlich widersprechen; sie zu untersuchen, würde zu einer Streitfrage führen, die außer den Gränzen der Geschichte liegt. Die Päpste, mit welchen er Händel ohne Ende geführt hat, und ihre zahlreiche Parthey, haben ihn zu sehr gehaßt; von seinen Freunden ist er öfters zu uneingeschränkt bewundert worden; in unsern Zeiten reizt nichts mehr zu einem von diesen Abwegen. Man erkennt jezt ziemlich allgemein, daß er unter die großen Fürsten, oder doch gewiß unter die Männer von außerordentlichem Geiste, gehört habe; nur über die Anwendung, die er von seinen edeln und seltenen Anlagen gemacht hat, ist man noch nicht durchgehends einig. Er ragte ohne Zweifel an Gesinnun-

gen, Entwürfen und Maaßregeln weit über sein Jahrhundert hervor; aber dieses Zeitalter war nicht das günstigste für die Entwickelung solcher Heldenfähigkeiten auf mehr als einem Schauplaße. Ein vortrefflicher Geschichtschreiber unserer Zeiten urtheilt sogar von ihm: „nie wären große Talente so fruchtlos verwendet „worden, als von Friedrichen.“ Aber schärfer bestimmt, kann dieses wohl nicht mehr heissen, als daß ihm, bey allen seinen kriegerischen Gaben, die Bezwingung der Lombarden verunglückt sey. So vieles was er als Fürst, und als Muster der Fürsten im Betragen gegen eine widerrechtliche Macht, die sie unterdrückte, als Gesezgeber, als Beförderer des blühenden Zustandes in seinem väterlichen Reiche; als aufmunternder und belebender Kenner der Wissenschaften und feinen Künste; als ein Herr von freyer und erhabner Denkungsart; durch Thätigkeit, Muth und Standhaftigkeit im höhern Grade; durch Verbindung von Christen und Muhamedanern zu einer damals unerhörten Religionsduldung, und noch auf mehrern Seiten, nicht bloß versucht, sondern würklich gethan hat, kann doch gewiß keine fruchtlose Anwendung seiner ungemeinen Fähigkeiten genannt werden. Selbst das Mißlingen seiner großen Unternehmung wider die Lombarden, war weniger Fehler als Schickung; zwar erklärbar aus dem Zustande wie oben Schwierigkeiten seines Zeitalters; allein, und den (S. 149. fg.) gezeigt worden ist, nicht die Folge einer unbesonnenen Richtung seiner Kräfte. Die neuere Geschichtbeschreibung sezt freylich nach gewissen Grundsäzen und Zusammenstellungen der Begebenheiten fest, wie die Fürsten hätten handeln sollen; die ältere, nichts weniger als glänzende, begnügt sich, zu erzählen, wie sie nach ihrer Verfassung handeln konnten und gehandelt haben. Es ist also auch wahr, daß Friedrich für Deutschland lange so

viel

viel nicht gewürkt hat, als man von einer Regierung so vieler Jahre hätte erwarten sollen; hingegen ist es noch nicht historisch erwiesen, daß er, selbst als Kaiser in andere Gegenden fortgerissen, und bey dem damaligen Zustande des deutschen Reichs, viel mehr für dasselbe hätte leisten können. Man erstaunt vielmehr, zu sehen, daß er in einem so Unruhvollen und kriegerischen Leben, welches für ihn mehr Nothwendigkeit als Wahl gewesen ist, noch Zeit zu so vielfachen sanften, und nüzlichen Beschäftigungen gefunden hat. Dahin gehören insonderheit seine so anhaltenden Bemühungen für Wissenschaften und feine Künste. Außer den öffentlichen Anstalten, welche er zum Vortheil derselben traf, wie schon anderswo (S. 73. fg.) erzählt worden ist, wandte er, (dieses sind seine eigenen Worte in einem Schreiben an die Lehrer zu Bologna,) alle Stunden, die er von seinen Geschäften abreissen konnte, zum Lesen an, um sich Wissenschaft zu erwerben, durch welche das Leben regiert würde. Bekannt mit mehrern Sprachen, dichtete er im lateinischen, Provencalischen und Italiänischen; in der erstern und lezten Sprache sind noch Gedichte von ihm übrig. Unter den mathematischen Wissenschaften liebte er besonders die Mechanik und die Sternkunde; wiewohl er mit dieser, nach der Gewohnheit jener Jahrhunderte, die kaum in den neuern abgelegt worden ist, auch die Sterndeuterey verband. Er war ein eifriger Freund der Naturgeschichte, und ließ die seltensten morgenländischen Thiere, auch andere kostbare asiatische Erzeugnisse, in seine Paläste bringen. Von einem besondern Buche in lateinischer Sprache, welches er über die Falkenjagd geschrieben hat, giebt es noch ansehnliche Ueberreste, die erst neulich wiederum mit gelehrten Erläuterungen des Hrn. Prof. Schneiders in Frankfurt an der Oder herausgekommen sind. Er weicht in diesem

Buche nicht selten von den Beobachtungen des Aristoteles über die Thiere ab. Auf der andern Seite ließ er die Werke dieses berühmten Philosophen theils aus der griechischen Urschrift, theils aus der arabischen Uebersezung, auch noch andere griechische und arabische Bücher, ins Lateinische bringen. Unter allen deutschen Kaisern war er unstreitig der gelehrteste. Mit seinem Großvater Friedrich dem ersten, den er hierinne und in andern höhern Eigenschaften weit übertraf, ob er gleich von ihm an Liebe zur deutschen Dichtkunst übertroffen wurde, hatte er sonst überaus vieles gemein: den hohen Geist; die kriegerischen Gaben; den standhaften Muth im Kampfe mit den Päpsten, noch zu mehr Beharrlichkeit erweitert; die Schicksale des lombardischen Kriegs; aber auch nicht bis zu einem nachtheiligen Frieden; den Kreuzzug; doch einsichtsvoller gewählt und glücklicher geendigt; und manches andere mehr. Er übte im Kriege die grausame Rachbegierde strenger aus, als dieser; auch überließ er sich bisweilen wollüstigen Ausschweifungen; wenn es gleich nicht scheint, daß er seine wichtigern Angelegenheiten darunter habe leiden lassen. Man sieht an ihm einen Fürsten, wie es kaum einen andern in jenen Jahrhunderten gegeben hat, der gegen alle Fesseln und Einschränkungen seines Zeitalters sich mächtig emporsträubte, und da er sie nicht völlig überwältigen konnte, doch wenigstens aufrecht starb.

* * *

Daß die Schreiben und Verordnungen Friedrichs des zweyten, welche sein Kanzler Petrus de Vineis in seinem Nahmen aufgesezt hat, die Hauptquelle seiner Geschichte ausmachen, hat man bisher genugsam gesehen. Simon Schard sammlete sie zuerst in sechs Büchern, zu Basel, 1566. 8. und begleitete

tete sie mit einer nicht übelgerathenen Lebensbeschreibung des Kaisers. Diese Ausgabe wurde mit einigen Verbesserungen und Vermehrungen zu Amberg, 1609. 8. nachgedruckt. Aber die ganz verworrene Zeitordnung, die wenigstens bey vielen Briefen hätte hergestellt werden können, blieb unverändert. Eine neue Ausgabe von diesen Briefen, welche Johann Rudolph Iselin zu Basel 1740. in zwey Octavbänden, aber nur in fünf Büchern, mit beigefügten verschiedenen Lesearten, besorgt hat, ist mir niemals zu Gesichte gekommen. Vielleicht stehen darinne auch diejenigen Briefe des de Vineis, welche Mabillon (beym Martene, Collect. ampliss. monumentor. T. II. p. 1137. sq.) zuerstans Licht gezogen hat.

Damit müssen sogleich die Briefe des Papstes Innocenz des dritten, dieses berühmten Vormundes, Lehnsherrn und sogenannten Beschützers von Friedrich dem zweyten, nebst der Geschichte desselben von einem gleichzeitigen Schriftsteller, (Gesta Innocentii III.) verbunden werden. Beide hat Steph. Baluzius zu Paris im Jahr 1682. in zwey Foliobänden brauchbar ans Licht gestellt.

Unter den Geschichtschreibern, welche zu Friedrichs Zeiten selbst, in Italien, dem vornehmsten Schauplatze seiner Schicksale und Thaten, dieselben aufgezeichnet haben, verdient Richard von San Germano (Chronic. rerum per orbem gestarum ab a. 1189. ad a. 1243. in Muratorii Scriptorib. Rer. Italicar. T. VII. p. 967–1052.) den ersten Platz. Ob er gleich in Friedrichs Diensten, als Königs von Sicilien, eine ansehnliche Stelle bekleidete; so hat doch seine Glaubwürdigkeit durch partheiische Gesinnungen nicht merklich gelitten.

Seine Zeitgenossen, Nicolaus de Jamsilla, von der kaiserlichen Parthey, (Historia de rebus gestis Friderici Imper. eiusque filiorum Conradi et Manfredi, ab a. 1210. ad a. 1258. apud Murator. l. c. T. VIII. p. 493–616.) der Mönch von Padua, (Monachi Patav. Chronicon ab a. 1207–1270. ib. p. 662–688.) und Ricordano Malespini, (Istoria Fiorentina, ib. p. 881–1046.) beide von der Gegenparthey, haben auch manche gute Nachrichten aufbehalten. Hingegen läßt sich dasjenige was der Franciscaner und päpstliche Beichtvater, Nicol. de Curbio (Vita Innocentii IV. in Baluscii Mizell. L. VII. p. 353. sq. ed. Paris.) über Friedrichs spätere Jahre geschrieben hat, nur in so fern benützen, als man die Hitze und die Schmähworte eines wider ihn aufgebrachten Mönchs von der Wahrheit unterscheiden kann.

Bey manchen der wichtigsten Begebenheiten Friedrichs, ist die Erzählung des engländischen Mönchs Matthäus Paris, (Historia maior, p. 339. sq. Londin. 1640. fol.) der selbst zu diesen Zeiten lebte, vollständiger und genauer, als alle vorher gedachten. Er hat die Haupturkunden selbst eingerückt, und seine rühmliche Freymüthigkeit verläßt ihn auch hier nicht. Nur merkt man, daß er seit der Absezung des Kaisers auf der Kirchenversammlung zu Lyon, und noch mehr, seitdem dieser Herr zu erkennen gab, daß er die Geistlichkeit auf ihre ersten mäßigen Einkünfte zurückführen wollte, eine Art von Kaltsinn und Abneigung gegen ihn blicken läßt. Bisweilen mag er Gerüchten zu viel getrauet haben; seiner kleinen Verirrungen in der Zeitrechnung, in ausländischen Nahmen, u. dgl. m. nicht zu gedenken. Die angezeigte Londner Ausgabe seines Werks gehört zwar unter die schönsten und vorzüglichsten;

ſten; hätte aber noch in vielen Stellen verbeſſert werden ſollen.

Der gleichzeitigen deutſchen Geſchichtſchreiber von Friedrichs Regierung giebt es weit weniger, und auch ihre Nachrichten ſind weit kürzer und mangelhafter, als es Freunden dieſer Geſchichte angenehm iſt. Die beträchtlichſten derſelben ſind: Conrad von Lichtenau, Abt von Auerſperg, deſſen Erzählung bis zum Jahr 1229. reicht; (Chronicon Abb. Vrſpergenſ. Argentor. 1609. fol. p. 245. ſq.) Albrecht, Abt von Stade, (Chronic. Alb. Stad. p. 298. ſq. in Schilteri Scriptorib. Rer. German. Argentor. 1702. fol. T. I.) und Gottfried, ein Mönch zu Cöln, (Godefr. Annales, p. 361. ſq. in Freheri Scriptt. Rer. German. T. I. ed. Struvii.) Sie haben doch manches glaubwürdig aufgezeichnet, was man bey andern nicht antrifft; zuweilen auch etwas freyer zu ſchreiben gewagt.

Zween ſicilianiſche Geſchichtſchreiber der neuern Zeiten haben Friedrichs Andenken auf eine vortheilhafte Art erneuert. Der eine, Tomaſo Fazello, ein Dominicaner in Sicilien, hat zwar keine genauere Unterſuchungen über ſeine Geſchichte angeſtellt; aber doch die Nachrichten von beiden Seiten fleiſſig gebraucht, und ihm überhaupt Gerechtigkeit erwieſen. (Le due Deche dell' Hiſtoria di Sicilia. Deca II. L. VIII. p. 447. ſq. in Palermo, 1628. fol.)

Weit vollſtändiger, ſchärfer im Nachforſchen, und freymüthiger im Urtheilen, beſonders über kirchliche Anmaaßungen und Händel, iſt Friedrichs Geſchichte, welche Peter Giannone in ſeine bürgerliche Geſchichte des Königreichs Neapel (Zweyter Theil, funfzehntes Buch, S. 373–520. Ulm, 1762. 4.) eingerückt

rückt hat. Vornemlich hat dieser neapolitanische Advocat, der durch sein Werk berühmt und unglücklich geworden ist, ausführlich gezeigt, wie viel die Verfassung des gedachten Reichs diesem Kaiser zu danken habe. Doch muß ich hinzusezen, daß Giannone in der ausländischen Geschichte nicht immer Genauigkeit genug bewiesen, auch sonst seine Quellen hin und wieder etwas nachläßig behandelt hat.

Ganz anders, das heißt, mit der äußersten Partheilichkeit, wird Friedrich vom Raynaldi geschildert. (Contin. Annal. Eccles. Baronii, T. XIII. ad a. 1198. n. 61. p. 16. sq. Colon. 1693. fol.) Dieser Cardinal des siebzehnten Jahrhunderts schreibt wie die Päpste im dreyzehnten dachten, schrieben und handelten; nennt den Kaiser oft mit Schimpfwörtern; verschwärzt seine meisten Schritte; läßt weg was zu seiner Ehre, aber nichts was zur Vertheidigung der Päpste gehört. Ohngeachtet aller dieser Fehler, giebt er, durch die Menge bekannt gemachter Urkunden und besondere Erörterungen, doch nicht wenig Licht für Friedrichs Geschichte.

In des Herrn Kanzlers le Bret Geschichte von Italien, (zweyter Theil, S. 582. fg.) ist Friedrichs italiänische Geschichte mit vieler Gründlichkeit und Ausführlichkeit vorgetragen. Hin und wieder möchte man die Quellen noch öfters angezeigt zu sehen wünschen.

Eben so bekannt ist es, wie würdig die Geschichte dieses Fürsten, besonders auch in Rücksicht auf die Verfassung von Deutschland zu seiner Zeit, in den beiden besten Handbüchern unserer National- und Reichsgeschichte, (Hr. Hofr. Schmidts Geschichte der Deutschen, Dritter Theil, S. 1. fg. Ulm. Ausg. und in Hr. Hofr.

Hofr. Heinrichs deutscher Reichsgeschichte, (Th. III. S. 251. fg.) bearbeitet worden ist.

Friedrichs Verdienste um die Gelehrsamkeit hat niemand mit mehr Fleiß entwickelt, als Joh. Gottfried Schmuzer. (Diss. de Friderici II. in rem literariam meritis. Lipsi. 1740. 4.)

Von einem der neuesten Schriftsteller (Vicende della coltura nelle due Sicilie, da *Pietro Napoli Signorelli*, T. II. p. 234–313. in Napoli, 1784. 8.) hätte man über diese und ähnliche Verdienste des Kaisers noch mehr erwarten sollen; er hat aber, wenige Anmerkungen und Erläuterungen ausgenommen, nur das schon Bekannte gesammelt.

Leben
des Landgrafen von Hessen,
Philipps des Großmüthigen.

Dreyhundert Jahre nach Friedrich dem zweyten tritt ein anderer deutscher Fürst in der Geschichte auf: und man kennt das Deutschland beinahe nicht mehr, über welches jener regierte. Es hat um diese Zeit seine unaufhörlichen Fehden aufgehoben, und überläßt es den Gesezen allein, oder doch zuerst, die Streitigkeiten seiner Großen zu entscheiden. Auf allen Seiten regt sich darinne ein unwiderstehlicher Trieb zur Freyheit; aber von derjenigen Gattung, von welcher die Deutschen lange Jahrhunderte hindurch gar keinen Begriff hatten: zur Geistes- und Gewissensfreyheit. Die Religion, sonst lediglich der Geistlichkeit übergeben, um durch dieselbe die Nation beherrschen zu können, wird jezt ein Hauptgeschäfte der leztern; sie findet mit Erstaunen, wie sehr sie in Absicht auf dieselbe hintergangen worden sey, und bestrebt sich, das erste Christenthum wieder ausfindig zu machen. Dem geistlichen Monarchen, der ehemals die Wahl der Kaiser vorschrieb, sie mit Bannflüchen verfolgte und absezte, sagt nunmehr die Hälfte von Deutschland den Gehorsam auf: und er steht in Gefahr, bald auch die andere Hälfte zu verlieren. Die Liebe zu den Wissenschaften ist weit allgemeiner als jemals bey den Deutschen geworden,

worden, und hat sich zugleich einen richtigern Weg gebahnt. Ihre kriegerischen Sitten haben angefangen sich zu mildern; alles kündigt für sie ein Zeitalter großer Fortschritte und Thaten an, desto größerer und glücklicherer, je mehr sie es verstehen würden, einig und ruhig auf ein gemeinschaftliches Ziel vorzudringen. Zu dieser so wichtigen Veränderung hat unter den Fürsten seiner Zeit Philipp der großmüthige vorzüglich viel beigetragen.

Er wurde zu Marburg am 13. November des Jahrs 1504. gebohren. Sein Vater, der Landgraf Wilhelm der mittlere, der die gesammten hessischen Länder seit dem Jahr 1500. in seinem Besitze vereinigte, bekam diesen Prinzen von seiner zweyten Gemahlinn Anna, einer Tochter des Herzogs von Mecklenburg. Allein er starb bereits im Jahr 1509. in seinem zwey und vierzigsten Jahre. In seinem lezten Willen bestellte er den Grafen Philipp von Waldeck, Friedrich von Mannsbach und den Doctor Roland, zu Vormündern seines minderjährigen Prinzen. Damit waren jedoch die hessischen Landstände, das heißt, die Prälaten, Grafen, die Ritterschaft und die Städte, nicht zufrieden. Sie schlossen jene Vormünder und zugleich die verwittwete Landgräfinn Anna von der Landesregierung gänzlich aus, und ernannten dagegen den Landhofmeister Ludwigs von Boineburg, nebst andern der vornehmsten Herren, zu Regenten. Das Mißvergnügen gegen die Landgräfinn, der man einen dem Lande und den Ständen schädlichen Einfluß auf das Gemüth ihres Gemahls in seinen lezten Jahren zuschrieb, that bey diesem Schluß der Landstände das meiste. Außer der Landgräfinn Anna machte auch die Gemahlinn des Landgrafen Wilhelm des ältern, aber mit eben so schlechtem Erfolge, im Nahmen dieses Fürsten, Anspruch, auf die vormundschaftliche Regierung

gierung von Hessen. Er war der ältere Bruder Wilhelms des mittlern; hatte aber diesem wegen seiner Geistesschwäche schon im Jahr 1493. seinen Antheil an Hessen abgetreten. Unterdessen führten die Regenten ihre Staatsverwaltung bis ins Jahr 1511. ungestört fort. Da erklärten sich, weil es schien, daß sie mehr auf ihre Vortheile, als auf das gemeine Beste bedacht wären, die Städte Treisa und Homburg wider sie; behaupteten Wilhelms des ältern Recht an die Regentschaft, und sezten in seinem Nahmen eine Regierung nieder. Die Regenten hingegen wandten sich an das mit Hessen erbverbrüderte Haus Sachsen, von dem sie auch zu ihrer Unterstüzung Kriegsvölker erhielten, welche die beiden gedachten Städte eroberten, und ihnen eine Geldstrafe auflegten. Ueberdies kamen der Kurfürst von Sachsen Friedrich der Weise, und andere sächsische Herzoge, denen die Regenten die Vormundschaft ebenfals übertragen hatten, im Jahr 1511. nach Cassel, um einen Vergleich mit dem Landgrafen Wilhelm, oder vielmehr mit dessen Gemahlinn, zu stiften; der jedoch nicht zu Stande kam. Im folgenden Jahre wurde derselbe unter dem Ansehen des Kaisers Maximilians des ersten geschlossen. Kraft desselben sollte Philipp, sobald er volljährig seyn würde, die sämmtlichen hessischen Länder regieren; sein Oheim Wilhelm aber sollte an den Hof genommen, und fürstlich gehalten werden.

Während dieser Unruhen fand Philipps Mutter Anna eine günstige Gelegenheit, ihre Rechte an die vormundschaftliche Regierung bey vielen unter dem Adel und den Städten in Hessen geltend zu machen. Zwar suchten die Regenten abermals bey dem sächsischen Hause Unterstüzung; dessen Fürsten auch im Jahr 1514. einer Zusammenkunft beider Partheien zu Cassel beiwohnten. Allein die Bürger dieser Stadt, welche der

Land-

Landgräfinn zugethan waren, fiengen an, zu besorgen, die gedachten Fürsten möchten den jungen Landgrafen in ihre Länder mitnehmen. Schon bereiteten sie sich daher zum Aufstande, als der Kurfürst Friedrich, sein Bruder Johann, und der Herzog Georg von Sachsen, von den Regenten begleitet, die Stadt verließen. Darauf ergriff die Landgräfinn Anna, von den ihr ergebenen Landständen aufgemuntert, die Vormundschaft ihres Sohns und die Regierung Hessens, in welcher sie der Kaiser im Jahr 1515. bestätigte. Man sezte ihr eine Anzahl Räthe an die Seite, unter denen der Erbmarschall Hermann von Riedesel der vornehmste war. Diese neue, den Wünschen eines so großen Theils der Unterthanen gemäße Regierung wurde gleichwohl für dieselben nichts weniger als glücklich. Da die Landgräfinn die Rechte ihres Sohns an die Stadt Hirschfeld wider den Abt von Fulda, der die Abtey Hirschfeld mit der seinigen zu vereinigen suchte, unter gutem Erfolge vertheidigte, verband sich der Abt, um seine Rachbegierde an Hessen befriedigen zu können, mit dem berühmten Edelmann am Rhein, Franz von Sickingen, welcher reich, mächtig und kriegerisch genug war, merkwürdige Auftritte in Deutschland hervorzubringen; aber auch, so viel an ihm lag, das alte Faustrecht in seiner Stärke erhielt. Dieser, zu dem sich mehrere verschuldete oder über die Regierung mißvergnügte hessische Edelleute schlugen, den auch der Kurfürst von der Pfalz wegen eines ehemaligen hessischen Einfalls in seine Länder dazu reizte, schickte würklich im Jahr 1518. dem Landgrafen Philipp einen Fehdebrief zu, durch welchen er ihm, unter einem erzwungenen Vorwande, Feindseeligkeiten ankündigte. Darauf fiel er in die hessische Grafschaft Catzenelnbogen ein, verwüstete dieselbe durchaus, und belagerte Darmstadt. Der Markgraf von Baden Philipp

lipp vermittelte zwar einen Vergleich; in welchem aber doch Sickingen fünf und dreyssig tausend Gulden für seine Kriegskosten bewilligt wurden: und der Kaiser traf hierinne auf dem Reichstage zu Maynz im Jahr 1517. nur eine geringe Aenderung. Doch einige von Sickingens Bundsgenossen fuhren immer fort, entweder Hessen zu verheeren, oder durch dieses Land demselben eben so nachtheilige Züge in das maynzische Gebiet vorzunehmen. Die Landgräfinn und die ihr zugeordneten Räthe besaßen nicht die nöthige Wachsamkeit und Standhaftigkeit, dieses zu verhüten, oder nachdrücklich zu ahnden. Daher verlor sich endlich in Hessen alle Sicherheit auf den öffentlichen Straßen. Man glaubt auch, daß dieses die Ursache gewesen sey, warum Philipp nachmals die alten Regenten, so viel derselben noch am Leben waren, an seinen Hof berufen, und ihnen die wichtigsten Aemter ertheilt habe.

Glücklicherweise für Hessen trat er die Regierung schon im Jahr 1519. an. Nach der hessischen Verfassung konnte er dieses mit zurückgelegtem vierzehnten Jahre ohnedieß thun. Allein weil sein Vater verordnet hatte, daß er erst in seinem sechszehnten Jahre Antheil an der Staatsverwaltung nehmen, und zwey Jahre darauf erst völlig selbst regieren sollte: so erklärte ihn der Kaiser im gedachten Jahre vor volljährig. Die erste Angelegenheit von Bedeutung, in welche der Landgraf verwickelt wurde, war der eben ausgebrochene Krieg des Bischofs von Hildesheim mit dem Hause Braunschweig, das die von ihm gedrückten Edelleute beschützte. Die Herzoge von Braunschweig standen seit einigen Jahren in einem Bündnisse mit den hessischen Landgrafen; desto mehr hielten sie sich jezt berechtigt, Philippen um Beistand zu ersuchen. Er schickte ihnen achtzehnhundert Mann Fußvolk und sechshundert

und

und funfzig Reiter zu Hülfe; aber diese wurden von den Braunschweigern so verächtlich aufgenommen, daß sie darüber erbittert nach Hessen zurückkehrten. Die bald darauf folgende Schlacht in der Soltauer Heide im Lüneburgischen, welche der Bischof mit seinen Bundsgenossen im Junius des Jahrs 1519. wider die Braunschweiger gewann, rächte die Hessen hinlänglich an den leztern. Zwey Jahre darauf, als der Bischof sich gegen die im Nahmen des Kaisers gegebenen Vorschriften zur Beilegung dieser Händel widerspenstig bezeigte: wurde er von demselben in die Reichsacht erklärt, und die Vollstreckung derselben den Herzogen von Braunschweig aufgetragen. Diese wandten sich nun abermals an den Landgrafen Philipp, um von ihm verstärkt ihren alten Feind gewisser überwältigen zu können. Er vergaß die seinen Kriegsvölkern wiederfahrne Begegnung; überließ den Herzogen ohngefähr zweytausend derselben, und diese halfen den Braunschweigern den größten Theil des Bißthums Hildesheim erobern.

In eben dem Jahr 1521. da sich dieser Krieg seinem Ende näherte, wurde auch Karls des fünften erster und an großen Geschäften so fruchtbarer Reichstag zu Worms gehalten. Philipp ließ denselben nicht unbesucht. Er sah dort Luthern zu seiner öffentlichen Verantwortung ankommen, und hatte gemeinschaftlich mit dem Kurfürsten von Sachsen für das sichere Geleite, welches der Kaiser demselben ertheilte, Gewähr geleistet. Diesen besuchte er auch zu Worms, scherzte zwar mit ihm über seine Händel mit dem Papste; sagte aber beym Abschied, indem er ihm die Hand gab, zu ihm: „Wenn du recht hast, so stehe dir Gott bey!“ Dieses erste noch nicht entscheidende Merkmal von Philipps Neigung für die Kirchenverbesserung, das er schon in einem siebzehnjährigen Alter gab, verdiente

wohl aus der Geschichte seiner Erziehung und seiner frühern Beschäftigungen mit der Religion, erläutert zu werden. Allein über diese Nachrichten, die für das ganze übrige Leben so lehrreich sind, ist nichts als Dunkelheit verbreitet.

Ein neuer Krieg nöthigte den Landgrafen zur Theilnahme, indem der hildesheimische noch nicht gänzlich unterdrückt war. Franz von Sickingen hatte nach Maximilians Tode sich erklärt, daß er an den Befehl dieses Kaisers, wegen seines mit der hessischen Regierung getroffenen Vergleichs, nicht gebunden seyn, und die hessischen Edelleute, die von der Bürgschaft für jenen Vergleich von dem Kaiser loßgesprochen worden waren, zur Leistung derselben anhalten wolle. Sie widersezten sich seiner Anforderung; er drohte daher, wenn er das Erzbißthum Trier erobert haben würde, in welches er im Jahr 1522. einfiel, auch das Hessische feindlich zu überziehen. Philipp kam ihm zuvor; führte dem Kurfürsten von Trier ein Heer von neuntausend Mann zu Hülfe: und da der Kurfürst von der Pfalz ihm gleichfals beistand, so mußte Sickingen die Belagerung von Trier aufheben. Die drey verbundenen Fürsten beschlossen aber nunmehr, diesen ihren gefährlichen Feind dadurch auf immer außer Stand zu sezen, ihnen schaden zu können, daß sie ihm und den Edelleuten, seinen Bundsgenossen, ihre Besizungen entrissen. Sie belagerten das Schloß Kronberg, dessen Herr einer der hizigsten Anhänger Sickingens und sein Schwiegersohn war. Nachdem es erobert worden war, behielt es der Landgraf mit der dazu gehörigen Stadt. Doch im Jahr 1541. trat er beides wieder an den ehemaligen Besizer, nur mit der Bedingung, ab, daß daselbst alles in demjenigen Zustande bleiben sollte, in welchen es sich damals befand: und

darun-

darunter war insonderheit auch die evangelische Kirchenverfassung gemeint. Im Anfange des jezigen Jahrhunderts starb das Geschlecht der Grafen von Kronberg gänzlich aus; ihre Grafschaft fiel an den Kurfürsten von Mainz; es wurden nach und nach manche Veränderungen zum Besten der Römischkatholischen in diesem Gebiete getroffen; woraus die bekannten Beschwerden der Evangelischen Einwohner desselben in den neuesten Zeiten entstanden sind. Hierauf griffen die Bundsgenossen den mainzischen Adel an, der auch jene feindliche Parthey begünstigt hatte; der Kurfürst von Mainz selbst war von dem Reichsregimente, weil er dem in die Acht erklärten Sickingen beistand, zu einer ansehnlichen Geldstrafe verurtheilt worden. Im Jahr 1523. wurde endlich Sickingen selbst von ihnen, in seinem Schlosse Landstein, welches man auch Nanstall nannte, bey der Stadt Landstuhl gelegen, belagert. Er ward dabey tödtlich verwundet, und starb zwey Tage nach der Eroberung des Schlosses. Die drey verbundenen Fürsten besuchten ihn kurz vorher mit freundlichem Betragen. Seine angenehmen Gaben und Sitten hätten ihn eines längern Lebens würdig gemacht; er war frühzeitig, wie viele seiner vornehmen Freunde am Rhein und in Franken, ein Freund der Kirchenverbesserung geworden; mit ihnen bot er Luthern eine Zuflucht und gewaffnete Vertheidigung in ihrer Mitte an, wenn er, von der Geistlichkeit verfolgt, keine Sicherheit mehr in seinem Vaterlande genießen sollte; allein diese Gesinnungen und seine gewaltthätigen Unternehmungen führten ihn sehr weit von den Grundsäzen jenes Reformators ab. Nach seinem Tode bemächtigten sich der Landgraf und die beiden andern Fürsten auch der übrigen seiner festen Plätze und Güter. Sie theilten nicht nur die darinne gefundene überaus große Beute, sondern auch sein ganzes Gebiet unter sich; bis sie im

Jahr 1542. auf wiederholte Vorſtellungen anderer Reichsſtände, daſſelbe ſeinen Söhnen zurückgaben.

Wiederum entſpann ſich, da der Sickingiſche Krieg kaum geendigt war, ein für Deutſchland weit gefährlicherer, im Jahr 1524. an welchem Philipp ebenfals Antheil nehmen mußte. Die Bauern wurden ſeit geraumer Zeit von ihren Obrigkeiten in vielen Gegenden Deutſchlands ſo hart behandelt, daß ſie ſich bereits um den Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts hin und wieder empört hatten. Dazu kam jezt für ſie eine neue Reizung, ſich mit Gewalt Recht zu verſchaffen: die mißverſtandene Lehre Luthers von der chriſtlichen Freyheit. Er behauptete, wie es ſeine große Unternehmung nothwendig machte, daß ſich die Chriſten der langen Knechtſchaft, in welche ſie die Geiſtlichkeit verſezt hatte, entledigen, und im Gebrauch ihrer Geiſteskräfte, an Nachforſchen, Beurtheilung und Anwendung alles deſſen, was die Religion betrifft, endlich einmal wieder frey werden müßten. Dieſe Lehren nahmen zwar viele Bauern im ſüdlichen Deutſchlande an, und gründeten ihre Forderungen darauf; zugleich aber bildeten ſie ſich ein, daß ſie berechtigt wären, dieſelben, und außerdem noch manche bürgerliche Freyheiten und Rechte, mit den Waffen in der Hand, der Obrigkeit abzudringen, ja wohl gar dieſe zu mißhandeln, und alles Anſehens zu berauben. In Schwaben alſo, und bald auch in Franken, und am Rhein, rotteten ſie ſich zahlreich und bewaffnet zuſammen; fielen über den Adel und die höhere Geiſtlichkeit her; zerſtörten Schlöſſer und Klöſter; mordeten und verwüſteten bis in das Gebiet mehrerer Fürſten und Städte hin; ihre Wuth wurde noch durch einige ſchwärmeriſche Köpfe angefeuert, denen ſie es glaubten, daß die Zeit vorhanden ſey, da alle Obrigkeiten aufgehoben werden müßten.

Schon

Schon war ein Schwarm von mehr als zwanzig tausend derselben im Jahr 1525. in die Abteien Fulda und Hirschfeld, welche an Hessen gränzen, verwüstend eingedrungen; bedrohte auch dieses Land, und suchte die Einwohner desselben zur Verbindung mit sich zu bereden. Der Landgraf, der bereits dem Kurfürsten von der Pfalz Hülfsvölker wider sie zugesandt hatte, schickte zuerst Abgeordnete an sie, die aber mit Uebermuth abgewiesen wurden. Er brachte daher eiligst einige Kriegsvölker zusammen; bloß auf die Nachricht von dem Anzuge derselben, ergaben sich ihm sogleich viertausend Bauern zu Hirschfeld; unter denen sich auch nicht wenige aufrührerische Bürger von Fulda befanden. Die übrigen suchten ihn vom weitern Vorrücken durch allgemeine Versicherungen abzuhalten. Der Landgraf aber antwortete ihnen mit Festigkeit, sie müßten sich vor allen Dingen ihrer rechtmäßigen Obrigkeit wieder unterwerfen. Bald wurden sie sowohl im Felde geschlagen und zerstreuet, als aus der Stadt Fulda vertrieben; ihre Anführer empfiengen das Todesurtheil, die andern Verzeihung. Der Abt von Fulda hatte sich selbst den Verdacht zugezogen, daß er mit den Bauern ein Verständniß unterhalte; nunmehr mußte er einen Vergleich mit dem Landgrafen eingehen, vermöge dessen dieser Fürst so lange im Besize von Fulda und Hünefeld, nebst dem Gebiete dieser Städte, bleiben sollte, bis ihm neunzehntausend Gulden Kriegskosten von diesem Stifte ausgezahlt worden wären. Kaum hatte jedoch Philipp seine Soldaten aus demselben weggezogen, als der Abt ihm Fulda entriß, und auch durch beleidigende Reden sein Mißvergnügen über ihn bezeigte. Philipp eroberte alsbald Fulda von neuem, und ein zweyter Vertrag, den der Erzherzog Ferdinand, Bruder des abwesenden Kaisers, und andere Reichsfürsten im Jahr 1526. stifteten, endigte auch diese

Händel. Es wurde nemlich ausgemacht, daß die Abtey zwar alles zurückbekommen sollte, was der Landgraf zum Unterpfande für seine Kriegskosten behalten hatte; aber die gemachte Beute und das eroberte Geschütz verblieben ihm; auch sollte ihm die Abtey für die ältern, und die neu aufgewandten Kosten einige zwanzigtausend Gulden bezahlen.

Durch alle diese schleunige und muthige Maaßregeln hatte zwar der Landgraf die dringendeste Gefahr des Bauernkriegs von seinen Ländern abgewandt; allein es war ihm eben so viel daran gelegen, daß der Fortgang desselben in der Nachbarschaft unterdrückt würde. Nachdem fünftausend Bauern, die, von Schmalkalden aus, in Hessen einzufallen im Begriff waren, durch die Niederlage ihrer Mitgenossen im Fuldischen davon abgeschröckt worden waren, vereinigten sie sich mit andern, die Thüringen verheerten. Achttausend logerten sich daselbst bey Frankenhausen, im Schwarzburgischen Gebiete. Der Kurfürst Friedrich von Sachsen und sein Bruder, der Herzog Johann, nebst ihrem Vetter, dem Herzoge Georg, empfanden bereits in ihren Ländern ansteckend traurige Folgen von dieser Annäherung. Sie forderten daher den Landgrafen und den Herzog Heinrich den jüngern von Braunschweig zur Hülfe wider den gemeinschaftlichen Feind auf, und erhielten sie auch. Als die verbundenen Fürsten, unter welchen der Herzog Johann eben damals, im Anfange des May vom Jahr 1525. durch den Tod seines Bruders, Kurfürst wurde, sich mit ihrem Heere dem verschanzten Lager der Bauern näherten: fiengen sie an, diesen unordentlichen Haufen, dem es an allem fehlte, was eine regelmäßige Kriegskunst erfordert, mitleidig zu betrachten. Sie boten ihm Gnade an, wenn er sich unterwerfen, und seine Anführer verlassen wollte.

wollte. Allein eben diese hatten die Bauern so sehr bethört, daß sich dieselben eine wunderthätige Unterstützung von Gott versprachen; es kam also am 15. May des gedachten Jahrs zur Schlacht. Vor derselben ritt der Landgraf durch alle Glieder des vereinigten Heeres, und ermahnte die Soldaten nicht bloß zur Tapferkeit; sondern wußte ihnen auch das ungerechte Betragen der Aufrührer gegen die Obrigkeit, ingleichen die rechtmäßigen Mittel, die man bey gegründeten Beschwerden über dieselbe wählen müsse, so stark und einnehmend vorzustellen, daß alles die Schlacht forderte. Sie endigte sich bald in eine völlige Niederlage der Bauern, von denen die meisten das Leben verloren.

Bisher hatte sich Philipp fast nur als einen jungen hitzigen Krieger gezeigt: und da er es gleich seit dem Antritte seiner Regierung, in der ersten aufbrausenden Jugend, geworden war, auch dabey immer vom Glücke begleitet wurde: so war zu erwarten, daß er auf dieser Laufbahn allein sich in seinem ganzen Leben hervorthun würde. Aber schon seine ersten Unternehmungen dieser Art wurden von mehr Ueberlegung und Klugheit geleitet, als einem solchen Alter gemeiniglich eigen ist. Zugleich warf er mitten unter dem Getümmel der Waffen sehr aufmerksame und bedeutende Blicke auf die wichtige Religionsveränderung, die damals in Deutschland ausbrach. Man hat richtig angemerkt, daß sein Geist, eben so feurig und ungestüm, aber auch eben so edelmüthig, beherzt und männlich als Luthers seiner, durch diese höhere Verwandtschaft zwischen ihnen, unaufhaltsam dahin geleitet worden sey, die Schritte jenes Reformators genau zu beobachten, von ihm groß zu denken, und seinen Grundsätzen geneigt zu werden. In seinen Ländern fand er wenig vor sich, was ihn zur Nachahmung desselben aufmuntern, oder dieselbe erleichtern konnte. Seine Vorfahren, und

sein Vater insonderheit, suchten zwar ihre Landesherrliche Rechte über die Geistlichkeit, und gegen deren Eingriffe in weltliche Angelegenheiten, bisweilen nicht unglücklich zu behaupten; allein davon bis zur Unabhängigkeit von der geistlichen Oberherrschaft, blieb die Entfernung noch überaus groß. Die Wissenschaften und feinen Künste hatten in Hessen, von den Landgrafen selbst erweckt, sich schon manchen vorzüglichen Kopfs bemächtigt. Der berühmte lateinische Dichter Eobanus, der den größten Theil seines Lebens außerhalb seinem Vaterlande zubrachte, ragte unter denselben zu dieser Zeit am meisten hervor. Es fehlte auch um den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts in eben diesem Lande nicht ganz an Männern, welche die Nothwendigkeit einer Kirchenverbesserung erkannten: und als zu dieser würklich die nachdrücklichste Aufforderung von Sachsen her durch Deutschland ergieng, wagte es bereits im Jahr 1521. ein Pfarrer zu Cassel, die Messe in deutscher Sprache zu halten. Unterdessen scheint doch Philipp beinahe alle seine neuen Einsichten und Anstalten in Religionssachen seinem eigenen Triebe zum Forschen und Nachdenken, der von den Reformatoren so viel Nahrung erhielt, schuldig gewesen zu seyn. Seine frühe Verbindung mit den Herren des kurfürstlichen Hauses Sachsen mag zwar auch einiges dazu beigetragen haben, daß er die Reformation, welche in ihren Ländern aufblühte, genauer kennen lernte, und bald auch hochschäzte. Doch las er fleissig Luthers und Melanchthons Schriften, unter andern einen ihm von dem leztern im Jahr 1523. zugeeigneten lateinischen Auszug des verbesserten Lehrbegriffs; verglich sie mit der heiligen Schrift, nach Luthers kurz vorher gedruckten deutschen Uebersezung des neuen Testaments, und verschaffte sich auf diesem Wege eigene Ueberzeugung.

Schon

Schon im Jahr 1524. verordnete Philipp, daß nur der Sonntag, nicht aber die Feste der Heiligen, ferner in seinen Ländern gefeyert werden sollten. Er verbot zugleich die schändlichen Saufgelage, und andere Ausschweifungen, und befohl, daß sich die Prediger nach dem Schlusse des lezten Nürnberger Reichstags richten, das heißt, ihre Zuhörer in der reinen Lehre Christi unterrichten, zur Liebe Gottes und des Nächsten, zur Eintracht und Ruhe, zur Ehrerbietung und Gehorsam gegen die Obrigkeit, und zur Vermeidung aller aufrührerischen Händel, ermahnen sollten. Das Betteln untersagte er überhaupt; nicht einmal die mit den Ueberbleibsalen der Heiligen in Procession herumziehenden und Almosen sammelnden Geistlichen wollte er weiter dulden; die einzigen Antoniermönche zu Grünberg ausgenommen. Die römischkatholische Geistlichkeit in Hessen schloß aus diesem Anfange, daß mehr für sie von dem Landgrafen zu besorgen sey; daher suchte ihn der Guardian der Franciscaner zu Marburg, Nicolaus Ferber, im Anfange des Jahrs 1525. schriftlich von mehrern solchen Schritten abzuhalten. Er lobte zwar seine Frömmigkeit; warf ihm aber vor, daß er Luthers und Melanchthons Schriften lese, worinne manches Christo zuwider sey. Seinem Schreiben legte er ein lateinisches Büchlein bey, dessen Inhalt er ihm sehr empfohl, und nach welchem er ihn ermahnte, dem Glauben seiner Vorfahren getreu, die Lutheraner, gleich andern Fürsten, mit dem Schwerdte auszurotten. Darauf antwortete ihm der Landgraf, er habe aus dem übersandten Buche nicht viel Sanftmuth, Geduld oder brüderliche Liebe, wie man nach der Lehre Christi den Bösen und Irrgläubigen beweisen müsse; aber hundertfach mehr Haß, Neid, geschwinde Verfolgung und die Rache, welche Gott allein zugehöre, in einem unruhigen Geiste, vernom-

men. Er habe ihm schon oft geschrieben, daß er entschlossen sey, nach dem göttlichen Worte als ein christlicher Fürst zu regieren; in demselben gegründete christliche alte Gebräuche wolle er beibehalten; nicht aber andere menschliche Sazungen; auch möchte der Guardian ihm, als einem jungen Fürsten und ungelehrten Laien es nicht verargen, daß er ihm über folgende Artikel seine Gesinnung anzeige. Er widerlegt nemlich aus der heiligen Schrift die Behauptungen des Mönchs; daß der Glaube nicht allein fromm und selig mache; und daß die Jungfrau Maria eine Fürbitterinn und Mittlerinn zwischen Gott und den Menschen sey. Endlich sezt er der Beschwerde des Mönchs, daß die Religion jezt sogar von den Bauern untersucht werde, ebenfals biblische Stellen entgegen, aus welchen er den Schluß zieht, daß Gelehrte und Ungelehrte gleiches Recht haben, sich mit dem Evangelium, selbst zur Belehrung und Vermahnung anderer, zu beschäftigen; und verspricht, sich über alles dieses mit dem Mönche, wenn er zu ihm käme, zu unterreden.

Entschieden mußte in der That bereits damals der Vorsaz des Landgrafen seyn, sich völlig für die Reformation zu erklären. Denn einige Monathe darauf, als er sich mit dem Herzoge Johann von Sachsen und dessen Sohne Johann Friedrich zu Creuzburg in Thüringen besprach, versicherte er ihnen, „daß er Leib, „Gut, Land und alles lieber verlieren, als von dem „Worte Gottes abfallen wolle.“ Vermuthlich war es das Beispiel des ebengenannten Herzogs Johann, der kurz darauf als Kurfürst die evangelische Religion in seinen Ländern einführte, welches auch ihn noch in den spätern Monathen des Jahrs 1525. ermunterte, sich zu derselben zu bekennen. Die Ruhe, deren er nach geendigtem Bauernkriege genoß, erlaubte ihm auch,

buch, seinen Neigungen freyer zu folgen. Er that es, indem er die Seelmessen, den nächtlichen Gottesdienst, und ähnliche Andachtsübungen abstellte, wofür er der heiligen Schrift gemäße Predigten desto mehr begünstigte.

Sein Beitritt zur Evangelischen Kirche war für dieselbe von ungemeiner Wichtigkeit. Man hat sogar behauptet, daß sie ohne denselben schon um diese Zeit ihrer Unterdrückung unmöglich hätte entgehen können. Allein obgleich Philipp unter den Fürsten, ihren Mitgliedern, gewiß ihre vornehmste Stüze wurde, und überhaupt die Verbindung von zwey so mächtigen Häusern, als das kursächsische und hessische waren, zum Besten der Reformation, die Fortdauer derselben mehr als irgend eine andere deutsche Begebenheit, ankündigte; so schien doch der Lauf, den diese große Veränderung in Deutschland nahm, wo sie bereits ohngefähr die Hälfte der Stände gewonnen hatte; und unter den übrigen doch sehr gemäßigte Gesinnungen bey einigen der ansehnlichsten fand; die ferne und lange Abwesenheit des in die weitläufigsten Entwürfe, Händel und Kriege verwickelten Kaisers, der den Anhängern der Reformation nur so lange drohte, als er des Papstes benöthigt war; und selbst die Geschichte der deutschen Reichstage zu dieser Zeit, ja auch die Besorgniß, welche man nach kaum geendigten Bauernkriege vor neuen innerlichen Unruhen haben mußte, eine nahe gewaltsame Zerstörung der Kirchenverbesserung nicht glaublich zu machen. Es darf darum nicht geleugnet werden, daß die Kraftvollen Anstalten, welche Philipp für ihre Fortdauer traf, dasjenige Bollwerk gewesen sind, das die Feinde derselben am meisten vom Angriffe zurückhielt.

Auf dem Nürnberger Reichstage vom Jahr 1524. trug er durch seine Gesandten nicht wenig dazu bey,

bey, daß ein für die Reformation nicht ungünstiger Schluß gefaßt, die Vollstreckung der ihr nachtheiligen Wormser Verordnung abgelehnt, und dafür eine Kirchenversammlung zur Beilegung der Religionsstreitigkeiten vorgeschlagen wurde. Er vermählte sich in eben diesem Jahre mit der Tochter des Herzogs Georg von Sachsen, Christina: und bald darauf suchte er diesen seinen Schwiegervater zum Freunde der Reformation zu machen, dessen Sohne Johann und seiner Gemahlinn, einer Schwester des Landgrafen, er bereits Geschmack an derselben eingeflößt hatte. Allein er hätte sich nicht leicht an einen unüberwindlich heftigern Feind der evangelischen Religion wenden können, als an diesen Fürsten, der sich sogar in kurzem wider ihn selbst verband. Ein strenges Ausschreiben des Kaisers im Jahr 1525. zu einem Reichstage, wobey er die Vollziehung des erstgedachten Wormser Schlusses, und von den katholischen Reichsständen noch besonders forderte, die Ketzerey möglichst auszurotten, machte einigen der eifrigsten von dieser Parthey, den Kurfürsten Albrecht von Mainz und Joachim von Brandenburg, ingleichen dem Herzoge Heinrich dem jüngern von Braunschweig, so viel Muth, daß sie bald darnach zu Dessau eine Zusammenkunft hielten, und in derselben über gewaltthätige Maaßregeln zu jener Absicht berathschlagten. Der Herzog Georg, den der Landgraf zu einer freundschaftlichen Unterredung eingeladen hatte, antwortete ihm vielmehr, es müßten vorher alle Neuerungen in Religionssachen aufgehoben werden, und trat jenem Bunde bey. Obgleich der Kurfürst von der Pfalz und andere römischkatholische Fürsten diesen Ungestüm laut mißbilligten; so glaubte doch der Landgraf, daß auch die Evangelischen ihrer Seits dagegen würksam handeln müßten. Er ließ dem Kurfürsten von Sachsen durch seinen Gesandten melden,

Digitized by Google

den, daß er zwar Luthers Lehrsäze nur in sofern billige, als sie mit dem göttlichen Worte übereinstimmten; aber das Ausschreiben des Kaisers sey äußerst hart; man gehe damit um, das Gute und Böse ohne Unterschied zu vernichten, und das Volk zu einem neuen Aufruhr anzureizen; er halte es also nicht vor rathsam, den Reichstag zu beschicken, wenn nicht vorher einige glimpfliche Maaßregeln gegen diese Gefahr ausfindig gemacht würden. Dem Kurfürsten gefiel dieser Antrag; er schickte seinen Kurprinzen nach Friedewald, einem hessischen Schlosse an der thüringischen Gränze, wo sich der Landgraf mit ihm über ein Bündniß besprach, das man mit den gutgesinnten Ständen, zum Beispiel, mit den Kurfürsten von Trier und von der Pfalz, den Markgrafen von Brandenburg in Franken, und andern Fürsten, den meisten Reichsgrafen, und den Reichsstädten Nürnberg, Strasburg, Augsburg, und andern mehr, schließen könnte. Da man auch erfahren hatte, daß der Bruder des Kaisers Ferdinand mildere Gesinnungen hegte: so vereinigte sich der Landgraf mit dem Kurfürsten desto mehr über folgende ihren Gesandten auf dem Reichstage zu ertheilende Vorschrift. Sie sollten sich über die Härte des Kaisers beklagen, und vorstellen, daß eben durch eine solche Schärfe der Bauernkrieg veranlaßt worden sey, den die Fürsten mit ihrer Lebensgefahr unterdrückt hätten; die göttliche Wahrheit lasse sich nicht mit Gewalt aus den Gemüthern der Menschen herausreissen; es würde noch größeres Uebel erfolgen, und das Wort Gottes selbst beschimpft werden; man müsse also den Nürnberger Schluß über diese Angelegenheiten, nicht den Wormser, beobachten. Es geschah würklich durch diese Vorstellungen, denen alle Stände von gemäßigter Denkungsart beitraten, daß auf dem Reichstage zu Augsburg, der gegen das Ende des Jahrs

1525.

1525. eröfnet, und kaum von einem Reichsfürsten persönlich besucht ward, nur die Nürnberger Schlüsse bestätigt wurden.

Seitdem fuhr der Landgraf desto mehr fort, auf ernstliche Anstalten zur Vertheidigung der evangelischen Religion bedacht zu seyn, weil der Kaiser von Spanien aus, wo er eben dem gefangenen Könige von Frankreich Franz dem ersten den vortheilhaftesten Frieden um den Anfang des Jahrs 1526. abgedrungen zu haben glaubte, neue Schreiben an viele römischkatholische Stände in Deutschland erließ, um sie zum Widerstande gegen die Ausbreitung der Reformation anzufeuern. Er drang öfters in den Kurfürsten von Sachsen, den Schuz ihrer gemeinschaftlichen Sache mit ihm zu übernehmen, weil doch gewiß ein Bund gegen Christum und sein Wort geschlossen sey; er aber lieber sterben wolle, als daß er sich auf diese Art aus seinen Ländern vertreiben und zum Bettler machen ließe. Auf sein eifriges Anhalten wurde das Bündniß zwischen diesen beiden Fürsten schon im May des Jahrs 1526. zu Torgau errichtet. In dem schriftlichen Eingange zu demselben erklärten sie sich, daß, weil die Geistlichen und ihre Anhänger sich vereinigt hätten, alle ihre Macht und viel Geld daran zu wenden, damit ihre alten wider das Wort Gottes gerichteten Mißbräuche im Schwange erhalten, und die göttliche Wahrheit unterdrückt werden möchten; weil sie auch im Begriff wären, diejenigen feindlich zu überziehen, welche die reinere Religion wiederherstellten, sie sich ebenfals mit einander verbunden hätten, Leib und Gut, Land und Leute, und alles ihr Vermögen daran zu wagen, um einer den andern, wenn sie deswegen, oder unter einem andern Vorwande, angegriffen würden, zu vertheidigen. Dieses Bündniß bestätigten sie im folgenden Monathe zu Magdeburg: und schon damals unterschrieben es

vier

vier Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, ein Herzog von Mecklenburg, ein Fürst von Anhalt, und zween Grafen von Mansfeld; auch die Stadt Magdeburg wurde ein Mitglied desselben.

Vermuthlich geschah es im Vertrauen auf diese neuerlangte Stärke, daß der Landgraf mit dem Kurfürsten auf dem nächsten Reichstage zu Speyer im Jahr 1526. so zuversichtlich frey und entschlossen in ihrem Betragen auftrat. Außerdem daß er diesen seinen Bundsgenossen dahin brachte, wie er, seinen Hofleuten einzuschärfen, daß sie sich, der von ihnen angenommenen Religion zu Ehren, aller groben Ausschweifungen auf dem Reichstage enthalten sollten, nahmen sie ihre eigenen Prediger nach Speyer, für die sie anfänglich die dortigen Kirchen verlangten, und als ihnen dieses abgeschlagen wurde, dieselben in ihren Wohnungen, unter dem Zulauf von mehrern Tausenden, öffentlichen Gottesdienst halten ließen. Sie kehrten sich auch an die Fasttage der römischen Kirche nicht, und schienen sich überhaupt als Anführer einer festverbundenen Parthey anzukündigen, indem sie die Reichsstädte Strasburg, Nürnberg und Augsburg einladen ließen, an ihrem Bündnisse Antheil zu nehmen. Die Folgen davon zeigten sich bey den Berathschlagungen des Reichstags selbst. Viele Stände, nicht allein solche, die das Torgauer Bündniß nicht angenommen hatten; sondern auch andere, die der Reformation nicht ergeben waren, und darunter sogar die Reichsstädte, bezeigten sich muthig genug, sich dem Antrage der kaiserlichen Parthey in Absicht auf die Befolgung des Wormser Schlusses zu widersezen. Als diese darauf bestand, waren der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf schon im Begriff, den Reichstag eher zu verlassen, als Zuschauer eines solchen Ausgangs abzuge-

ben.

ben. Es wurde also endlich im August des Jahrs 1526. beschlossen, was sie unter diesen Umständen nur wünschen konnten: man sollte den Kaiser ersuchen, nach Deutschland zu kommen, und eine Kirchenversammlung zu veranstalten; bis dahin aber sollte sich ein jeder Reichsstand in Religionssachen so betragen, wie er es vor Gott und dem Kaiser verantworten zu können glaubte.

Was dadurch im Grunde allen Reichsständen erlaubt wurde, die Kirchenverbesserung in ihren Ländern einzuführen, das that der Landgraf nunmehr in den seinigen ohne Bedenken. Damit er dieses jedoch nicht bloß mit dem Ansehen eines Landesherrn, sondern durch öffentlich und allgemein beförderte Einsicht und Ueberzeugung seiner Unterthanen, ausführen möchte, schrieb er auf den 21 October des Jahrs 1526. eine allgemeine Kirchenversammlung seiner Länder nach Homburg aus, wo seine geistliche und weltliche Stände bey einer freundlichen Unterredung beider Partheien gegenwärtig seyn sollten, in welcher man versuchen würde, die bisherigen Streitigkeiten gütlich beizulegen. Auf seinen Befehl hatte Franz Lambert diejenigen Lehrsäze aufgesezt, welche den Unterschied zwischen dem römisch-katholischen und evangelischen Glauben ausmachten. Dieser Gelehrte, aus Avignon, einer päpstlichen Stadt im mittäglichen Frankreich, gebürtig, verließ sein Vaterland und den Franciscanerorden, in welchen er getreten war, um seinen der Religionsverbesserung günstigen Gesinnungen in Deutschland ungehinderter folgen zu können. Er begab sich in Luthers Unterricht; suchte nachmals mit Lebensgefahr die evangelische Religion zu Metz auszubreiten; und flüchtete sich bald wieder nach Strasburg und Wittenberg. Aus dieser Stadt empfol ihn Melanchthon, der schon im Jahr 1526. von dem Landgrafen über die Feststellung

der

der Reformation befragt wurde, an diesen Fürsten, als einen der tüchtigsten Männer zu dieser Absicht. Melanchthon beantwortete auch jene Anfrage auf eine Art, die hier nicht vorbeygelassen werden darf. Er rieth dem Landgrafen, nicht alle Kirchengebräuche auf einmal abzuschaffen, weil dieses lieblos und unnüz seyn würde; lateinische Gesänge, sonntägliche Texte, Feyertage, und dergleichen mehr, behutsam beizubehalten; das heilige Abendmahl einmal an jedem Festtage halten zu lassen; die Messen ganz abzuschaffen, welches wohl ohne Unruhen werde geschehen können; die Zänkereyen nicht bloß zwischen Römischkatholischen und Evangelischen, sondern auch unter den leztern, weil sie bisweilen ganz unbedeutender Art wären, fleissig zu verhüten; nicht bloß vom Glauben, sondern auch von der Gottesfurcht, Liebe und Gehorsam gegen die Obrigkeit, predigen zu lassen. Zugleich ermahnt ihn Melanchthon, um des Evangelium Willen die Waffen nicht zu ergreifen, weil Gott die Völker zerstreue, welche den Krieg liebten. Er wisse wohl, sezt er hinzu, daß es einige Leute gebe, welche ihn und andere Fürsten zu plözlichen Veränderungen, ja selbst zu Gewaltthätigkeiten, reizten. — Man weiß, daß Melanchthon eben sowohl als Luther den Verbindungen der evangelischen Reichsstände zur Vertheidigung der Reformation sehr abgeneigt gewesen sind, und ihren Landesherrn, den Kurfürsten von Sachsen, oft mit vielem Eifer, zumal wenn ein Krieg aus denselben hervorzubrechen drohte, davon abgerathen haben. Sie fürchteten sich insonderheit vor Philipps hizigkriegerischer Neigung, und warneten den Kurfürsten, sich lieber von demselben zu trennen, als zu gewaltsamen Schritten durch ihn fortreissen zu lassen. Es ist wahr, daß sie bey diesen Rathschlägen einen Mangel an Kenntniß der Rechte ihrer Fürsten, und der deutschen Staatsverfassung überhaupt, verrie-

then; vielleicht haben sie auch noch andere Schwächen dabey blicken lassen; allein als Stifter einer neuen Religionsgesellschaft, denen unendlich viel daran gelegen war, auch den Schein einer bewaffneten Ausbreitung ihres Lehrbegriffs zu vermeiden, und denen schon mancherley Unruhen und bürgerliche Kriege höchst unbillig zur Last gelegt worden waren, verdienten sie doch wegen dieser Gesinnungen alle Entschuldigung.

Die Kirchenversammlung zu Homburg wurde zur bestimmten Zeit, unter dem Vorsize des Landgrafen, und in Gegenwart einer überaus großen Menge Zuhörer von allen Ständen aus Hessen, in der Pfarrkirche daselbst gehalten. Außer Lamberten waren von evangelischen Theologen Adam Kraft von Fulda, der Hofprediger des Landgrafen, und Erhard Schnepf zugegen. Die Römischkatholischen stellten ihnen zween ihrer Lehrer entgegen: den oben genannten Guardian der Franciscaner, Nicolaus Ferber, und den Pfarrer zu Waldau, Johann Sperber. Allein diese beide konnten und wollten, da es zur Untersuchung der streitigen Lehrsäze kam, keine Beweise aus der heiligen Schrift für dieselben beibringen, und gaben dadurch, wie die Gegenparthey erzählte, ihre Sache auf. Nunmehr verlangten beinahe alle Anwesenden, daß der Landgraf der Reformation einen freyen Siz in ihrem Vaterlande anweisen möchte. Er that dieses auch; doch nicht eher, als bis er im Jänner des Jahrs 1527. noch eine andere Kirchenversammlung zu Marburg veranstaltet hatte. Gelehrtere Mönche erschienen auf derselben zur Behauptung des Lehrbegriffs ihrer Kirche, die ihre Gründe zum Theil selbst aus der Bibel hernahmen; aber, sagt man, mit keinem bessern Erfolge, als die vorigen. Hierauf führte Philipp die Kirchenverbesserung in Hessen mit Rath und Beistande

vieler

vieler von seinen Staatsbedienten und Ständen ein. Die kirchliche Verfassung daselbst richtete er genau nach derjenigen ein, welche im Kursächsischen festgesezt worden war, und ersuchte Luthern, ihm eine Anzahl evangelischer Prediger für die hessischen Gemeinen zu verschaffen. Nach eben demselben Muster ließ er auch im Jahr 1527. die erste Kirchenvisitation in seinen Ländern anstellen. Die Beamten und Prediger, welchen er den Auftrag dazu ertheilte, mußten überall das noch übriggebliebene Eigenthümliche der römischkatholischen Kirche abschaffen; für die Verkündigung des reinen göttlichen Wortes, geschickte Prediger und Schullehrer sorgen. Die Bewohner der Klöster sollten aus der heiligen Schrift belehrt werden, wie wenig ihre Gelübde in derselben gegründet wären; in Ansehung welcher sie doch ihre freye Wahl behalten sollten. Wenn sie dieselben noch ferner beobachten wollten: so wurde ihnen angedeutet, sich zu ihren Glaubensgenossen zu begeben. Wollten sie aber ihren Gelübden entsagen: so möchten sie sich in der evangelischen Religion unterweisen lassen, um diese mit Ueberzeugung annehmen zu können. Im leztern Falle sollten die geschicktesten unter ihnen Aemter; die übrigen aber Unterhalt auf Lebenslang bekommen. Zu allem diesem sezte er noch eine Kirchenordnung hinzu, durch welche die Weise der öffentlichen gottesdienstlichen Handlungen vorgeschrieben wurde.

In einem Lande, wo der größte Theil von Einwohnern schon lange der Reformation mit ihren Wünschen entgegen gekommen war, scheint dieses Verfahren des Landgrafen ohne Tadel gewesen zu seyn. Auch in der Anwendung der jezt häufig erledigten römischkatholischen Kirchengüter bewies er uneigennüzige und edle Absichten. Auf den vorhergedachten Antrag an die Mönche und Nonnen, erklärten sich die meisten derselben

ben willig, ihre Klöster zu verlassen; und man hielt ihnen das Versprochene: Unterhalt aus den Einkünften der Klöster selbst; Zurückgabe dessen, was sie in ihr Kloster gebracht hatten, und Freyheit überhaupt in Ansehung ihrer künftigen Lebensart. Die hessischen Geschichtschreiber leugnen es nicht, daß einige dieser Klöster mit Gewalt von ihren bisherigen Einwohnern gesäubert worden sind; allein sie machen es sehr wahrscheinlich, daß dieses nur bey solchen geschehen sey, wo entweder die Anträge des Landgrafen aufs halsstarrigste verworfen wurden, oder die Mönche so unausstehlich lasterhaft geworden waren, daß ein heilsamer Zwang angebracht werden mußte. So, sagen sie, zogen sich die Cistercienermönche des reichen und sehr großen Klosters Haina, das Schicksal, aus demselben im Jahr 1527. größtentheils vertrieben zu werden, durch den ärgerlichen Ruf selbst zu, in welchen sie überall wegen ihrer unaufhörlichen Schwelgerey und Händel gerathen waren; so daß manche ihrer Aebte selbst genöthigt wurden, außerhalb des Klosters zu wohnen. Nachdem die Mönche daraus hatten weichen müssen, bestellte der Landgraf Heinzen (oder Heinrich) von Lüdder, einen hessischen Edelmann, zum Verwalter desselben, mit dem Befehl, aus seinem ganzen Lande allerley Arme, gebrechliche und nothleidende Mannspersonen in dieses Kloster aufzunehmen, und mit allem Bedürfnisse zu versorgen. Dieses wurde desto schleuniger bewerkstelligt, und, wie ein Schriftsteller jener Zeiten erzählt, „das Kloster durchaus mit Blinden, Lahmen, Stummen, Tauben, Wahnwitzigen, Mondsüchtigen, Sinnverrückten, Besessenen, Mißgestalten, Aussäzigen, und dergleichen preßhaftigen armen Menschen," besezt, weil der ehemalige Abt desselben seine Beschwerden über den Landgrafen nicht nur bey dem Papste angebracht, sondern dieser auch den Kaiser veranlaßt hatte,

zur

zur Wiedereinsezung des Abts und seiner Brüder, Abgeordnete nach Haina zu schicken. Als aber Lüdder diesen die Hunderte von Elenden zeigte, die nunmehr im Kloster Ruhe und Verpflegung genossen, und ihnen vorhielt, wie wenig es zu verantworten sey, diese Unglücklichen wieder zu verstoßen, um muthwillige Mönche an ihre Stelle zu sezen, reisten die Abgeordneten, nicht wenig durch diese Vorstellungen gerührt, zurück.

Philipp hatte bei der ersten Einziehung der Klostereinkünfte im Jahr 1527. seinen Landständen, mit denen er einen Vertrag darüber errichtete, versprochen, daß er nichts von denselben zu seinem Nutzen, sondern alles zur Verherrlichung Gottes, und zum Besten seiner Unterthanen, verwenden wolle. Dabey blieb er so standhaft, daß er einem, der sich einige Kirchengüter von ihm ausbat, die Antwort ertheilte: „Fordere was „mein, und nicht was Gottes und der Kirche ist!“ Die erste wichtige Anwendung dieser Art war die Stiftung der Universität zu Marburg im May des Jahrs 1527. Sie sollte der evangelischen Kirche Lehrer und Gelehrte von jeder Gattung verschaffen, und dadurch zu ihrer Ausbreitung und Befestigung dienen; daher nannte sie der Landgraf das Kleinod seines Landes. Franz Lambert, dem die hessische Reformation, wie man oben gesehen hat, so viel zu danken hatte, lehrte gleich anfänglich auf derselben die Theologie; mit noch größerm Ruhm hat eben dieses in etwas spätern Jahren Gerhard Andreas Hyperius gethan. Erledigte Klostergebäude zu Marburg wurden dieser hohen Schule sogleich eingeräumt; nachher gab ihr der Landgraf die Einkünfte verschiedener Klöster, welche in dreyzehn Vogteyen eingetheilt wurde. Er legte auch vor funfzig arme Landeskinder die sogenannte Bürse zu Marburg an, worinne sie unter

einem Aufſeher frey unterhalten werden ſollten: und jede heſſiſche Stadt mußte jährlich etwas dazu beitragen. Auf Anhalten des Landgrafen ertheilte der Kaiſer dieſer Univerſität erſt im Jahr 1541. die Rechte und Vorzüge anderer ſolcher gelehrter Geſellſchaften. Sie erfüllte überhaupt die Abſicht ihres Stifters im ſechszehnten Jahrhunderte mit gutem Fortgange. Nächſtdem war Philipp inſonderheit Willens, einen Theil der Kloſtergüter zur Unterſtüzung ſeines ärmern Adels durch Jahrgelder zu benüzen. Allein dieſer Entſchluß mag nicht zu Stande gekommen ſeyn. Dagegen errichtete er im Jahr 1531. aus den oft genannten Einkünften die beiden adelichen Stifter zu Kaufungen und Wetter, für Frauenzimmer aus dem heſſiſchen Adel, welche, wenn ſie aus denſelben treten, um ſich zu verheyrathen, einen Brautſchaz erhalten. Noch einen vorzüglich gemeinnüzigen Gebrauch der Kirchengüter machte er durch die Anlegung der vier allgemeinen heſſiſchen Hoſpitäler. Der Urſprung des größten darunter, in dem vormaligen Kloſter Haina, im Jahr 1530. iſt bereits gemeldet worden. Bis auf den heutigen Tag werden darinne fünfhundert arme, elende, wahnſinnige und gebrechliche Mannsperſonen unterhalten und verpflegt. Das zweyte zu Hofheim, einige Stunden von Darmſtadt gelegene, ſtiftete er im Jahr 1533. in dem Kloſter gleiches Nahmens, für neunzig bis hundert dürftige und mit Leibesſchwachheiten beladene Frauensperſonen. Aus dem Kloſter Gronau entſtand im Jahr 1535. ein anderer ſolcher Verſorgungsort, auch für neunzig bis hundert Weibsperſonen von gleicher Beſchaffenheit. Der vierte wurde in dem ehemaligen Kloſter Merxhauſen, entweder im Jahr 1533. oder fünf Jahre ſpäter, für mehr als vierhundert ähnliche Perſonen weiblichen Geſchlechts beſtimmt. Ein jedes dieſer Klöſter oder Hoſpitäler bekam

kam einen Obervorsteher aus dem hessischen Adel, und keiner als ein gebohrner Hesse, aber auch dieser nur auf das Zeugniß seiner Obrigkeit und eines Arztes, sollte umsonst in dasselbe aufgenommen werden. Endlich wies der Landgraf auch die Einkünfte des aufgehobenen Klosters Rotenberg zur Unterhaltung von zwanzig armen und abgelebten Predigern an. Daß die evangelischen Kirchen und Schulen mit ihren Lehrern von ihm aus den eingezogenen Kirchengütern ebenfals reichlich bedacht worden sind, braucht kaum bemerkt zu werden.

Auch die Kirchenverfassung, welche Philipp mit der Reformation gegen das Ende des Jahrs 1526. in seinen Ländern einführete, hatte manches Eigenthümliche. Nach derselben wurde einer jeden Gemeine das Recht überlassen, ihre Bischöfe, Priester und Diakonen (so drückte man sich in der Kirchenordnung mit Worten der alten Kirche aus; verstand aber unter denselben nur Prediger und Kirchendiener,) selbst zu wählen, und wenn sie es verdienten, abzusezen. Nur mit Einwilligung der ganzen Gemeine, sollte ein Mitglied derselben entweder, wenn es ein ahndungswürdiges Verbrechen begangen hat, mit dem Kirchenbanne belegt, oder von demselben losgesprochen werden. Weltliche Händel aber behielt sich die Obrigkeit zur Entscheidung vor. An Statt der ehemaligen Sendgerichte, sollten wöchentlich die Prediger und übrigen hervorragenden Mitglieder jeder Gemeine zusammenkommen; das Betragen der ganzen Gemeine, auch des geistlichen Standes, untersuchen, und es nach Befinden bestrafen. Drey Visitatoren wurden jährlich verordnet, um den Zustand der Gemeinen zu untersuchen, ihre Lehrer zu prüfen, und, wenn sie untauglich waren, zu verwerfen; überhaupt aber dafür zu sorgen, daß die Religion nach der heiligen Schrift vorgetragen würde, und fromme Sitten herrschend wären. Streitige Ehesachen sollten bloß nach

dem Worte Gottes entschieden werden; wenn aber die Prediger dabey Schwierigkeiten fänden, sollten sie die Visitatoren darüber zu Rathe ziehen. Das päpstliche Recht wurde in Hessen gänzlich aufgehoben; kein Lehrer zu Marburg durfte es vortragen. Dagegen sollte jährlich in der gedachten Stadt eine Kirchenversammlung gehalten werden, der unter der Aufsicht des Landgrafen die kirchliche Regierung von ganz Hessen aufgetragen ward.

Kaum aber hatten alle diese Religionseinrichtungen des Landgrafen ihren Anfang genommen, als es schien, daß sie von mächtigen Feinden schon wieder vernichtet werden sollten. Die Bündnisse und Gegenbündnisse, welche von beiden Religionspartheien bisher geschlossen worden waren, ließen bereits, wenigstens in der Ferne, einen Ausbruch von Feindseeligkeiten befürchten; näher und fürchterlicher erschien eine Gefahr, die dem Landgrafen, noch im Jahr 1527. bekannt gemacht wurde. Otto von Pack, Kanzleyverweser des Herzogs Georg von Sachsen, der von diesem seinem Schwiegervater öfters an ihn abgeschickt wurde, entdeckte ihm insgeheim, daß am 12ten May des gedachten Jahrs, der König von Ungarn und Böhmen Ferdinand, die Kurfürsten von Mainz und Brandenburg, der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Bamberg und Würzburg, die Herzoge von Baiern, und der Herzog Georg von Sachsen, sich wider ihn und den Kurfürsten von Sachsen, zu Breslau verbunden hätten. Ihre Absicht war, nach seiner Erzählung, den Kurfürsten durch einen kaiserlichen Befehl zu nöthigen, daß er Luthern nebst allen andern abtrünnigen und ketzerischen Geistlichen auslieferte, und den alten Religionszustand in seinem Gebiete wiederherstellte; wenn er sich aber dessen weigerte, ihn gemeinschaftlich zu bekriegen, und sich in seine eroberten Länder zu theilen. Darauf wollten sie den Landgrafen,

weil

weil er sich, ohngeachtet alles Abmahnens, zu gleicher Ketzerey habe verführen lassen, ebenfals zur Besserung auffordern, und, wenn er halsstarrig bliebe, ihn wie den Kurfürsten bestrafen; doch sollte seine Gemahlinn von ihrem Leibgedinge nichts verlieren; und so oft er sich geneigt bezeigen würde, von seinem Irrthum abzustehen, sollten ihm, in Rücksicht auf seine Jugend, und weil er von andern verleitet worden wäre, seine Länder unentgeltlich zurückgegeben werden. Sollte er aber sterben, ohne sich der Kirche unterworfen zu haben, so sollten seine Länder dem Herzoge Georg verbleiben; nur daß dieser verbunden seyn sollte, den Bischöfen von Bamberg und Würzburg die auf den Krieg wider den Landgrafen verwandten Kosten zu vergüten. Die Anzahl der Kriegsvölker, welche jeder Bundsgenosse zu stellen hatte, war bestimmt, und überdieß wurde ausgemacht, alles dieses noch eine Zeitlang geheim zu halten, und mehrere Stände zum Beitritte einzuladen. Pack erzählte nicht blos diesen Inhalt des Bündnisses dem Landgrafen; sondern zeigte ihm auch eine Abschrift desselben, mit dem Versprechen, ihm die Urkunde davon selbst zu verschaffen. Bald darauf kam der Landgraf nach Dresden: und hier wies ihm Pack eine andere Abschrift des Bündnisses, das aus der herzoglichen Kanzley genommen seyn sollte, und mit dem Siegelringe des Herzogs besiegelt war. Auch versprach er von neuem, die Urschrift herbeizubringen, welche von allen Bundsgenossen unterschrieben und besiegelt, auf welcher aber des Herzogs Georg Siegel, vielleicht weil er vom Bunde abgetreten sey, zerbrochen wäre; doch mit der Bedingung, daß viertausend Gülden darauf verwandt würden, welche ihm würklich von dem Landgrafen bezahlt wurden.

Sobald Philipp diese Nachrichten erhalten hatte, reiste er zu dem Kurfürsten Johann nach Weimar,

um ihm und seinem Sohne dieselben mitzutheilen. Johann war bey allem Eifer für die evangelische Religion doch zu alt und zu bedachtsam, als daß er sich leicht zum Kriege hätte bereden lassen. Allein dießmal entzündete ihn der ganz in Feuer gerathene Landgraf durch die Vorstellung der dringenden Gefahr so geschwind, daß er am 9 März des Jahrs 1528. ein Bündniß mit ihm schloß, in dessen schriftlichem Entwurfe sie sagten, die Fürsten hätten das Schwerdt dazu von Gott empfangen, um ihre Länder damit zu vertheidigen; und sie wären dazu desto mehr verbunden, weil Gott ihren Unterthanen die Gnade erwiesen hätte, ihnen das Evangelium verkündigen zu lassen; sie könnten also nicht zugeben, daß ihnen dieser Schatz durch die bösen Anschläge ihrer Feinde entrissen würde; vielmehr wären sie entschlossen, Leib, Ehre, Würde, Land und Leute, und alles was in der Welt erdacht werden kann, zu dessen Rettung zu wagen. Zwanzigtausend Mann Fußvolk und sechstausend Reiter wollten sie dazu theils in ihren Ländern, theils in fremden, aufbringen. Sie hofften, den König von Pohlen und den Herzog Albrecht von Preussen wider den König Ferdinand und den Kurfürsten von Brandenburg in Bewegung zu sezen, um diese vom Angriffe abzuhalten; von den Herzogen von Braunschweig, Pommern und Mecklenburg Hülfe zu erlangen; den Markgrafen Georg von Brandenburg in Franken entweder zum Kriege wider die dortigen Bischöfe oder doch zur Partheilosigkeit zu bereden; und noch auf andern Seiten Freunde oder Hülfsmittel zu finden. Besonders wollte der Landgraf ein Bündniß mit dem Könige von Dänemark eingehen, und den schwäbischen Bund, (der durch sein stehendes kleines Kriegsheer furchtbar war,) dadurch zu trennen, daß er die Reichsstände von demselben abzog. Der König von Dänemark, der Herzog von Preussen, und

die Stände des Erzbisthums Magdeburg, versprachen ihm würklich Beistand; er hatte sogar den Grafen von Zips, Johann von Zapolya, Ferdinands Mitbewerber um das Königreich Ungarn, um einen Geldbeitrag ersucht. Zu den Kriegskosten hatten sie sechsmal hunderttausend Gulden bestimmt, welche sie entweder von dem gedachten Könige und reichen Städten borgen, oder durch Verpfändung von Städten und Landschaften, und durch Verkauf von Kirchenschmuck, sammeln wollten. Luther, Bugenhagen und Melanchthon, denen diese Maaßregeln von ihrem Landesherrn bald bekannt gemacht wurden, waren mit denselben eben so wenig zufrieden, als manche seiner Räthe. Nicht die Zurüstungen der beiden Fürsten zur Vertheidigung mißbilligten sie; wohl aber den Entwurf des Landgrafen, ihren Feinden durch einen Angriff zuvorzukommen. Sie glaubten, daß die ganze Nachricht von den Absichten derselben noch nicht recht zuverläßig sey; daß man allenfals ihren Angriff abwarten, die Soldaten nicht zusammenziehen, und durch Gesandtschaften handeln müsse. Obgleich der Landgraf Luthers Gründe ausführlich widerlegte; so machte doch dieser einen solchen Eindruck bey dem Kurfürsten, daß derselbe am 23. April des Jahrs 1528. in einem neuen Vertrage mit dem Landgrafen, den vorhergehenden milderte. Zugleich schickte er seinen Kurprinzen an ihn, um seine Hitze zu mäßigen, und bald darauf noch einen Gesandten, der diesen Fürsten mit genauer Noth zurückhalten konnte, daß er nicht mit seinem Heere auf die benachbarten Bischöfe losstürzte. Philipp verstand es freylich besser, als die kursächsischen Theologen, daß ein Fürst berechtigt sey, seine gewissen, zu seinem Untergange verbundenen, aber noch nicht erklärten Feinde zuerst anzufallen. Aber eben die völlige Gewißheit fehlte hier noch: und auf der andern Seite

haben

haben ſchnelle Kriegsrüſtungen, durch welche man ſich bereit zeigte, ſeinen geheimen Feinden die Spitze zu bieten, oft allein die Würkung gethan, ihre Anſchläge zu zerrütten, und ſich auf lange Zeit vor ihnen Sicherheit zu verſchaffen.

Unterdeſſen da der Herzog Georg von ſeinem Schwiegerſohne, dem Landgrafen, zu wiſſen verlangte, warum er ſo ſtarke Rüſtungen anſtellte, warf ihm dieſer ſeine Theilnehmung an dem beſchriebenen Bündniſſe vor, deſſen Abſchrift er beilegte; erkannte zwar, daß der Herzog darinne ein gütigeres Herz gegen ihn geäußert habe, als gegen andere; bedauerte aber doch, daß er von ihm vor einen Ketzer gehalten werde, und daß Gott den Herzog vielleicht nicht erleuchten wolle. „Aber, „fährt er fort, Euer Liebden hat leichtlich zu ermeſſen, „dieweil ich in der Fahr (Gefahr) und Backenſchlag „ſtehen muß, daß ich eintwar (entweder) Gottes „Wort ſoll verleugnen, und dem Teufelsdienſt anhangen; oder muß mich von Land und Leuten verjagen „laſſen. Sitz ich nun ſtill, und beith (warte) ſo lange, „bis daß die ſolch Vornehmen gegen mich vorhaben, „mich überziehen: ſo hab ich die Metten verſchlafen, (die Zeit zur Thätigkeit verſäumt.“) Er droht daher, alle ſeine Kräfte mit andern dazu anzuwenden, daß ihre Feinde ſo ſchlimme Abſichten fahren laſſen müßten; bittet aber auch den Herzog, ihm ſogleich zu melden, daß er ſich jenes Bündniſſes entſchlage; ſo wolle er Leib und Gut für ihn wagen. Georg ſäumte auch nicht, ihm zu antworten; aber auf eine höchſt unerwartete Art. Das ihm vorgeworfene Bündniß erklärte er vor lauter Unwahrheit, und denjenigen, der dem Landgrafen Nachricht und Abſchrift davon mitgetheilt habe, vor den ärgſten Böſewicht; verlangte, ihm denſelben zu nennen, wo er nicht glauben ſollte, daß der

Land-

Landgraf alles selbst erdichtet habe, um ihm übel begegnen zu können; und bezeigte ihm Mitleiden wegen seiner Leichtgläubigkeit.

Zugleich hatte Philipp auch ein öffentliches Ausschreiben wegen seiner kriegerischen Rüstungen bekannt gemacht. Man verleumde ihn wegen derselben, sagte er darinne, bald, daß er sich bey Frankfurt am Mayn lagern, und mit Gewalt suchen wolle, römischer König zu werden; bald, daß er sich dem Kaiser zum Mißfallen und Ungehorsam, in Dienste des Königs von Frankreich begeben habe; bald wiederum, daß er den gemeinen Mann zum Aufruhr zu reizen, und dem Herzog von Würtenberg zum Besitze seines Landes zu verhelfen im Begriff sey. Dagegen behauptete er die Rechtmäßigkeit und Nothwendigkeit seiner Zurüstungen durch die jedermann vorgelegte Abschrift des oft genannten Bündnisses. Doch dieses Ausschreiben, welches er dem kaiserlichen Regimente zu Speyer zuschickte, brachte nur die feyerlichsten öffentlichen Versicherungen der übrigen vorgeblichen Bundsgenossen hervor, daß ihnen von dem Bündnisse nicht das geringste wissend sey; nicht weniger beklagten sie sich über den Landgrafen, daß er, ohne Erkundigung darüber bey ihnen einzuziehen, sogleich zu den Waffen gegriffen habe.

Würklich stand der Landgraf bereits im May des Jahrs 1528. mit einem Heere von 6000 Reitern und 14000 Mann Fußvolk, (nach andern kaum halb so stark,) bey Herrenbreitungen, nicht weit von Schmalkalden, an der Werra, wo Hessen und Franken an einander gränzen, gelagert, um in das Würzburgische und Bambergische einzufallen. Nunmehr aber konnte er es sich selbst nicht mehr verbergen, wie sehr er sich übereilt habe. Daß er Packens Anzeige überhaupt geglaubt hatte, war so gar tadelhaft nicht; ob ihm gleich mehr

als

als ein verdächtiger Umstand dawider Bedenklichkeit hätte erregen sollen. Darauf wählte er jedoch keines von den glimpflichern Mitteln, welches ihm volle Ueberzeugung und Sicherheit hätte verschaffen können; durch seine Zurüstungen gab er solchen, die ohnedem keine Freunde der Reformation waren, Gelegenheit zu dem Argwohn, daß er nur diesen Vorwand ausgesonnen habe, um dieselbe mit den Waffen auszubreiten. Er konnte es jezt den Fürsten, welche Pack als Theilnehmer des berüchtigten Bundes angegeben hatte, nicht versagen, ihnen denselben zu nennen; aber in ihr Begehren, denselben auszuliefern, willigte er nicht: entweder weil er ihn nicht ganz vor einen Betrüger hielt; oder weil er besorgte, Pack möchte von den gegen ihn erbitterten Fürsten genöthigt werden, manche ihm selbst, dem Landgrafen, nachtheilige Aussagen zu thun. Unterdessen hatte er ihn gefangen sezen lassen, da er seine Anzeige durch Vorweisung der Urkunde des vorgeblichen Bündnisses nicht bestätigen konnte, und erbot sich, daß derselbe zu Cassel, in Gegenwart von Gesandten der Fürsten, denen so viel darauf ankam, die Entdeckung desselben zu Schanden zu machen, verhört werden sollte. Diese Gesandten erschienen auch; allein Pack blieb in ihrer Gegenwart bey seiner ersten Erzählung; verantwortete sich besonders gegen den Kanzler des Herzogs Georg, der ihm viele Vorwürfe einer offenbaren Betrügerey machte; konnte sich aber doch nicht aus allem, was ihm zur Last gelegt wurde, völlig herauswickeln. Man meldet, daß er sich bereit erklärt habe, die peinliche Frage auszustehen, wenn der gedachte Kanzler sich nach ihm auch derselben unterwerfen wollte; daß aber der Landgraf dieses nicht zugegeben habe, damit nicht auf diese Art manches zum Nachtheil seines Schwiegervaters ans Licht kommen möchte. Genug, die Fürsten drangen nochmals darauf, daß ihnen Pack ausgeliefert

liefert werden sollte, der Landgraf verweigerte es aber wiederum; entließ ihn vielmehr im folgenden Jahr 1529. aus der Gefangenschaft, und verwies ihn aus seinen Ländern. Nach mehrern Jahren bekam ihn der Herzog Georg in den Niederlanden in seine Gewalt; ließ ihm durch die Folter ein Bekenntniß des verübten Betrugs auspressen, und ihn darauf hinrichten.

Gar bald hatten sich die Kurfürsten von Trier und von der Pfalz zur Vermittelung in diesen Händeln angetragen. Beide Partheien nahmen sie an: und da Pack sein Vorgeben nicht hinlänglich beweisen konnte, so schien es, daß alles von selbst in den vorigen friedlichen Zustand zurückkehren müßte. Allein der Landgraf wollte sein Heer nicht eher aus einander gehen lassen, bis ihm durch einen im Junius des Jahrs 1528. zu Schmalkalden und nachmals zu Gelnhausen mit dem Kurfürsten von Mainz geschlossenen Vertrag, hunderttausend Gulden für seine Kriegskosten bewilligt wurden, von welchen der Kurfürst und der Bischof von Würzburg jeder vierzigtausend; der Bischof von Bamberg aber zwanzigtausend zahlen sollte. Das Urtheil der Nachwelt über diese Begebenheit ist bis auf unsere Zeiten noch nicht einstimmig geworden. Nicht wenige Geschichtschreiber, besonders Römischkatholische, erklärten das ganze sogenannte Packische Bündniß auf das zuversichtlichste vor eine grobe Betrügerey. Andere hingegen geben zu, daß die allermeisten Umstände, welche Pack angezeigt hat, entweder von ihm erdichtet, oder wenigstens nicht bewiesen worden sind; glauben aber dennoch, daß in der Hauptsache etwas Wahres vorhanden gewesen sey, worauf Pack, vielleicht aus Mißvergnügen über seinen Herrn, den Herzog Georg, und dessen Staatsbediente, vielleicht auch um Geld zu gewinnen, das Uebrige gebauet habe. Diese

Meinung

Meinung hat wohl die meiste Wahrscheinlichkeit für sich. Mehrere römischkatholische Reichsfürsten hatten schon öfters, außer der oben gedachten Dessauer Zusammenkunft, noch andere gehalten, in welchen sie über die Maaßregeln berathschlagten, welche sie wider den Fortgang der evangelischen Religion zu nehmen hätten. Selbst zu Breslau, wo das angebliche Bündniß errichtet worden seyn sollte, hatten die Herzoge von Sachsen und Braunschweig, Georg und Erich, zween bekannte Feinde der Reformation, sich würklich mit einander unterredet. Die Gesinnungen dieser und anderer Fürsten würden überdieß von dem Kaiser und seinem Bruder Ferdinand so fleissig unterhalten, daß derjenige, der ihnen ein schon getroffenes Bündniß wider ihre evangelischen Mitstände beilegte, erwarten konnte, noch weiter als bey dieser Parthey allein, Glauben zu finden. Doch es ist nicht nöthig, für diese Meinung mehr anzuführen, als was bereits in jenen Zeiten ein so glaubwürdiger, so gemäßigter und billig denkender Zeuge, wie Sleidan war, darüber aufgezeichnet hat. Er berichtet zwar, daß Pack bey dem mit ihm angestellten Verhöre der Unwahrheit überwiesen worden sey; beschließt aber doch seine Nachricht mit folgenden Worten: „Einige glauben, daß nicht alles „erdichtet gewesen sey, was Pack von dem Bunde ge„sagt hat; der Verdacht wurde auch durch die vorher„beschriebene Zusammenkunft, welche einige Fürsten „vor vier Jahren zu Regensburg gehalten hatten, „vermehrt. Man glaubt daher, daß etwas von dieser „Art entworfen, nur nicht ganz zu Stande gebracht „und beschlossen worden sey. Ich will dieses jedoch „nicht vor wahr ausgeben; sondern jedem hier sein Ur„theil frey stellen.“ Philipp sagte übrigens selbst, viele Jahre darnach, von seinem Betragen bey dieser Angelegenheit, Packs Anzeige habe so glaublich gesehen,

hen, daß sie wohl einen ältern, als er dazumal war, hätte verführen können: und dieses dient in der That zu seiner Entschuldigung. Freylich möchte man wünschen, daß er den Bischöfen, die er keiner feindseeligen Absichten wider sich überführen konnte, auch keine Kriegskosten ausgepreßt hätte. Es hatte das Ansehen, als wenn er glaubte, der Uebermacht sey es ohne andere Rücksicht erlaubt, ihren Geldmangel auf Kosten des Schwächern zu ersezen; oder als wenn er den verstärkten Haß vor nichts achtete, den er seiner Parthey dadurch zuzog. Wollte man sagen, eben diese Züchtigung der Bischöfe sey ein Merkmal gewesen, daß er sie nicht vor so unschuldig gehalten habe, als sie sich ausgaben: so wäre dieses wenigstens ein Versuch zu seiner Ehrenrettung. Daß aber selbst in der Voraussezung, das entdeckte Bündniß habe seine völlige Richtigkeit, der von manchen gerühmte Entwurf des Landgrafen, an Statt bloß zu drohen, sogleich auf die benachbarten Bischöfe loßzuschlagen, nicht der weiseste gewesen seyn würde, erhellt noch besonders aus den nächsten Folgen dieser Mißhelligkeit. Die Reichsstände vom schwäbischen Bunde beschwerten sich heftig darüber, daß der Landgraf mit ihren Bundsgenossen gewaltthätig verfahren habe. Ferdinand vereinigte sich mit ihnen: und Philipp, der im Anfange über unbewaffnete Nachbarn leicht die Oberhand behalten haben würde, konnte sich und Deutschland in einen Krieg von sehr ungewissem Ausgange für ihn, der an dem Kurfürsten von Sachsen einen gegen Waffen ziemlich abgeneigten Beistand hatte, verwickeln. Den Ausbruch desselben verhinderte ein Vergleich, den auch der Kurfürst von der Pfalz zu Worms im Jahr 1528. stiftete.

Ueberhaupt war der Eindruck, den die Packischen Händel bey der römischkatholischen Parthey in Deutsch-

land machten, von übler Vorbedeutung für den Reichstag, der im März des Jahrs 1529. zu Speyer gehalten wurde. Philipp fand ſich auf demſelben mit dem Kurfürſten von Sachſen und andern evangeliſchen Fürſten ein: und an deſſen Ende trennten ſich beide Religionspartheien, die auf den vorhergehenden Reichstägen noch durch eine gewiſſe Mäßigung verbunden geblieben waren, gänzlich von einander. Die immer freyere und weiter ſich ausbreitende Einführung der Reformation, welche ſich mehrere Fürſten und Reichsſtädte unter dem Schutze des lezten Reichstagsſchluſſes von Speyer erlaubt hatten, beförderte auch dieſe Abſonderung nicht wenig. Der Kaiſer befohl jezt, daß der eben genannte Reichstagsſchluß gar nicht mehr gelten ſollte. Vor und auf dem neuen Reichstage bekamen die Evangeliſchen ſelbſt von ſolchen Fürſten, die ihnen bisher nicht ungünſtig geweſen waren, Zeichen der Verachtung und des Widerwillens. Unter andern verbot der Kurfürſt von der Pfalz ſeinen Unterthanen, in die Predigten, welche der Kurfürſt von Sachſen und der Landgraf in ihren Wohnungen halten ließen, nicht zu gehen; wo gleichwohl die Zuhörer einige tauſend ſtark waren. Die römiſchkatholiſchen Reichsſtände faßten endlich durch die Mehrheit ihrer Stimmen folgenden Schluß ab: Wo man bisher bey der Wormſer Verordnung geblieben wäre, ſollte man auch ferner dabey verharren; wo aber die neue Religion feſtgeſtellt wäre, und ohne zu beſorgenden Aufruhr nicht abgeſchafft werden könnte, ſollten wenigſtens alle fernere Neuerungen bis zu einer Kirchenverſammlung ſo viel möglich verhütet werden; auch ſollte in ſolchen Gegenden die Meſſe nicht aufgehoben, noch den Römiſchkatholiſchen die Ausübung ihrer Gottesdienſtes verwehret werden. Ein Schluß, der bey aller anſcheinenden Billigkeit in Abſicht auf die Begünſtigung der Reformation

mation in denjenigen Ländern, wo sie bereits herrschend war, doch die Evangelischen nöthigen sollte, ihr selbst gesezmäßig den Weg in alle andere deutsche Länder zu versperren, und die Gültigkeit des derselben so nachtheiligen Wormser Gesezes anzuerkennen.

Kein Wunder war es also, daß der Landgraf sowohl als der Kurfürst von Sachsen, nebst einigen andern evangelischen Fürsten und vierzehn Reichsstädten, unter welchen Strasburg, Nürnberg und Ulm hervorragten, zu einem sie so entehrenden, ihr Gewissen und ihre Ueberzeugung so sehr beleidigenden Schlusse ihre Einwilligung nicht geben wollten. Wenn gleich die Mehrheit der Stimmen für die Reichstagsschlüsse entscheidend war; so glaubten sie doch nicht, daß dieselbe auch in Religionsangelegenheiten ihnen eine Verbindlichkeit auflegen könnten. Daher protestirten sie wider jenen Schluß: ein Schritt, von welchem ihnen und andern Anhängern ihres Lehrbegriffs nach und nach der Nahme Protestirende Fürsten oder Protestanten beigelegt worden ist. Sie appellirten zugleich an den Kaiser, und meldeten ihm durch Gesandten diese rechtliche Mittel, durch welche sie die Gültigkeit des Reichstagsschlusses gehemmt hatten.

Aber auf eben diesem Reichstage wurde auch eine Religionszwistigkeit in Bewegung gebracht, bey deren Fortgange sich der Landgraf auf eine merkwürdige Art ausgezeichnet hat. Außerdem daß die Stände eine Verordnung gaben, daß die Wiedertäufer, oder diejenige Parthey, welche nur Erwachsene tauft, wegen mancher ihrer zum Aufruhr leitenden Lehren, am Leben gestraft werden sollten; (eine Strenge, von welcher Philipp versicherte, daß er sie niemals in seinem Lande ausüben werde;) rückten die Römischkatholischen noch dieses in den Reichstagsschluß ein, daß eine gewisse

lehre vom heiligen Abendmahl in Deutschland nicht angenommen, noch künftig öffentlich gepredigt werden sollte. Dieses war die Meinung Zwinglis und seiner Anhänger in der Schweiz, ja auch bereits in einigen deutschen Reichsstädten, welche sich fast eben so sehr von Luthers Erklärung des heiligen Abendmahls, als von der römischkatholischen entfernte. Nur über diese einzige Glaubenslehre, (wenn man sie anders im schärfern Verstande so nennen darf,) waren bisher die Freunde der Reformation in Deutschland und in der Schweiz mit einander uneins geworden: und unglücklicher Weise war gerade diese einzige wichtigere Streitigkeit unter ihnen, besonders von Luthern, mit solcher Heftigkeit geführt worden, daß man immer mehr die Hoffnung verlor, die beiden verwandten Gemeinen auch vereinigt zu erhalten. Es fehlte also auf dem Reichstage zu Speyer wenig daran, daß die evangelischen Fürsten, den Landgrafen ausgenommen, die feyerliche Verwerfung jener Zwinglischen Lehre ohne Widerspruch hingehen ließen. Allein die ruhmwürdige Mäßigung in den Vorstellungen Melanchthons, der sich in seines Kurfürsten Gefolge daselbst befand, würkte soviel, daß die Evangelischen auch dagegen protestirten.

Nicht so erwünscht für die Gesinnungen des Landgrafen giengen die gleich folgenden Unterhandlungen von Statten, welche sich zum Theil auf eben diesen Religionszwist bezogen. Da die evangelischen Stände von dem Reichstage des Jahrs 1529. nicht viel zu ihrem Vortheil erwarteten: so berathschlagten sie sich noch während desselben über weitläufigere Verbindungen zu ihrer Vertheidigung. Der Kurfürst, und besonders der Landgraf, brachten es auch so weit, daß die Abgeordneten der drey Reichsstädte, Strasbueg, Nürnberg und Ulm, einen Entwurf zur Vereinigung mit

den

den übrigen verabredeten. Man beschloß darauf, in kurzem zu Rotach, einem Städtchen im Coburgischen Gebiete, zusammen zu kommen, und daselbst das allgemeine Bündniß zu Stande zu bringen. Die Gesandten der Stände fanden sich daselbst würklich ein; das Bündniß selbst zwischen jenen beiden Fürsten, dem Markgrafen Georg von Brandenburg, und den drey erstgenannten Städten, wurde schriftlich aufgesezt, und darinne ausgemacht, daß, wenn einer von ihnen um seines Glaubens wegen, und was demselben anhängig ist, angegriffen und überzogen würde, ja wenn selbst das kaiserliche Regiment und Kammergericht ihnen deswegen beschwerlich fiele, die übrigen dem Angegriffenen sogleich mit Kriegsvölkern beistehen sollten. Es fehlte nur noch an der Unterzeichnung des Bundes durch die Theilnehmenden Stände, als eben, da man diese erwartete, alles rückgängig wurde. Unter den dazu gehörigen Städten hatten Straßburg und Ulm den Zwinglischen Lehrbegriff vom christlichen Abendmahl angenommen. Daher zweifelten die vornehmsten evangelischen Theologen gar sehr, ob dieselben zum Religionsbündnisse mit ihren Fürsten zugelassen werden könnten. Luther erklärte sich in seinem und seiner Amtsgenossen Nahmen durch ein darüber ausgestelltes Bedenken ganz dawider. Er nannte ein Bündniß, wo keine Glaubenseinigkeit zum Grunde liege, unmöglich und vergeblich. Hauptsächlich aber hielt er es vor gefährlich, „des Landgrafen halben, wie er sich ausdrückte, weil er ein unruhiger Mann ist; möcht er aber„mahl, wie er jenesmahl thät, etwas anfahen, Stift, „Klöster stürmen ohne unsern Willen, so müßten mir „hinnach, (hinterdrein) und mitthun oder mitgethan „haben, was er thät; — — weil nun der Landgraf „uns in solche Fahr (Gefahr) möcht bringen: so thun „wir wider Gott, wo wir uns in solche Fahr begeben,“

u. ſ. w. Auf den Einwurf, daß doch die beiden Städte in allen andern Glaubenslehren mit den Evangeliſchen, bis auf dieſe einzige, übereinſtimmten, antwortete Luther, eben an dieſer einzigen ſey allzu viel gelegen: und wenn man ſagen wollte, dieſer Bund betreffe nicht die Lehre; ſondern die Abwendung äußerlicher Gewalt, ſo erinnert er dagegen, daß die Evangeliſchen bloß um der Lehre Willen angegriffen würden. Erſchüttert durch dieſe Bedenklichkeiten, trug der Kurfürſt von Sachſen ſeinem Kanzler, den er nach Rotach ſchickte, auf, den Entwurf des Bündniſſes nicht zum völligen Schluß kommen zu laſſen; ob er gleich auch die Bemühungen, eine Uebereinſtimmung im Glauben unter den zum Bunde geneigten Ständen hervorzubringen, nicht aufgehoben wiſſen wollte.

Niemand war mit dieſem Ausgange unzufriedener, als der Landgraf Philipp. Zwar wünſchte der Kurfürſt Johann eine mündliche Unterredung mit ihm und dem Markgrafen Georg von Brandenburg darüber zu halten; aber Philipp ſah dieſelbe vor überflüßig an: vermuthlich, weil er in derſelben nur die ihm bekannten theologiſchen Gründe wider das Bündniß erwartete; da hingegen der Kurfürſt die politiſchen Triebfedern deſſelben ſchon ſelbſt in ihrer Stärke anerkannt, und auch die beiden im Glauben von ihm abweichenden Städte dazu eingeladen hatte. Er ſchrieb überdieß an den Kurfürſten, der Streit mit den Zwingliſchgeſinnten würde bald verglichen werden; er möchte ſich nur von niemanden bereden laſſen, daß er ſich wegen deſſelben mit den Städten nicht verbinden dürfe; denn Gottes Gericht und Gnade wären wunderbar; die jezt gefallen wären, könnten aufſtehen und erhalten werden, und die jezt ſtehenden könnten wohl über kurz fallen. Als aber gleichwohl die Bevollmächtigten

tigten dieser Fürsten, zu Saalfeld versammelt, nach der Neigung des Kurfürsten beschlossen, daß eine persönliche Zusammenkunft derselben nöthig sey: erklärte sich der Landgraf gegen ihn über diese Angelegenheit in sehr lebhaften Briefen. In der Hauptsache des Bündnisses, sagt er darinne, sey er gänzlich entschlossen; denn der streitige Artikel sey nicht von so ungemeiner Wichtigkeit, daß Glaube und Seeligkeit darauf vornemlich ankämen; auch wären die Strasburger darinne nicht so gar weit von den Evangelischen entfernt; im Fall aber daß sie es auch wären, müsse man doch den Irrenden darum nicht hinwerfen oder verachten, zumal wenn er Belehrung annehmen wollte; wie er denn hoffe, daß die Theologen von beiden Seiten in einer Zusammenkunft gar wohl einen Vergleich stiften könnten. „Es ist auch vonnöthen, fährt er fort, daß „wir uns nicht so liederlich vonein trennen lassen; ob „schon unsere Gelarten, um leichter oder sonst disputir„licher Sachen Willen, daran doch unser Glaub und „Seeligkeit nicht gelegen, zweyhellig seind. Dann so „das, würde es alle Jahr neue Zwiespalt gebähren, „denn je von Tagen zu Tagen, und Jahren zu Jah„ren, viel unnöthiger und disputirlicher Zweyungen in „der Geschrift hin und wieder sich zwischen den Gelar„ten begeben. Und darzu seind unsere Gelarten der Sa„chen, die Hauptartikel, den Glauben und unser See„ligkeit belangende, einig.“ Er hält es dem Kurfürsten vor, wie oft sie sich wegen Streitigkeiten ihrer Gelehrten hätten trennen müssen; besonders da Luther den Herzog Georg so schmähsüchtig angegriffen habe, und zeigt, daß der Vollendung des Bundes nichts im Wege stehe. Allein der Kurfürst blieb bey seiner Meinung, daß sie persönlich über die Bedenklichkeiten des Bündnisses sich besprechen müßten; überließ Luthern seine eigene Verantwortung, da ohnedem das ihm Vorgeworfene

die Geschichte und nicht die Lehre berühre; welche letztere der Landgraf hoffentlich nicht verwerfen werde. Philipp änderte auch hierauf seine Gesinnungen nicht; drang vielmehr desto nachdrücklicher darauf, das Bündniß mit den Städten zu schließen, weil er es ihnen hauptsächlich angetragen habe, und es also für ihn schimpflich seyn würde, es ihnen nunmehr abzuschlagen; gestand übrigens, daß er bey Luthers Lehre von der Seeligkeit und bey dem Evangelium verbleiben wolle; aber seine andern Nebenbücher auf ihm selbst beruhen lasse.

Da unterdessen der Landgraf geheime Nachricht bekommen hatte, daß der Kaiser, nachdem er mit Frankreich Frieden geschlossen, die in Deutschland geworbenen Kriegsvölker nicht abdanke, und das, wie er besorgte, um die Evangelischen zu überwältigen; glaubte er, daß, wenn einige schwächere Stände unterdrückt wären, die Reihe zunächst ihn treffen werde; war jedoch entschlossen, jedem Angegriffenen beizustehen. Nach diesen Voraussezungen warnete er den Kurfürsten, die Städte nicht abzuweisen, welche eine Verbindung mit ihnen eingehen wollten, und ihnen nicht dadurch eine Hülfe von funfzig oder sechszigtausend guten Soldaten zu entziehen. Er bekam hierauf keine entscheidende Antwort, und schrieb also eigenhändig an den Kurfürsten, er möchte, so lange es noch Zeit wäre, sich, sein Haus, seine Unterthanen und alle seine Glaubensgenossen, vor der Unterdrückung und Knechtschaft retten helfen; von ihm möchte er nicht denken, daß er sich so übel fürchte; denn wenn er sehen würde, daß niemand helfen wolle, so würde er eben so gut ein Loch oder einen Vertrag kriegen, als irgend ein anderer; auch möchte sich der Kurfürst nicht überreden lassen, daß man ihn allein verschonen werde. Vergebens schärfte Philipp alle diese Vorstellungen aufs höchste;

der Kurfürst bestand darauf, daß er eben über dieselben sich mit ihm unterreden müsse, und war zugleich Luthers Meinung von dem Bündnisse unveränderlich zugethan. Die neue Versammlung, zu welcher die Städte längst eingeladen waren, wurde also zwar im October des Jahrs 1529. zu Schwabach im Anspachischen gehalten; allein die Gesandten des Kurfürsten und des Markgrafen von Brandenburg brachten solche Verhaltungsbefehle mit, daß sie fruchtlos auseinander gehen mußte, indem sie das Bündniß nur mit denen schließen wollten, die im Glauben mit ihren Fürsten ganz einig wären. Der Landgraf, der daran gar keinen Antheil nahm, sah allerdings einen großen und edeln Entwurf, den er gemacht hatte, zu Grunde gehen. Wenn man aber gleich zugiebt, daß der Kurfürst und seine Räthe hierbey mitten in ihrer Beharrlichkeit etwas Schwäche bewiesen, und seine Theologen nicht bloß nach dem engern Gesichtskreise ihres Standes, sondern auch nach Begriffen über Irrgläubige geurtheilt haben, die sie aus der von ihnen verlassenen Kirche nicht hätten beibehalten sollen; so dürfen doch auch der Eindruck und die Besorgnisse nicht vergessen werden, welche die Auftritte des vorigen Jahrs hinterlassen hatten. Damals hätte die Entdeckung eines katholischen Bündnisses beinahe einen Krieg durch den Landgrafen erregt; jezt fürchtete man, daß die Stiftung eines evangelischen von eben demselben, seine Bundsgenossen wider ihre Neigung ins Feld fortreissen möchte: und vielleicht überlegten sie auch, daß, da sie eben von dem Kaiser in ihrer Angelegenheit Recht begehrten und erwarteten, die Zeit zu einer gewaffneten Verbindung wohl nicht die bequemste heissen könnte.

Der immer regen Wachsamkeit und unermüdeten Thätigkeit des Landgrafen für die Verstärkung und

Vertheidigung seiner Glaubensgenossen, gebührt demohngeachtet Lob und Bewunderung. Alle Hoffnung zu dem Bündnisse, für welches er gleichsam seine schriftliche Beredtsamkeit erschöpft hatte, schien deswegen durchaus verloren zu seyn, weil in dasselbe zwo kirchliche Partheien eingeschlossen werden sollten, von denen jede überzeugt war, daß sie allein den wahren Sinn Jesu von seinem Abendmahl gefaßt habe, und darunter eine insbesondere die andere recht eigentlich deswegen verabscheuete. Philipp, den nichts abschröcken konnte, sobald er ein gewisses Ziel in die Augen gefaßt hatte, unternahm es, diese zwo Partheien mit einander zu vereinigen; welches nach seiner Meinung durch eine Unterredung zwischen ihren Anführern am sichersten geschehen konnte. Bald nach dem Reichstage zu Speyer im Jahr 1529. schrieb er daher an Zwingeln, um ihn zu einem solchen Gespräche nach Marburg einzuladen; an den Rath zu Zürich, damit er darein willigen möchte, und an Jacob Sturm, Rathsherrn zu Strasburg, der beide noch besonders dazu geneigt machen sollte. Nachdem ihm auf dieser Seite versprochen worden war, was er wünschte, ersuchte er auch Luthern und Melanchthon, der Unterredung beizuwohnen. Sie nahmen dieses zwar an; allein der erstere meldete dem Landgrafen geradezu, er werde seinen Gegnern schlechterdings nicht weichen; wenn also diese nicht gesonnen wären, etwas von ihrer Meinung abzugehen, so werde diese Zusammenkunft fruchtlos seyn. Würklich konnte der Landgraf daraus zuverläßig schliessen, daß seine ganze Anstalt vergeblich seyn werde; allein man ist stets für Mittel von seiner eigenen Erfindung eingenommen.

Am ersten October also des Jahrs 1529. wurde dieses Gespräch auf dem Schlosse zu Marburg in Gegen-

Gegenwart des Landgrafen, und selbst nach seiner Anleitung, auch unter seinem freygebigen Aufwande für die Anwesenden, gehalten. Es waren weit mehr Theologen, als die bereits genannten, von beiden Seiten dahin gekommen; aber nur die vier vornehmsten unterredeten sich mit einander. Luther, der mehr als scharf wider Zwingeln geschrieben hatte, bekam weniger mit diesem, als mit Oecolampaden zu thun, einem Universitätslehrer und Prediger zu Basel, und Zwingels trefflichstem Gehülfen bey der Reformation der Schweiz; diesem aber wurde Melanchthon entgegengestellt. Beide Theile verglichen ihren Glauben mit einander, und fanden ihn in allem übereinstimmend; nur nicht in der Lehre vom heiligen Abendmahl. Hier erfüllte Luther sein Versprechen vollkommen; er entfernte sich nicht einen Schritt von seiner bisherigen Erklärung, und schrieb sogar die Worte: Das ist mein Leib, auf den Tisch vor sich hin, um es keinen Augenblick zu vergessen, daß der Leib Christi in seinem Abendmahl körperlich gegenwärtig sey. Die schweizerischen Theologen hingegen fanden sich durch seine Gründe mehr in ihrer Meinung bestärkt, als widerlegt. So glimpflich auch alles behandelt wurde; so kam man doch zulezt nicht weiter, als daß man in einem Aufsaze bestimmte, worinne man noch uneinig geblieben wäre, auch einander deswegen Verträglichkeit versprach. Die anstößigen Streitschriften über die gedachte Lehre hörten wenigstens seitdem auf; aber Zwingel bot doch Luthern vergebens an, daß sie sich einander vor Brüder erkennen wollten. Einige Bemühungen, die der Landgraf noch anwandte, sie zu vereinigen, waren eben so fruchtlos. Nach der Erzählung eines evangelischen Theologen, der Zuhörer des Gesprächs gewesen war, soll dieser Fürst am Ende desselben ausgerufen haben: „Nun will ich den einfachen

„Worten

„Worten Christi lieber glauben, als den scharfsinnigen „Gedanken der Menschen!“. Andere aber glaubten, daß er vielmehr, in Absicht auf die oft gedachte Lehre, sich auf Zwingels Seite neige; oder wenigstens in der Mitte zwischen beiden Partheien stehe.

Ob ihm gleich dieser theologische Versuch mißlungen war; so machte er doch kurz darauf von neuem einen politischen, der auch schon mehrmals einen übeln Ausgang genommen hatte. Ehe er noch aus Italien die Nachricht empfieng, wie schlecht der Kaiser die von den evangelischen Ständen an ihn abgeschickten Gesandten, die freylich nicht wohl gewählt waren, aufgenommen habe, und wie viel man überhaupt von ihm befürchten müsse, ließ er den Kurfürsten von Sachsen durch einen besondern Gesandten nachdrücklich ersuchen, das in der Schwabacher Zusammenkunft dem Bündnisse mit den Städten in den Weg gelegte Hinderniß wegzuräumen; zumal da die beiderseitigen Theologen zu Marburg in allen Religionslehren, bloß die vom Abendmahl ausgenommen, übereingekommen wären, und nicht nur zu Strasburg und Ulm, sondern auch in des Kurfürsten und Landgrafen Ländern, die eben gedachte Lehre bald nach Luthers, bald nach Zwingels Meinung erklärt würde. Und da ihm um gleiche Zeit die von dem Kaiser befohlne Gefangennehmung der gedachten evangelischen Gesandten bekannt wurde: ließ er aus diesem Grunde desto stärker in den Kurfürsten dringen, seinen Absichten beizutreten. Er richtete zwar so viel bey demselben aus, daß die beschlossene neue Zusammenkunft evangelischer Stände zu Schmalkalden etwas früher, gegen das Ende des Novembers vom Jahr 1529. gehalten wurde. Da aber mittlerweile die wieder freygelassenen Gesandten daselbst anlangten: entgieng dem auch dort gegenwärtigen Landgrafen dieses

Treib-

Treibmittel gleichfals. Der Kurfürst von Sachsen, der Markgraf von Brandenburg, und zwey Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, nebst der Reichsstadt Nürnberg, weigerten sich, wegen des zu schließenden Bündnisses Unterhandlungen zu pflegen, wenn nicht vorher eine Glaubenseinigkeit zwischen den vorgeschlagenen Mitgliedern desselben bewürkt worden wäre. Die Reichsstädte im südlichen Deutschlande wünschten, das Bündniß selbst vor allen Dingen zu Stande gebracht zu sehen. Philipp endlich hätte gerne eine Verbindung zwischen beiden Theilen gestiftet. Allein es wurde vielmehr nach den Gesinnungen der Fürsten beschlossen, daß zu ihrer neuen Versammlung zu Nürnberg, bald nach dem Anfange des Jahrs 1530. nur diejenigen zugelassen werden sollten, welche nach den zu Schwabach bereits vorgelegten Artikeln, sich mit ihnen zu einerley Glauben bekennen würden. Der Landgraf ließ zwar seinen Gesandten nach Nürnberg abgehen; aber der kursächsische und andere fürstliche Gesandten hatten Befehl von ihren Herren, wenn der hessische, oder andere Abgeordnete, nicht bestimmt die vorgedachte Erklärung thun würden, dieselben nicht zu den Hauptberathschlagungen zuzulassen. In der That wich der hessische derselben einigermaaßen aus; überhaupt aber wurde in dieser Versammlung nur eine Gesandtschaft an den Kaiser beschlossen: und auch diese unterblieb, als der Landgraf und die Nürnberger das Unnütze derselben, bey der bevorstehenden Ankunft des Kaisers in Deutschland, gezeigt hatten.

Das kaiserliche Ausschreiben eines im April des Jahrs 1530. zu haltenden Reichstags zu Augsburg, welches bald darauf in Deutschland anlangte, schien alle bisher so hoch getriebene Besorgnisse des Landgrafen zu widerlegen. Es enthielt gar keine Spuren eines

Unwil-

Unwillens gegen die Evangeliſchen, die man doch jezt, nach der neulichen Behandlung ihrer Geſandten, und nach der eben erfolgten Verbindung und Vertraulichkeit des Kaiſers mit dem Papſte, am erſten erwarten konnte. Von den deutſchen Religionshändeln wird darinne nur geſagt, man wolle auf dem Reichstage ſuchen, ſie beizulegen; die vergangene Irrſale dem Erlöſer zu ergeben; eines jeden Meinung gütlich anzuhören und zu erwägen; mithin auf dieſem Wege einen Vergleich und eine durchgängige Einigkeit im Glauben hervorzubringen. Ob der Kaiſer durch dieſe ſanfte Sprache bloß habe verhüten wollen, daß die evangeliſchen Stände nicht vom Reichstage wegblieben? ob es Verſtellung oder Ueberzeugung geweſen ſey, daß, Gewalt bey dieſen Streitigkeiten anzuwenden, die gefährlichſten Folgen verurſachen werde? dieſe und andere ähnliche Fragen können nur durch Muthmaaßungen beantwortet werden, für welche die Geſchichte keinen feſten Grund darbietet, und die alſo auch für dieſelbe wenig Brauchbarkeit haben. Soviel weiß man, daß ſich die Evangeliſchen, ohngeachtet einer ſo gemäßigten Ankündigung, nicht alle frey von Mißtrauen gegen den Kaiſer bezeigt haben. Entweder ſie vermutheten; oder, welches noch wahrſcheinlicher iſt, ſie wurden durch Erzählungen, welche das Gepräge einer Entdeckung geheimer Verabredungen hatten, gewarnt, daß der Kaiſer es dem Papſte verſprochen habe, wenn Glimpf bey ihnen nichts ausrichten würde, ſie mit Gewalt unter deſſen Botmäſſigkeit zurückzuziehen. Einige widerriethen es daher dem Kurfürſten von Sachſen, den Reichstag zu beſuchen; er ſelbſt verlangte ſogar von Luthern und ſeinen theologiſchen Amtsgenoſſen ein Bedenken darüber, ob man ſich dem Kaiſer, wenn er die Evangeliſchen um der Religion Willen feindlich überziehen ſollte, mit den Waffen entgegenſezen dürfe? und empfieng, wie ehemals,

die

die Antwort wieder, es sey dieses nach den Lehren des Christenthums unerlaubt, weil der Kaiser die höchste Obrigkeit des Reichs sey. Der Landgraf, der hierüber nach richtigern Grundsäzen urtheilte, schrieb auch an den Kurfürsten, es sey nicht nöthig, daß er so sehr zu dem Reichstage eile, weil derselbe nicht so schleunig gehalten werden dürfte; und was ihn selbst betreffe, so sey er noch nicht völlig entschlossen, dahin zu reisen, indem es gefährlich für ihn ausschlagen könnte, sich gegen den Kaiser frey zu verantworten. Endlich erschienen beide Fürsten mit beinahe allen übrigen Ständen auf dem Reichstage.

Hier erfuhren sie bald, daß die Gesinnungen des Kaisers gegen sie nicht völlig so glimpflich wären, als sein Ausschreiben. Noch ehe er zu Augsburg ankam, ließ er dem Kurfürsten von Sachsen viele Vorwürfe machen, daß er der Wormser Verordnung zuwider gehandelt, und zur Befestigung seiner Religion Bündnisse geschlossen habe; auch verlangte er von ihm, die Predigten einzustellen, die er bisher hatte halten lassen. Nicht nur dieses leztere, sondern noch überdies die Forderung, den Kaiser bey dem feierlichen Umgange des Fronleichnamfestes, (welches zum geheiligten Andenken der Brodtverwandlung im Abendmahl gestiftet worden ist,) zu begleiten, wurde, gleich nach des Kaisers Ankunft, allen evangelischen Fürsten zugemuthet. Allein der Kurfürst, der Landgraf, alle Häupter dieser Parthey, welche sonst über ihr Betragen gegen den Kaiser so uneins gewesen waren, verweigerten jezt beides einmüthig: und wenn sie in Ansehung der Predigten nachgaben, geschah es nur, weil die römischkatholischen Fürsten daselbst auch ihren besondern Predigern das Stillschweigen auflegen mußten. Ihr entschlossener Muth scheint sehr viel dazu beigetragen zu haben, daß Karl ihre Religionsangelegenheit zuerst vornehmen ließ.

Auf

Auf die Behauptung derselben hatte sich Philipp eben so wie der Kurfürst Johann, und andere evangelische Stände, schon längst vorbereitet. Er war den in ihren Versammlungen vorgelegten Artikeln beigetreten; ließ noch besonders durch seine Theologen, unter welchen Erhard Schnepf der vornehmste war, einen Entwurf des Glaubens machen, zu welchem er sich mit seinen Unterthanen bekannte, und nahm an allem Antheil, was wegen des auf dem Reichstage vorzulesenden evangelischen Glaubensbekenntnisses, besonders zu Augsburg selbst, vorgenommen wurde. Melanchthon arbeitete zwar dasselbe aus; aber nicht ohne Berathschlagung mit den übrigen anwesenden Theologen und Räthen der evangelischen Fürsten, zum Theil auch Reichsstädte. So entstand die Augsburgische Confession, welche im Junius des Jahrs 1530. vor dem Kaiser, seinem Bruder Ferdinand, und der ganzen Reichsversammlung, vorgelesen wurde. Philipp übergab und unterschrieb dieses berühmte Bekenntniß mit dem Kurfürsten Johann, dem Markgrafen Georg von Brandenburg, dem Herzoge Ernst von Lüneburg, dem Fürsten Wolfgang von Anhalt, ingleichen den Reichsstädten Nürnberg und Reutlingen. Er war damals etwas zweifelhaft, ob er Luthers oder Zwingels Lehrbegriff vom heiligen Abendmahl annehmen sollte. Er hatte auch einen Zwinglischgesinnten Lehrer zu Augsburg vor sich predigen lassen. Da man dieses merkte, warnete ihn Luther von Coburg aus in einem langen Schreiben, sich durch die Vertheidiger einer so neuen Lehre, die so klaren Worten Christi widerspreche, und so schlecht unterstüzt werde, nicht einnehmen zu lassen. Seine Unterschrift war nicht die Frucht einer völligen Ueberzeugung; er sagte ausdrücklich, die evangelischen Theologen hätten ihn nicht befriedigt.

friedigt. Daß er gleichwohl das Augsburger Bekenntniß unterschrieb, ist desto weniger zu verwundern, weil es mit einer so edeln und doch Nachdrucksvollen Einfalt, mit so ungemeiner Schonung der Römischkatholischen selbst, abgefaßt worden war; zwar das heilige Abendmahl eine wahrhaftige Gegenwart, Austheilung und Nehmung des wahren Leibes und Blutes Christi unter der Gestalt des Brodtes und Weins nannte; aber außer diesen wenigen Worten keine andere Bestimmungen beifügte; mithin es demjenigen, der einer andern Erklärungsart, als der Lutherischen, günstig war, nicht durchaus unmöglich machte, auch diesen Artikel zu unterzeichnen.

Ob Luthers Ermahnungen bey dem Landgrafen entscheidend gewürkt haben, läßt sich zwar nicht ausmachen. Allein daß er selbst über die obgenannte Lehre viel nachgedacht, nicht etwan bloß darum Einigkeit in derselben für die beiden verwandten Gemeinen so eifrig gewünscht habe, damit die Zwinglianischgesinnten Reichsstädte desto leichter mit den Evangelischen ein Bündniß schließen könnten; das sieht man aus den Briefen, welche er kurz vor der Uebergabe der Augsburgischen Confession, mit Melanchthon und Brentzen gewechselt hat. Er sah nun wohl, wie vergeblich es sey, von Luthern zu begehren, daß er die Zwinglianer vor Brüder erkennen möchte. Aber bey dem sanftdenkenden Melanchthon, bey Brentzen, einem gelehrten Reformator, der mit ihm zu Augsburg gemeinschaftlich für die Reformation arbeitete, schien ein solcher Versuch nicht übel angebracht zu seyn. Der Landgraf schickte ihnen eine Schrift zu, in welcher unter andern die Gründe entwickelt waren, warum sich beide Theile wohl mit einander verbrüdern könnten. Allein jene beiden Theologen antworteten ebenfals darauf,

auf, daß dieses nicht möglich sey; Christen, welche irrten, jedoch ihren Irrthum nicht vertheidigten, könne man wohl als Brüder dulden, wie es der Erlöser selbst mit seinen Jüngern gethan habe; nicht aber diejenigen, welche ungegründete Lehren vertheidigten, weil man sonst in diese willigen, und durch eine solche Duldung alle Gewißheit im Glauben verlieren würde; auch wäre die Lehre von den Sacramenten nicht gering: denn weil die ganze Kirche damit umgehe, entstehe sehr großes Aergerniß daraus, wenn man in derselben irre; wollte man aber behaupten, es liege nicht viel daran, was man lehre; es sey genug vor Gott, ehrbar zu leben: so müßten auch viele Philosophen Christen gewesen seyn. Sie bitten endlich den Landgrafen, sich von den Worten Christi nicht auf bildliche Deutungen ableiten zu lassen. — Seine Antwort auf dieses Schreiben ist ausführlich und sehr merkwürdig. Er leugnete darinne, daß die von den Theologen angeführte Stelle Pauli, nach welcher der Irrthum der Juden von der Nothwendigkeit der Beschneidung nicht geduldet werden dürfe, für ihre Meinung beweisend sey: denn jener Irrthum sey von einer ganz andern Art, als der den Zwinglianern vorgeworfene; mit diesen stimme man ganz im Glauben an Christum überein; auch lehrten sie, daß man ihn im Abendmahl durch den Glauben esse, welches Essen zur Seeligkeit nöthig und der Schrift gemäß sey. „Dieweil denn, fährt er fort, Christus „nicht wohl anders gegessen kann werden, denn von „Gläubigen, und durch den Glauben; dieweil Chri„stus einen clarificirten (verklärten) Leib hat; und „denn ein clarificirter Leib nicht den Bauch speiset: „däucht mich, solche Meinung wäre ohne Noth; hoffe „auch noch zu Gott dem Allmächtigen, ihr werdet euch „eines Bessern bedenken. Denn ob ihrs schon um der „Lehrer Willen nicht thun wollt; so werdet ihr doch die

„andern

„andern bedenken, die in solchen Städten sitzen, und „so sie irreten, doch solches Irrthums nicht Vertheidi„ger seyn; darzu daß viel Leute noch in solchen Landen „und Städten seyn, die eurer Meinung seyn. So „nun ein Land verdammt und in Strafe fallen sollte: „so müßte Kraut mit Kohl gehen (alles ohne Unter„schied leiden.) So hoffe ich je, ihr seyd des Geistes „Kinder, da Christus von spricht: „Des Menschen „Sohn ist nicht kommen zu verderben, sondern seelig „zu machen;“ da seine Jünger wollten lassen das Feuer „vom Himmel fallen, gleichwie Elias. Ihr dürft „sie auch in solcher ihrer Opinion (Meinung) nicht ver„theidigen; sondern sie tragen und unterweisen und an„mahnen, zu Zeiten und zu Unzeiten, wie Paulus schrei„bet. Das seyd ihr aber schuldig, daß ihr sie helfet „vertheidigen bey der Lehr, die ihr selbst vor recht hal„tet, nicht mit dem Schwerdt meine ich euch, eurer „Person halben; sondern mit mündlicher Rede und „Beistand.“ Außerdem hält es der Landgraf vor unrecht, daß man einige Lehren mit Gewalt verbieten wolle, durch welche doch keine Glaubensartikel verleugnet, und kein Aufruhr gestiftet werde. Seine Gründe sind folgende; Erstlich sagt Christus: „Laßt das „Unkraut mit dem Weizen aufwachsen!“ und Paulus: „Es liegt nichts daran, es werde Christus rechter „Weise oder zufällig gepredigt; wenn er nur gepredigt „wird.“ Zweytens, als Luther anfieng zu predigen und zu schreiben, hat er die Obrigkeit ermahnt und gelehrt, daß ihr nicht zustehe, Bücher oder Predigten zu verbieten; sondern ihr Amt erstrecke sich bloß über Leib und Gut; nicht über Seele und Gewissen. Drittens, wären die Zwinglianer noch nicht überwunden, so daß sie einen Irrthum bekannt hätten, der wider die hohe Majestät Gottes wäre. Er bittet also die beiden Theologen sehr dringend, wo möglich, mit der gedach-

ten Parthey einen freundlichen brüderlichen Frieden zu machen, und zu bedenken, wie gar freundlich der Apostel und viele Alten mit einander, und gegen die Fremden gehandelt hätten. Sie wüßten wohl, daß der Glaube nicht gezwungen seyn soll, und daß man erst die Herzen gewinnen muß. Auf ihre Bitte, sich nicht vom wahren Verstande des Sacraments abwenden zu lassen, antwortet er, „er wolle Gottes Zusage „trauen, und seinem Worte Glauben geben; aber ihrer „Meinung könne er auch nicht gewiß gemacht werden, „aus klarem Texte, ohne Glossen; unterdessen wollte er „sie von Herzen gern sämmtlich und sonderlich hören, „und seine Vernunft unter den wahrhaftigen Verstand „gefangen nehmen; doch mit Gottes Worte.“ Zuletzt ermahnt er sie, sich friedlich zu betragen, und nicht etwan zu verursachen, daß der Kaiser und die Fürsten über die Zwinglianer herfielen, und dadurch viel unschuldig Blut vergossen würde. — Melanchthon und Brentz blieben freylich, wie man aus ihrem Antwortschreiben sieht, bey ihrer Meinung, „daß ohne Aergerniß keine Brüderschaft mit den Zwinglianern gemacht werden könne;“ wiederholten ihren Hauptgrund, ohne sich tief in theologische Untersuchungen einzulassen; versicherten dagegen ihre vollkommene Friedensliebe, und baten den Landgrafen, er möchte nicht so sehr eilen, menschliche Hülfe zu suchen, die doch oft fehle, auch in guten Sachen. Die schönste Stelle in ihrem Schreiben, die selbst dem Landgrafen gefallen haben mag, ist folgende: „Und wir halten, daß Fürsten „und Städte, Lutherische und Zwinglische, recht „und christlich thäten, so sie uns, die wir lehren, unsere Lehre verantworten ließen, und nicht vornähmen, „uns, sonderlich wider kaiserliche Majestät, zu schützen; wie Herzog Friedrich, löblicher Gedächtniß, „den Luther sein Ebentheuer selbst stehen ließ, wollte

„ihn

„ihn nicht wider kaiserliche Majestät schützen. So die „Fürsten dermaaßen gesinnet wären, hätten wir arme „Gesellen weniger Sorge, und wollten frölich leiden, „und hätten die Fürsten und andere Obrigkeit mehr „Ruhe.“ Gleichwohl hieß dieses mehr, dem Hauptverlangen des Landgrafen ausweichen, und sich in eine andere Gegend zurückziehen, als ihm einigermaaßen Genüge leisten. Er war längst überzeugt, daß diese rechtschaffenen Männer, und andere von ihrer Parthey, bereit wären, alles für ihren Lehrbegriff zu leiden. Allein eben dieser theologische Geist, der zwar Verfolgungen dulden; hingegen auch niemanden neben sich dulden wollte, dem eine andere Meinung in Religionssachen besser gefiel; der in der Hitze seines gutmeinenden Eifers, auch ohne es zu wünschen, andern Christen gar wohl Verfolgungen zuziehen konnte, schien dem Landgrafen sich nicht mit den Grundsäzen der Reformation zu vertragen. Er brachte diese leztern den beiden Theologen in Erinnerung, weil er glaubte, daß man sie in Ansehung der Zwinglianer vergessen habe; und daß für diese daraus nicht wenig Gefahr zu besorgen sey, sobald die übermächtige römischkatholische Parthey die zu heftige Abneigung der Evangelischen gegen ihre natürlichen und doch nicht anerkannten Bundsverwandten benüzen würde. Für diese hatte sich zwar der Landgraf merklich genug, selbst im Glauben, erklärt; aber dennoch dachte er über alle diese Angelegenheiten oft kühler, ruhiger und gemeinnüzlicher, als selbst die gemäßigtesten der evangelischen Theologen; den einzigen Fall ausgenommen, wenn ihn die würkliche oder vergrößerte Nothwendigkeit die Waffen zu ergreiffen entflammte.

Er sah auf dem fortwährenden Reichstage zu Augsburg eine Folge von mancherley Auftritten, die seine Wünsche bald begünstigten, bald weit mehr zu-

rückſezten. Das von ihm mit übergebene evangeliſche Bekenntniß that zwar die glücklichſte Würkung: es machte den Glauben dieſer Parthey, der bisher theils wenig bekannt, theils gefliſſentlich verſchwärzt worden war, vor den Augen des geſammten deutſchen Reichs ſo deutlich und ſo vortheilhaft bekannt, daß ſich bald die dadurch veränderten Geſinnungen in allen Ständen zeigten. Aber eben dieſes Bekenntniß, das recht eigentlich den Römiſchkatholiſchen einen Vergleich anbot, wurde von dieſen größtentheils nur als ein Gegenſtand der Widerlegung und als ein Nahrungsmittel theologiſcher Streitigkeiten angeſehen; ohne daß doch den Evangeliſchen von dem Kaiſer erlaubt wurde, ſich weiter wider ihre Gegner zu vertheidigen. Indem unterdeſſen der Landgraf den ihm ſo angenehmen Gedanken nicht fahren ließ, daß Lutheraner und Zwinglianer nur durch eine ſehr dünne Scheidewand von einander getrennt wären: übergaben nicht nur vier Reichsſtädte, die zu der leztern Parthey gehörten, dem Kaiſer ein beſonderes Glaubensbekenntniß, das jene Meinung ganz zu rechtfertigen ſchien; ſondern es ſchickte auch Zwingel das ſeinige nach Augsburg; worinne er ſich aber von den Evangeliſchen viel weiter als bisher entfernte. Auf der andern Seite trug zwar ſelbſt eine Anzahl römiſchkatholiſcher Reichsſtände bey dem Kaiſer darauf an, daß mit den Evangeliſchen gütliche Unterhandlungen verſucht werden möchten. Allein ob er gleich dieſes bewilligte; ſo war es doch zu ſichtbar, daß er es halb gezwungen that, weil er merkte, daß die Reichsſtände, ſeine Glaubensgenoſſen, nicht geneigt wären, die übrigen um ihrer Religion Willen zu bekriegen. Denn er ſelbſt gab den leztern ſo empfindliche Merkmale ſeines Widerwillens, — es mag nun wegen ſeiner damaligen Freundſchaft mit dem Papſte, oder deswegen geſchehen ſeyn, weil er ihre Parthey bereits zu ſtark und unternehmend

mend für sein Ansehen in Deutschland fand; — daß er dem Kurfürsten von Sachsen die gebetene Belehnung mit seinen Reichslehen, und Bestätigung des Vermählungsvertrags zwischen seinem Kurprinzen und der Prinzessinn von Cleve, auf keine andere Bedingung ertheilen wollte, als wenn er zur römischkatholischen Kirche zurückkehren würde. Seiner ganzen Parthey aber war bey der öffentlichen Vorlesung der Widerlegungsschrift der Augsburgischen Confession im Nahmen des Kaisers erklärt worden, er hoffte, daß sie sich nunmehr sogleich wieder mit der römischen Kirche vereinigen werde; sonst würde er sich genöthigt sehen, als Schutzherr dieser Kirche, andere Mittel anzuwenden, um das durch sie gestiftete Unheil zu tilgen.

Alles kündigte also dem Landgrafen einen schlechten Ausgang des Reichstags für seine Glaubensgenossen an. Selbst die Lockungen, welche ihm vorgelegt wurden, bestätigten ihn in dieser Erwartung. Denn es wurde ihm zwar die von ihm sehnlich gewünschte Wiedereinsezung des Herzogs von Würtenberg Ulrich in den Besiz seines Landes, für welchen er auch auf dem Reichstage arbeitete, ingleichen eine vortheilhafte Beilegung seiner Streitigkeiten mit dem Hause Nassau wegen der Grafschaften Katzenelnbogen und Dietz, versprochen; aber nur alsdann, wenn er seiner Parthey entsagen wollte. Mißvergnügt also über einen Reichstag, auf welchem an Statt des Vergleichs, den der Kaiser hatte hoffen lassen, Drohungen und ungerechte Behandlungen erfolgten, auch schon Zwangsmittel in einer kleinen Entfernung sich zeigten, beschloß der Landgraf, denselben zu verlassen. Er bat sich von dem Kaiser die Erlaubniß dazu aus, und erhielt sie nicht. Daher ritt er Abends am 6ten August des Jahrs 1530. mit einem kleinen Gefolge heimlich weg in seine Länder.

In einem zurückgelassenen Schreiben an den Kurfürsten von Sachsen, meldete er diesem, daß ihn, ausser den wiederholten Nachrichten von der Krankheit seiner Gemahlinn, auch andere Ursachen dazu bewogen hätten, die sein Kanzler dem Kurfürsten anzeigen würde; er habe aber seinen Räthen befohlen, bey ihm zu bleiben, und auf alles aufmerksam zu seyn. Er bat ihn zugleich, von Gottes Wort durchaus nicht abzuweichen, und sich nicht erschröcken zu lassen; er werde ihm gewiß in dieser Sache mit Leib und Gut, Land und Leuten beistehen; auch möchte er in der Angelegenheit des Herzogs von Würtenberg sein Bestes thun. Diese plözliche Abreise des Landgrafen war nicht, wie man wohl gemuthmaaßt hat, eine Würkung seiner Furcht vor dem Kaiser; aber desto mehr ein Ausbruch seines Unwillens, der einen freyern Platz suchte, sich auf jeden Fall in Vertheidigungsstand sezen zu können. Da man seine geschwinden Entschließungen und ihre eben so schnelle Ausführung kannte: so war der Kaiser mit den römischkatholischen Ständen nicht ohne Besorgniß, daß er, wo man es am wenigsten erwartete, und vielleicht nach geheimen Verabredungen mit seinen Glaubensgenossen, an der Spitze eines Kriegsheeres zum Vorschein kommen dürfte. In der ersten Bewegung darüber ließ der Kaiser die Thore von Augsburg mit Soldaten besezen, und verlangte von den evangelischen Ständen, daß sie auf dem Reichstage bleiben möchten; denen aber Philipps Abzug eben so unvermuthet gekommen war, als den übrigen. Der Herzog Heinrich von Braunschweig wurde abgeschickt, die Gesinnungen des Landgrafen auszuforschen; er brachte die Nachricht zurück, daß derselbe, bey aller Unzufriedenheit, doch keine Kriegsrüstungen anstelle.

Uebrigens nahm der Reichstag, nach der Ahndung des Landgrafen, immer eine schlimmere Wendung.

Zwar

Zwar giengen die Unterredungen, die zwischen Abgeordneten beider Religionspartheien eines Vergleichs wegen angestellt wurden, eine Zeitlang dem Scheine nach glücklich von Statten. Man gab so viel in den kirchlichen und Glaubenszwistigkeiten nach, besonders von Seiten der Evangelischen, als nur mit beständiger Beibehaltung der Hauptlehren und wesentlichen Verbesserungen, geschehen konnte. Manche ihrer Stände urtheilten sogar, daß Melanchthon, auf den bey diesen Unterhandlungen alles ankam, seine Gefälligkeit und Friedensliebe zu weit getrieben habe. Allein er brach sie vielmehr zur rechten Zeit, das heißt, da die Römischkatholischen solche Vorschläge thaten, durch welche die Reformation im Grunde aufgehoben wurde, gänzlich ab. Der Landgraf, dem seine Räthe zu Augsburg von diesem allem Nachricht gaben, bezeigte wohl sein Mißfallen darüber, daß vor den Gegnern, denen er hierbey nur Argliſt zutrauete, so weit gewichen würde; war aber doch auch der Meinung, daß man, wenn sie die Predigt des reinen göttlichen Worts verstatten, die Ehe der Geistlichkeit nicht verbieten, das Meßopfer und die Anrufung der Heiligen fallen lassen wollten, ihnen in andern Dingen vieles um der Liebe Willen nachgeben könnte, „weil die Predigt des Evangelium schon mit der Zeit das übrige ausreuten werde.“ Kaum hatten sich jedoch die Vergleichshandlungen zerschlagen, als der Kaiser den Evangelischen melden ließ, daß sie nur auf die Bedingung bis zu einer Kirchenversammlung nicht feindlich behandelt werden sollten, wenn sie den alten Religionszustand völlig wiederherstellten. Eben diese unbillige, mit dem ehemaligen Versprechen des Kaisers streitende Entscheidung wurde auch in den Abschied oder Schluß dieses Reichstags, im September des Jahrs 1530. eingerückt. Nur bis zum funfzehnten April des Jahrs 1531. sollte den Evangelischen

noch eine Frist zugestanden werden, innerhalb welcher sie sich bedenken möchten, ob sie zur römischkatholischen Kirche zurückkehren wollten; bis dahin sollten sie also nicht beunruhigt werden, wenn sie anders während dieser Zeit nicht die geringste Neuerung in Religionssachen vornehmen, ihren Glauben nicht weiter ausbreiten, oder durch Schriften vertheidigen würden. Der Kaiser ließ zwar innerhalb sechs Monathe eine Kirchenversammlung hoffen, die er bey dem Papste auswürken wollte, damit auf derselben die bisherigen Religionsbeschwerden gehoben werden könnten; allein ohngeachtet dieses Blendwerks, fiel es in die Augen, daß sich der Kaiser und die römischkatholischen Stände herausnahmen, den evangelischen eine Religionsveränderung vorzuschreiben, wo sie nicht nach einem halben Jahre mit den Waffen dazu genöthigt werden wollten.

Jezt trafen die Besorgnisse ein, welche der Landgraf so oft geäußert hatte. Desto leichter wurden die übrigen evangelischen Stände mit ihm über die Maaßregeln einig, welche sie zu ihrer Sicherheit und Religionsfreyheit zu ergreifen hätten. Sie hatten überhaupt auf dem Augsburger Reichstage zwar nicht alle kluge Festigkeit in ihrem Betragen; aber doch Muth und Standhaftigkeit genug für eine eben nicht mächtige, noch gar nicht genau verbundene Parthey, und meistentheils zweckmäßig für ihre große Angelegenheit, bewiesen. Da ihnen endlich alle Gerechtigkeit in derselben versagt wurde: ließ der Landgraf nebst den andern, durch ihre zu Augsburg zurückgelassenen Räthe dem Reichstagsschlusse widersprechen, und dem Kaiser erklären, daß sie weder zum Türkenkriege seines Bruders Hülfe beitragen, noch zur Unterhaltung des Reichskammergerichts Geld hergeben könnten, wenn Räthe ihrer Religion von demselben ausgeschlossen seyn sollten.

sollten. Der Kurfürst von Sachsen selbst ließ nunmehr die Nürnberger aufmuntern, Soldaten zu werben. Der Landgraf schrieb an seine Gesandten zu Augsburg: „Zeigt den Städten meine Handschrift, „und sagt ihnen, daß sie nicht Weiber seyn; sondern „Männer. Es hat keine Noth; Gott ist auf unserer „Seite. Wer sich gern fürchten will, der fürchtet „sich.“ Er gab aber auch das erste Beispiel, was jezt für die gemeine Sache zu thun sey: denn schon im November des Jahrs 1530. schloß er mit den schweizerischen Cantons Zürich und Bern, ingleichen mit der Reichsstadt Strasburg, ein Bündniß auf sechs Jahre. Es nahm zwar bereits im folgenden Jahre ein Ende, weil die beiden Cantons demselben, bey Gelegenheit eines innerlichen Kriegs, den sie zu endigen suchten, entsagten. Dagegen wurde der Landgraf auch noch im Jahr 1530. Mitglied einer weit wichtigern Verbindung mit evangelischen Reichsständen. Der Kaiser hatte bereits auf dem lezten Reichstage die Beistimmung der römischkatholischen Reichsstände zu einem Entwurfe gewonnen, der das Ansehen und die Macht seines Hauses in Deutschland nicht wenig vergrößern mußte. Er wollte seinen Bruder Ferdinand, König von Ungarn und Böhmen, auch zum Römischen Könige, das heißt, zu seinem bestimmten Nachfolger auf dem deutschen Throne, und Regenten des deutschen Reichs während seiner häufigen Abwesenheit aus demselben, wählen lassen. Zu dieser Absicht veranstaltete er eine Versammlung der Kurfürsten gegen das Ende des Jahrs 1530. Allein der Kurfürst von Sachsen, der diese Wahl den Gesezen und der Verfassung des deutschen Reichs nicht gemäß fand; den vielleicht auch Rücksichten auf seine Religion und seine Glaubensgenossen dabey leiteten, beschloß, sich derselben mit ihnen zu widersezen. Er schrieb daher auf den 22. December

eine

Digitized by Google

eine Versammlung seiner evangelischen Mitstände nach Schmalkalden aus. Nebst ihm erschien der Landgraf, und zween andere Fürsten, zwey Grafen von Mansfeld, und die Gesandten von funfzehn Reichsstädten, auf derselben. Aber außer jenem Widerspruche, war es die Hauptabsicht dieser Parthey, sich wider den wahrscheinlich bald zu befürchtenden Angriff des Kaisers in gemeinschaftlichen Vertheidigungsstand zu sezen.

Mit dem Landgrafen war nunmehr der Kurfürst von Sachsen desto mehr einverstanden, daß ein solches Bündniß geschlossen werden müsse, weil die kursächsischen Theologen, empfindlicher durch die Begegnung gemacht, welche ihrer Parthey zu Augsburg wiederfahren war, keine Bedenklichkeiten mehr gegen solche Maaßregeln, durch welche ein Krieg nicht schlechterdings nothwendig wurde, erregten; zumal da sie von den Rechtsgelehrten erfuhren, die Gesezе erlaubten es in gewissen Fällen, sich dem Kaiser zu widersezen. Diese beiden Herren unterzeichneten auch bereits auf dieser Versammlung, nebst den andern anwesenden Fürsten, und den Städten Magdeburg und Bremen, den ersten Entwurf des Bundes; andere Stände waren noch nicht genugsam dazu bereit. Dagegen beschlossen die gegenwärtigen insgesammt, wider Ferdinands Wahl schriftlich bey dem Kaiser zu protestiren, auch von demselben zu verlangen, daß er weder dem Reichskammergerichte noch dem Reichsfiscal verstatten möchte, Klagen wider sie anzunehmen. Auf einer neuen Versammlung zu Schmalkalden im März des Jahrs 1531. wurde endlich das Bündniß völlig zu Stande gebracht, das unter dem Nahmen des Schmalkaldischen so berühmt geworden ist. Vorher hatte man sich nicht wenig Mühe gegeben, den Beitritt mehrerer Fürsten und Städte zu demselben zu bewir-

bewürken. Der Landgraf nahm es auf sich, deswegen mit dem Könige von Dänemark, und mit den Hamburgern zu handeln, durch welche andere hanseatische Städte eingeladen werden sollten. Die Strasburger sollten die Cantons Zürich, Bern und Basel dazu einladen, wenn sie das augsburgische Glaubensbekenntniß annehmen wollten. Unter andern ansehnlichen Städten wollte man sich auch an die Sechs-Städte in der Lausiz wenden. Außerdem schrieben die evangelischen Stände an die Könige von Frankreich und England, um ihnen einen richtigen und vollständigen Begriff von ihren Angelegenheiten beizubringen, und sie zu bitten, daß sie den Kaiser bewegen möchten, eine freye deutsche Kirchenversammlung halten zu lassen; nicht aber den Waffen die Entscheidung zu übergeben. Am kursächsischen Hofe kam der Landgraf in den Verdacht, daß er den Angriff nicht einmal abwarten; sondern mit seinen Kriegsvölkern in die benachbarten Länder einfallen würde, damit er Geld zu den Kosten erpressen könnte. Er war in seinen Unterhandlungen nicht gar glücklich gewesen. Der König von Dänemark hatte, bey aller Liebe zur Reformation, doch eine zu mächtige Parthey römischkatholischer Bischöfe in seinem Reiche, und erbot sich daher nur für seine deutschen Länder zum Bündnisse. Lübeck, das vor kurzem einen kostbaren Krieg geführt hatte, war nicht ohne Besorgnisse vor dem abgesezten Könige von Dänemark. Die eingeladenen schweizerischen Cantons waren zwar zu einer Verbindung geneigt; nur wollten sie sich nicht zu einem besondern Glaubensbekenntnisse verpflichten. Auch erklärten sich der Markgraf Georg von Brandenburg und einige Reichsstädte bloß dazu willig, gegen Processe des Reichsfiscals sich gemeinschaftlich mit den übrigen zu vertheidigen. Unterdessen wurde doch das Bündniß zwischen dem Kurfürsten

von

von Sachsen und seinem Kurprinzen, drey Herzogen von Braunschweig, dem Landgrafen von Hessen, einem Fürsten von Anhalt, zwey Grafen von Mansfeld, und eilf Reichsstädten, unter welchen Strasburg, Ulm, Costniz, Lindau, Lübeck, Magdeburg und Bremen, die vornehmsten heissen konnten, nach folgender Bestimmung geschlossen. Weil es das Ansehen gewinne, sagten die Bundsgenossen in der schriftlichen Urkunde, daß man diejenigen, welche das reine Wort Gottes in ihrem Gebiete predigen liessen, mit Gewalt davon abhalten wolle; eine christliche Obrigkeit aber schuldig sey, ihre Unterthanen dabey zu schützen: so hätten sie sich allein zur Gegenwehr und Rettungsweise mit einander vereinigt, daß sie demjenigen, der um gedachter Ursache Willen, oder wegen einer Sache, die aus der Religionsangelegenheit folgte, wenn gleich ein anderer Vorwand dazu gebraucht würde, angegriffen werden sollte, alle unverzüglich beistehen wollten. Dieser Bund sollte weder gegen den Kaiser, noch gegen einen andern Reichsstand, gerichtet seyn, und sechs Jahre fortdauern; wenn aber ein aus der genannten Ursache entstandener Krieg während dieser Zeit nicht geendigt würde; so sollten die Theilnehmer doch verbunden bleiben; übrigens aber sollten auch andere, die das Evangelium angenommen hätten, Mitglieder desselben werden.

Immer glaubten manche dieser Bundsgenossen, daß der Landgraf allein, wider ihre Hauptabsicht, geneigt sey, einen würklichen Angriff auf die Gegenpartey vorzunehmen. Daher gab sich der Kurfürst von Sachsen alle Mühe, die Hitze desselben zu dämpfen, und ließ ihm besonders ein aufgefangenes Schreiben des Papstes an den Kaiser zeigen, worinne nur von einer anzustellenden Kirchenversammlung, nicht vom Kriege

mit

mit den Ketzern, die Rede war. In der That, wenn auch der Kaiser im vorhergehenden Jahre entschlossen gewesen seyn sollte, die Evangelischen zu bekriegen, (obgleich schon die Drohungen einer solchen Uebermacht ihm sehr würksam scheinen mußten,) so war es doch jezt nicht mehr glaublich, daß eine so fest verbundene Parthey als nunmehr die evangelische war, die bereits im Begriff stand, Könige auf ihre Seite zu ziehen, und darunter den französischen, den Hauptfeind, welchen der Kaiser in Europa hatte, zu einer Zeit, da die Türken die Waffen seines Bruders, gegen die Gränzen von Deutschland zu, beschäftigten, und die römischkatholischen Reichsstände weder gesonnen noch dazu gerüstet waren, ihre Mitstände anzufallen, dieses jezt zu befürchten habe. Dagegen stärkte sich der Landgraf mit seinen Bundsgenossen auf einer neuen Versammlung, welche sie im Junius des Jahrs 1531. zu Frankfurt am Mayn hielten. Sie beschlossen hier, weiter nicht, wie bisher, auf die völlige Gleichförmigkeit der Religionscärimonien in ihren Ländern zu dringen, damit nicht durch einen solchen Zwang ein neues Papstthum eingeführt würde. Einen seiner Hauptwünsche konnte der Landgraf freylich auch auf dieser Versammlung nicht in Erfüllung bringen: die auch von vielen Reichsstädten gewünschte Aufnahme der schweizerischen Zwinglianer in den Bund, ohne Uebereinstimmung in der Lehre vom heiligen Abendmahl. Doch trug er in eben diesem Jahre den Strasburgern auf, dreytausend Mann Fußvolk auf seine Kosten zum Beistande der Basler zu werben.

Noch waren die Bundsgenossen zu Frankfurt am Mayn beisammen, als ihnen der Landgraf nebst dem Kurfürsten von Sachsen meldete, daß die Kurfürsten von Maynz und von der Pfalz ihre Vermittelung zum Frieden mit dem Kaiser, auf dessen Erlaub-

niß,

niß, angeboten hätten. Eine so schnelle Würkung that der schmalkaldische Bund, und der Ruf, in welchem der Landgraf stand, sobald es nöthig war, der erste im Felde zu seyn. Man nahm dieses an; aber nur mit der Bedingung, daß der Kaiser sogleich den gerichtlichen Händeln, die wider sie am Reichskammergerichte angebracht worden waren, Einhalt thun sollte. Auch rieth der Landgraf, während dieser Unterhandlungen gerüstet zu bleiben. Der Kaiser bewilligte den verlangten Befehl an das Reichskammergericht. Die Friedenshandlungen selbst wurden von den Bundsgenossen in einer vortheilhaften und entschlossenen Stellung angefangen: denn der Kurfürst und der Landgraf erklärten den vermittelnden Kurfürsten, als diese nur eine Fortsezung der Augsburger Vergleichsversuche vorschlugen, sie verlangten weiter nichts als einen sichern Frieden, und alle Freyheit für ihre Religionsübung. Sie wurden auch mit einander besonders darinne einig, nachdem sie zu Augsburg so unwürdig behandelt worden waren, weder den von dem Kaiser ausgeschriebenen neuen Reichstag zu besuchen; noch Ferdinanden als römischen König zu erkennen. Die meisten Bundsgenossen wollten zwar in Ansehung des leztern keine Schwierigkeit mehr machen; der Landgraf aber, dem ein eben nicht wahrscheinliches Gerücht zugekommen war, daß der Kaiser mit dem Könige von Frankreich wider die Evangelischen geheime Anschläge fasse, bediente sich doch desselben, um seine Parthey nicht erkalten zu lassen. Sie stellte auch noch im December des Jahrs 1531. eine neue Versammlung zu Frankfurt am Mayn an, und nahm auf derselben solche Maaßregeln, welche den Frieden, eben weil sie ihn nicht als ausgemacht nahe annahm, nur desto mehr beförderten. Man sezte fest, daß, wenn man in einen Krieg verwickelt würde, die Fürsten des Bundes die Hälfte

der

der Kosten, und die andere die Städte in demselben tragen sollten; zugleich wurden der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf zu Oberhäuptern des Bündnisses gewählt. Die wahren Gesinnungen des Königs von Frankreich zeigten sich nun deutlicher; er arbeitete der Wahl Ferdinands entgegen; und da selbst die Herzoge von Baiern mit derselben unzufrieden war: so glaubten die Häupter des schmalkaldischen Bundes desto mehr, daß man fortfahren müsse, sich ihr zu widersezen. Der Kaiser, dem viel daran gelegen war, daß diese Parthey nicht noch mehr Reizung bekäme, sich auszubreiten, gab würklich so weit nach, daß der Zwist wegen der an seinem Bruder von sechs Kurfürsten schon im Anfange des Jahrs 1531. vollzogenen Königswahl, abgesondert von den Friedenshandlungen vorgenommen werden sollte.

So schien sich alles zu dem billigsten Frieden für die schmalkaldischen Bundsgenossen zu neigen; und doch ließen sie, sehr wider den Willen des Landgrafen, sich die erwünschte Gelegenheit dazu von einer Hauptseite aus den Händen entwischen. Die Evangelischen hatten bisher immer ihre Sorgfalt auch auf diejenigen erstreckt, die erst in der Folge ihren Glauben annehmen würden. Als daher die Friedensmittler diese ausgeschlossen wissen wollten: widersprach man ihnen anfänglich sehr eifrig; es war beinahe schon entschieden, daß man sich den Frieden nicht anders als in jener Ausdehnung gefallen lassen würde. Auf einmal gab der Kurfürst von Sachsen hierinne nach, weil Luther, der selbst ehemals mit seinen Amtsgenossen dieser Meinung gewesen war, dieselbe jezt geändert hatte. Ungemein froh darüber, daß den damaligen evangelischen Ständen, nach so trüben Aussichten seit dem Augsburger Reichstage, ihre ungestörte Religionsfreyheit von dem Kaiser bewilligt werden sollte, und sehr besorgt, daß,

wenn man unveränderlich darauf dringen wollte, dieselbe auch allen denen zu versichern, die künftig die Reformation in ihrem Gebiete einführen würden, der Friede nicht zu Stande kommen, sondern gleich ein Religionskrieg ausbrechen werde, rieth er seinem Landesherrn, diesen unglücklichen Folgen vorzubeugen, nicht so gar spitzig und genau dabey zu verfahren; sondern Gott auch etwas zu vertrauen. Es war eine verzeihliche, zum Theil aus einer edeln Quelle fließende Schwachheit, die Luther hierbey begieng. Er kannte die Rechte der Fürsten in Religionssachen noch nicht in ihrem ganzen Umfange; nicht einmal hinlänglich die damalige Lage und Stärke seiner Parthey; als Theologe konnte er sich nicht immer die Verbindung einer würdigen Staatsklugheit mit Friedensliebe und Frömmigkeit überhaupt, leicht genug denken. Die Fürsten und ihre Räthe hätten diese Mängel ersezen sollen. Allein der alte Kurfürst näherte sich seinem Ende, und war daher, aus Begierde nach dem Frieden, für das ihm von Luthern zugeschickte Bedenken sehr empfänglich. Er sandte es an seinen Kurprinzen, Johann Friedrich, der bey der Versammlung von Gesandten der vermittelnden Kurfürsten und evangelischen Stände, welche im Frühjahr 1532. zu Schweinfurt, einer Reichsstadt in Franken, gehalten wurde, den Vorsiz führte. Das Bedenken fand beinahe bey keinem evangelischen Gesandten einigen Beifall. Der Landgraf hatte bereits vorher von den Theologen seiner Länder, unter denen Schnepf der ansehnlichste war, ein Gutachten über diese Frage gefordert; es entfernte sich aber sehr von Luthers Meinung. Sie behaupteten, daß man ohne Verlezung der christlichen Liebe, künftigen Anhängern der Reformation den Genuß des Friedens nicht entziehen könne: und außer ihren Gründen bemerkten sie noch, daß manche hanseatische Städte, die

erst

erst vor kurzem zur Reformation übergetreten waren, es vergeblich gethan haben würden, wenn man nicht diesen Grundsaz längst angenommen hätte. Der berühmte Lehrer im Lüneburgischen, Urbanus Regius, erklärte sich in einem beredten Schreiben an den Landgrafen auf gleiche Art. Besonders aber bestritt der hessische Kanzler, Johann Feig von Lichtenau, Luthers Gründe. Er zeigte unter andern, wie beklagenswerth das Schicksal der Einwohner von Amöneburg, Frizlar und mehrerer dem Kurfürsten von Maynz unterworfenen Oertern an der hessischen Gränze werden müßte, wenn man jenen folgte. Die Einwohner derselben wären bisher in die benachbarten hessischen Kirchen gegangen; die vorgeschlagene Einschränkung aber werde ihnen diese Freyheit rauben, und sie zur römischen Kirche zurücknöthigen. Der Landgraf selbst hatte noch seine eigene Ursache, warum er denen, welche in der Folge dem augsburgischen Bekenntnisse beitreten würden, den Antheil am Frieden vorbehalten wollte. Er war schon darauf bedacht, dem Herzoge von Würtenberg wieder zu seinem Lande zu verhelfen; dieser sollte auch den schmalkaldischen Bund verstärken: und er wollte eben deswegen den Frieden nicht übereilt wissen, damit durch denselben noch mehr römisch-katholischen Ständen der Uebertritt zur evangelischen Kirche erleichtert würde. Der Landgraf schrieb daher etwas hizig an den Kurfürsten: „Wenn unser Glaube „gegründet und wahr ist, warum bedenken wir uns „denn, andern den Zutritt zu demselben zu verschaf„fen?“ Darauf antwortete ihm der Kurfürst, er könne die Gründe seiner Theologen nicht widerlegen; man dürfe auch Gott nicht versuchen; er werde zwar bey dem Kaiser für alle seine Glaubensgenossen fürbitten; es sey genug, in kein Verbot wider sie zu willigen; allein ihrentwegen Krieg anzufangen, sey er nicht schuldig,

indem ihn der Bund nur gegen die damaligen Bundsgenoſſen verbindlich mache. Dagegen verſicherte ihm der Landgraf, er werde allen beiſtehen, es bleibe Leib und Gut wo es wolle; der Kurfürſt ſey eben dazu verbunden, und dürfe einen zeitlichen Frieden nicht dem ewigen vorziehen; es würde gottlos und ungerecht ſeyn, ſich von den andern zu trennen; er müſſe ihm ſogar ſeinen dabey erlittenen Verluſt erſezen; endlich beklagt er ſich, daß die Räthe des Kurfürſten ihm übermäſſige Kriegsluſt beilegten.

Ohngeachtet dieſes Widerſpruchs des Landgrafen, mit dem hierinne mehrere evangeliſche Stände gleichſtimmig dachten; und obgleich die Mittler im Nahmen des Kaiſers lange ſo günſtige und ſichere Bedingungen nicht anboten, als man bey größerer Einigkeit und Feſtigkeit der Parthey hätte erwarten können; wurde doch, nach dem Willen des Kurfürſten von Sachſen, auf einer andern Verſammlung zu Nürnberg, am 23. Julius des Jahrs 1532. der Friede geſchloſſen. Man nennt ihn davon den Nürnberger oder den erſten Religionsfrieden. Der Inhalt deſſelben war, daß, weil die Gefahr vor den Türken für Deutſchland immer dringender werde, man, um denſelben nachdrücklichern Widerſtand leiſten zu können, mit Bewilligung des Kaiſers, obgleich die Religionsſtreitigkeiten noch nicht verglichen wären, einen allgemeinen Frieden errichten wolle; ſo daß niemand, bis eine Kirchenverſammlung in einem halben Jahre ausgeſchrieben, oder andere Anſtalten getroffen würden, ſeines Glaubens wegen angegriffen werden ſollte. Der Kaiſer verſprach zugleich, bis auf eben dieſelbe Zeit alle von dem Reichsfiſcal und andern wider die Evangeliſchen erhobene Klagen ruhen zu laſſen. Dagegen erklärten ſich dieſe bereit, dem Kaiſer Hülfsvölker wider

die

die Türken zu schicken, und erwarteten noch andere vortheilhafte Bewilligungen des Kaisers. Der Kurfürst von Sachsen und sein Kurprinz, ein Markgraf von Brandenburg, drey Herzoge von Braunschweig, ein Fürst von Anhalt, zwey Grafen von Anhalt, und vier und zwanzig Städte, schlossen diesen Frieden mit den vermittelnden Kurfürsten. Zwar wurde ihnen durch denselben nur eine kurze Sicherheit zugesagt; manches hieng noch von den Bestimmungen des Kaisers ab: und er gewann eigentlich allein einen neuen Vortheil; nicht die Parthey, der man nur nicht sogleich nehmen wollte, was sie schon durch ihren Bund behauptete. Allein sie bekam doch unaufhörlich durch neue Mitglieder mehr Stärke; der Friedensschluß verbot ihr nicht, dieselben aufzunehmen: und auf diesem Wachsthum, wie auf ihrer Einigkeit, beruhte ihre Sicherheit am meisten. Wenn dieser Friede unter der Erwartung ausfiel; so war er doch immer die erste gesezmäßige Begünstigung der Reformation im deutschen Reiche.

In dem Friedensschlusse selbst wurde ausdrücklich gemeldet, daß die Gesandten des Landgrafen nicht bevollmächtigt wären, denselben anzunehmen; vielmehr ihre Einwendungen dawider schriftlich übergeben hätten; doch nicht ohne Hoffnung, daß ihr Fürst sich dazu entschließen werde. Er stritt jezt in noch heftigern Briefen über diesen Frieden mit dem Kurprinzen von Sachsen, als vorher mit dessen Vater, weil jener ihm geschrieben hatte, der schmalkaldische Bund lege keine Verbindlichkeit wegen künftiger Mitglieder auf. Der Landgraf antwortete darauf, er habe keine Doctoren, die so spizfindig mit Worten umgehen könnten; aber auch diese wären nicht unfehlbar, und der Menge weiche er nicht; von Luthers Bedenken halte er, bey aller übrigen Hochschäzung desselben, gar nichts; denn es

komme mit der heiligen Schrift nicht überein; diejenigen welche demselben gesagt hätten, „der Landgraf wolle „im Blute waten, bis an die Sporen,“ verdienten eben so behandelt zu werden, wie der Herzog Georg von Sachsen durch Luthern; der Kurfürst hätte sich seines Rechts, neue Mitglieder in ihren Bund aufzunehmen, nicht begeben sollen; der geschlossene Friede sey unsicher und löchericht; der Kaiser wolle ihn sogar geheim gehalten wissen; die Eilfertigkeit, mit welcher der Kurfürst dabey gegen die Vorstellungen des Landgrafen und der Städte verfahren habe, sey nicht redlich; vielleicht wären Furchtsamkeit und Nebenvortheile dabey in Betrachtung gekommen; daher er ihm mehr Standhaftigkeit bey der Wahlsache empfehle. Unterdessen starb der Kurfürst am 16. August des Jahrs 1532. Sein Sohn und Nachfolger, Johann Friedrich, nannte das Schreiben des Landgrafen in seiner Antwort unbesonnen und übereilt; schlug aber vor, daß eine Anzahl Räthe von beiden Seiten den ganzen Streit schlichten möchten. Jezt, da Philipp von dem Tode des Kurfürsten Nachricht erhielt, gab er ihm nicht allein gegen dessen Sohn große Lobsprüche; sondern erkannte auch, etwas übereilt und unbedachtsam, wiewohl nicht ungereizt, geschrieben zu haben; ließ sich zwar die Zusammenkunft ihrer Räthe gefallen, die sie auch beide am Ende des Jahrs mit einander verglichen; hörte aber doch nicht auf, den Frieden unbedachtsam, schimpflich und spöttlich zu nennen.

Er unterzeichnete ihn gleichwohl am 13. August dieses Jahrs: und noch ehe dieses geschah, erfüllte er schon eine Bedingung desselben. Nachdem er seine Landstände zu Homburg versammelt und so weit gebracht hatte, daß sie die erste Türkensteuer, zwey Pfennige von einem Gulden, bewilligten: schickte er

am

am 3. August eine starke Schaar Reuter und Fußvolk nach Ungarn, um wider die Türken zu dienen. Es fehlte wenig, so hätte er, da der Friede noch nicht geschlossen war, dem Grafen Johann von Zapolya, Ferdinands Mitbewerber um das Königreich Ungarn, einige Reuterey gesandt, unter dem Vorwande, damit dieser nicht Hülfe bey den Türken suchen dürfte. Der Kurfürst Johann schlug den Durchzug für diese Reuter ab: und der Landgraf, der wenigstens hatte zeigen wollen, was er gegen das österreichisch-kaiserliche Haus zu thun im Stande sey, unterstützte dasselbe nunmehr desto geschwinder. Aber bald bestätigte sich das Mißtrauen, welches er gegen den Frieden geäußert hatte. Auf einem gleich darauf zu Regensburg gehaltenen Reichstage wurde in dessen Schlusse des Friedens und der Evangelischen, die ihn eingegangen hatten, ganz und gar nicht gedacht; daher dieser Schluß auch von diesen nicht angenommen wurde. Der Kaiser genehmigte zwar den Frieden; allein beym Reichskammergerichte liefen die wider sie angebrachten rechtlichen Händel immer fort. Als der Kaiser solches endlich verbot; wollte er doch keine nähere Bestimmung hinzufügen: daher änderte das Reichsgericht nichts in seinem Verfahren, unter dem Vorwande, daß die Processe, welche es annähme, nicht den Glauben, sondern nur Güter und Einkünfte, beträfen. Es kam also noch ferner, nicht sowohl auf den neugestifteten Frieden, als auf die geschickten Maßregeln an, welche die schmalkaldischen Bundsgenossen beobachten würden, um sich in einem solchen Ansehen zu erhalten, daß ihre Gegenparthey sehen konnte, sie wären im Stande, sich selbst Recht zu verschaffen. Die Versammlung, welche sie im November des Jahrs 1532. zu Braunschweig hielten, sollte insonderheit dazu dienen, die sächsischen und hanseatischen Städte fester an den Bund

zu knüpfen. Der Landgraf schloß besonders um gleiche Zeit mit seinen Nachbarn, den Kurfürsten von Maynz, Trier und Pfalz, ingleichen mit dem Bischof von Würzburg, einen Vertrag, durch welchen sie sich alle anheischig machten, einander schleunigen Beistand zu leisten, wenn einer von ihnen angegriffen würde. Nicht nur der damalige Zustand von Deutschland überhaupt unter einem sehr schwankenden Frieden, veranlaßte diese Verbindung; sondern sie sollte auch dem Landgrafen seinen wichtigen Entwurf in Ansehung des Herzogs von Würtenberg ausführen helfen: und sie hat sowohl diese als andere Würkungen gethan.

Eine neue und gewissermaaßen unerwartete Erscheinung war für ihn die Ankündigung einer Kirchenversammlung in den ersten Tagen des Jahrs 1533; aber er und seine Bundsgenossen waren doch auf dieselbe sehr wohl gefaßt. Sie hatten sich schon mehrmals auf eine solche Versammlung von Lehrern beider Religionspartheien berufen, um ihren großen Zwist mit der päpstlichen Kirche beizulegen. Man kannte seit vielen Jahrhunderten kein anderes und besseres Mittel, Glaubensstreitigkeiten zu endigen; und dennoch war eben dieses nach der Art, wie es gebraucht wurde, eines der schlechtesten und unglücklichsten. Die Evangelischen wollten es freylich nach sehr veränderten Grundsäzen und Einrichtungen genüzt wissen; daher hat man mit Recht gesagt, daß eine solche Kirchenversammlung, wie sie von ihrer Gegenparthey verlangten, nimmermehr zu Stande kommen würde. Als daher der Papst, auf dringendes Anhalten des Kaisers, aber keineswegs nach seiner Neigung, (weil er befürchten mußte, daß die durch die Reformation auf mehrern Seiten gestiftete Veränderung der Gesinnungen ihm weit weniger als seinen Vorgängern erlauben würde,

Herr

Herr von einer Kirchenversammlung zu seyn,) dieselbe den Evangelischen nunmehr anbot: so vereinigte sich der Landgraf gar bald mit den übrigen zu folgender Antwort. Nicht in Italien, sondern schlechterdings in Deutschland müßte die Kirchenversammlung gehalten werden; den Papst könne man auf derselben nicht als Richter, sondern nur als Parthey ansehen; und eben so wenig könne man sich im voraus verbindlich machen, allen Schlüssen über die Religion zu gehorchen, welche auf dieser Versammlung abgefaßt werden dürften. Es gab dem Anschein nach, wie man oben gesehen hat, noch eine Haupturſache, warum die Evangelischen eine Kirchenversammlung so weit hinaussezen sollten, als es ihnen möglich war: der Nürnberger Friede sollte mit derselben aufhören. Allein diese Besorgniß konnte bey ihnen nicht zur starken Triebfeder werden, wenn sie anders ihre Kräfte fühlten.

Daß Philipp dieses besondere Selbstgefühl hatte, bewies er auch um diese Zeit durch die eigenen Maaßregeln, die er so gern mit den allgemeinen und öffentlichen seiner Parthey verband. Er reiste gegen das Ende des Jahrs 1533. nach Lothringen zu einer Unterredung mit dem Könige von Frankreich. Wenn man einem Schriftsteller von großem Ansehen, Paul Sarpi, glaubt: so machte die vorgeschlagene Kirchenversammlung einen Theil ihres Inhalts aus. Der Papst, schreibt er, hatte den König ersucht, es dahin zu bringen, daß die evangelischen Stände, vornehmlich der Landgraf, nicht weiter eine Kirchenversammlung so eifrig begehren; sondern ein anderes Mittel ausfindig machen möchten, um die Religionshändel zu unterdrücken; mit beigefügtem Versprechen, zu rechter Zeit auch das Seinige dazu beizutragen. Dieses that auch der König; allein der Landgraf versicherte ihm, daß

nur durch eine solche Versammlung ein bürgerlicher Krieg in Deutschland verhütet werden könne: und als der König darauf drang, daß sie wenigstens in Italien gehalten werden möchte, antwortete ihm der Landgraf, dieses würde die Folge haben, die Deutschen an Leib und Geist in Knechtschaft zu ziehen; alles was sie zugeben könnten, wäre ein freyer Ort außerhalb Italien. Doch außerdem daß Sleidan, Philipps Zeitgenosse, in seiner Nachricht von der Unterredung beider Fürsten nichts von allem diesem weiß, ist es auch höchst unwahrscheinlich, daß der Papst seine Abneigung gegen die Kirchenversammlung dem Landgrafen so deutlich sollte zu erkennen gegeben haben. Vielmehr erzählen die französischen Geschichtschreiber, ihr König habe dem Landgrafen den Antrag gethan, daß seine Parthey die oftgenannte Versammlung nach den vom Papste vorgelegten Bedingungen annehmen möchte.

Eigentlich war es also wohl die Wiedereinsezung Ulrichs, Herzogs von Würtenberg, in den Besiz seines Landes, weswegen Philipp sich mit dem Könige besprach. Schon im Jahr 1519. wurde Ulrich, weil er die schwäbische Reichsstadt Reutlingen überwältigt und zur Huldigung genöthigt hatte, von dem schwäbischen Bunde, während des deutschen Zwischenreichs, aus seinem Herzogthum vertrieben. Vergebens schloß er ein Bündniß mit dem Landgrafen, durch welches sie sich einen Beistand von Kriegsvölkern zusicherten. Weder dieses noch ein verlangtes Darlehn konnte ihm der Landgraf leisten, weil ihn der Sickingische Krieg und andere Händel selbst zu sehr angriffen. Der schwäbische Bund verkaufte das Herzogthum, um seine aufgewandten Kriegskosten zurück zu bekommen, im Jahr 1520. an den Kaiser; welcher es in der Folge seinem Bruder Ferdinand gab. Ulrich nahm seine Zuflucht

flucht an den Hof des Landgrafen, mit dem er durch Verwandtschaft und Freundschaft verbunden war: und dieser, der ihn mit Abkürzung seines Nahmens, seinen lieben Utz nannte, versuchte viele Jahre nach einander alles, um ihm sein Land wieder zu verschaffen. Im Jahr 1526. wandte er bereits mit andern Reichsständen solche Bemühungen bey Ferdinanden an; besonders veranlaßte er eine Zusammenkunft mehrerer Fürsten zu Marburg, welche diesem Könige Hülfe wider die Türken versprachen, wenn dem Herzoge sein Gebiet eingeräumt würde. Dem Kaiser that er nebst andern Reichsfürsten eben so fruchtlose Vorstellungen darüber; es schien nicht bloß hart und ungerecht, sondern auch mit der kaiserlichen Wahlcapitulation streitend zu seyn, daß dem Herzoge sein Land so eigenmächtig auf immer entrissen, und dem Hause Oesterreich zugetheilt wurde. Da alle Unterhandlungen nichts halfen, und der Landgraf mehr als einmal in den Verdacht kam, daß er an Statt derselben die Waffen gebrauchen werde: suchte ihn das kaiserliche Reichsregiment davon abzuschröcken. Es drohte ihm mit der Reichsacht, wenn er den Herzog, der selbst von derselben getroffen worden war, noch ferner an seinem Hofe dulden und schüzen würde. Hierauf antwortete der Landgraf muthig, dieses Urtheil wider den Herzog sey widerrechtlich; man habe ihm auch nicht einmal verstattet, sich gesezmäßig zu vertheidigen; er habe ihn nicht an seinen Hof gezogen, noch auf eine für den Kaiser und dessen Bruder nachtheilige Art unterstüzt; da aber andere Fürsten demselben ihre Fürsprache hätten angedeihen lassen: so werde es wohl ihm, dessen Anverwandten, vergönnt seyn, dem Herzoge den nothdürftigen Unterhalt zu reichen. Endlich hatte es das Ansehen, daß alle Hoffnung für den Herzog verloren sey, indem der Kaiser, ob sich gleich Philipp desselben mit andern Ständen in den Jahren 1529.

und

und 1530. nochmals nachdrücklich annahm, gleichwohl im leztern Jahre seinen Bruder mit dem Herzogthum Würtenberg feyerlich belehnte. Der Herzog hatte zwar in eben diesem Jahre 1530. ein Bündniß mit dem Landgrafen und dem Herzoge Heinrich von Braunschweig geschlossen, in welchem ausgemacht worden war, daß sie, wenn bey dem Kaiser nichts auszurichten wäre, ihm bewaffnet beistehen, und noch andere Fürsten in diesen Bund ziehen wollten. Als aber Philipp dem Herzoge von Braunschweig anlag, sein Versprechen zu erfüllen: bediente sich dieser dafür allerhand Ausflüchte; er erneuerte das Bündniß; aber ohne Würkung. Nachdem noch andere solche Versuche mißlungen waren, trachtete der Landgraf von dem Kurfürsten von Sachsen im Jahr 1531. tausend Reuter zu erlangen, und demselben die Beschüzung seiner Länder zu übertragen, während daß er mit einem Heere ins Würtenbergische eindringen wollte. Allein der Kurfürst schlug ihm beides ab, und widerrieth ihm vielmehr diese Unternehmung. Darauf bemühte sich der Landgraf, den nichts von seinem Entwurfe abwendig machen konnte, auf einer andern Seite für denselben zu arbeiten, indem er Ulrichen mit seinen Schwägern, den Herzogen von Baiern, auszusöhnen suchte, wobey er sogar Darmstadt oder Rheinfels zum Unterpfande der sichern Beobachtung des Vergleichs anbot. Auch dieses schlug fehl; und eben so der Kunstgriff, den Ulrich mit Einwilligung des Landgrafen gebrauchte, Ferdinanden eine erdichtete Nachricht von einem mächtigen wider das Haus Oesterreich zu errichtenden Bund hinterbringen zu lassen; wiewohl der Gegner dieses Königs, der Graf von Zapolya, würklich dem Landgrafen und seinen Bundsgenossen eine Verbindung antragen ließ. Was zulezt noch die Absichten des Landgrafen begünstigte, war die Erlöschung

des

des Schwäbischen Bundes im Jahr 1533. dessen Erneuerung er eben so eifrig, und wegen gleicher Gesinnungen vieler Stände von beiden Religionen, glücklich hemmte, als der Kaiser und sein Bruder dieselbe zu befördern suchten. Er war selbst seit dem Jahr 1519. ein Mitglied dieses Bundes gewesen; hatte ihn aber vor einiger Zeit verlassen.

Unter diesen Umständen reiste er zu dem Könige von Frankreich. Dieser Fürst hatte schon ehemals hunderttausend Kronen zur Unterstüzung eines Bündnisses versprochen, welches der Landgraf mit einigen über die Königswahl Ferdinands mißvergnügten Reichsständen entwarf. Jezt brachte es der Landgraf dahin, daß der König diese Geldsumme zur Eroberung des Herzogthums Würtenberg hergeben wollte, wofür ihm die dazu gehörige Grafschaft Mümpelgard als ein Unterpfand mit der Bedingung angewiesen wurde, daß, wenn sie nicht in drey Jahren eingelöset würde, der König sie behalten sollte; der auch noch eine ansehnliche Summe bewilligte, deren Erstattung er nicht einmal verlangte. Nunmehr rüstete sich Philipp unverholen zum Kriege. Ferdinand, der von den Türken noch immer gehindert wurde, die ungrische Krone völlig zu behaupten; für den auch der schwäbische Bund weiter keine Vormauer seiner würtenbergischen Besizungen abgab, that, was sich nur bey der Abwesenheit des Kaisers in Spanien, zur Rettung derselben vornehmen ließ. Er forderte die ansehnlichsten Reichsfürsten auf, dem Landgrafen, bey Verlust aller ihrer Rechte, den Durchgang zu versagen; oder sonst sich wider ihn und seine Freunde in Bewegung zu sezen. Bald kamen auch Befehle von dem Kaiser an die Reichsstände, daß sich niemand unterstehen sollte, das Haus Oesterreich oder einen Mitstand anzugreifen, ingleichen an das

Kammer-

Kammergericht, daß es für die Erhaltung des Landfriedens ſtreng ſorgen ſollte. Dieſes höchſte Reichsgericht, das zu Worms ſeinen Siz hatte, ſandte auch ſogleich acht Boten zu Pferde an den Landgrafen, um ſeinen Zug zurückzuhalten. Er war eben im Begriff, im April des Jahrs 1534. mit ohngefähr zwanzigtauſend Mann (denn eine andere Berechnung ſeines Kriegsheeres auf fünf und dreyſſig tauſend Mann iſt wahrſcheinlich viel zu groß,) von Caſſel aufzubrechen; bis dahin mußten die Boten warten. Ferdinand befohl zwar ebenfals dem Kammergerichte, daß es mit dem Landgrafen, wie mit einem Störer des Landfriedens, verfahren ſollte, weil er einen geächteten Fürſten wieder einſezen wollte; es ergiengen auch wider ihn und ſeine Feldherren Strafverordnungen des kaiſerlichen Fiſcals. Unterdeſſen ſezte er ſeinen Zug ohne Bedenken fort, nachdem er vorher zugleich mit dem Herzoge, der ihn begleitete, Schreiben an den Kaiſer, deſſen Bruder, ihre Mitſtände, und die Regierungen einiger benachbarter Länder abgelaſſen hatte, worinne ihre Abſichten bekannt gemacht und vertheidigt wurden. Dem Kammergerichte antwortete er nicht nur, daß ſein Betragen dem Landfrieden gemäß ſey; ſondern auch, daß deſſen Gerichtsbarkeit zu Ende ſey, indem es die ſchmalkaldiſchen Bundsgenoſſen nicht mehr anerkenneten. Als ihm dem ohngeachtet eine Ladung auf die Acht zugeſchickt wurde; ſagte er zu dem Boten, es ſey ein guter Brief; ließ einen Empfangsſchein darüber ausſtellen, und ernannte einige Räthe, um ſeine Sache vor dem Kammergerichte zu führen; ohne daß weiter Folgen daraus entſtanden wären.

Damals war der Pfalzgraf Philipp, der vor etlichen Jahren die Türken mit ſo vielem Muthe genöthigt hatte, die Belagerung von Wien aufzuheben, in

Ferdis

Ferdinands Nahmen Statthalter des Würtenberschen. Er hatte kaum vierzehntausend Soldaten zur Beschützung des Herzogthums aufbringen können; bey Lauffen im Würtenbergischen, nicht weit von Hailbronn, stießen die beiden Kriegsheere auf einander. In der Schlacht welche am 13. May zwischen ihnen geliefert wurde, ließ der Landgraf seine Kriegsvölker eine verstellte Flucht ergreifen. Die Würtenberger, welche ihnen sogleich nachsezten, wurden dadurch aus ihrer vortheilhaften Stellung gezogen; fielen aber auch in einen Hinterhalt, und wurden von den Hessen, welche wieder Stand hielten, gänzlich geschlagen. Weil sie meistentheils gebohrne Unterthanen des Herzogs waren, bewog dieser den Landgrafen, sie nicht verfolgen zu lassen. Sie benüzten diesen großen Sieg zur Eroberung des ganzen Herzogthums, welche bald vollendet wurde. In diesem Fortgange begriffen, boten sie Ferdinanden einen Vergleich an, wenn er dem Herzoge den ruhigen Besiz seines Landes überlassen wollte; erklärten sich aber auch zu einer rechtlichen Untersuchung willig. Ferdinand nahm die angetragenen Unterhandlungen an; zumal da der Landgraf mit dem Herzoge einen Einfall in die benachbarten vorderösterreichischen Länder in Schwaben drohte. Da auch die Mißhelligkeiten wegen der römischen Königswahl noch nicht gänzlich beigelegt waren: so wollte der Landgraf den Kurfürsten von Sachsen in den zu stiftenden Frieden ebenfals eingeschlossen wissen. Der Kurfürst von Maynz und der Herzog Georg von Sachsen vermittelten denselben; er kam bereits am 29. Junius des Jahrs 1534. zu Cadan in Böhmen zu Stande. Dieser Friede stillte die Besorgnisse der evangelischen Parthey, daß aus dem Feldzuge des Landgrafen ein allgemeiner Krieg hervorbrechen dürfte, und rechtfertigte die Klugheit der Maaßregeln, mit welchen er ihn zur

bequem-

bequemsten Zeit, mit einer Schnelligkeit, welche nichts aufhalten konnte, sowohl zur Rettung eines gemißhandelten Freundes, als um dem schmalkaldischen Bunde und seiner Parthey überhaupt ein neues Ansehen zu verschaffen, unternahm. In dem Cadaner Frieden wurde unter andern auch folgendes, woran der Landgraf einen besondern Antheil nahm, ausgemacht. Niemand soll wegen der Religion gewaltsam behandelt, oder vor Gerichte verklagt; sondern der Nürnberger Friede soll genau beobachtet werden. Ferdinand soll an Statt des Kaisers dem Kammergerichte verbieten, keine Processe gegen die Evangelischen zu erregen oder anzunehmen. Die schmalkaldischen Bundsgenossen erkannten Ferdinanden als römischen König; dieser aber versprach, bey dem Kaiser und den übrigen Kurfürsten dafür zu sorgen, daß dergleichen Wahlen künftig auf eine gesezmäßig zu bestimmende Art angestellt würden. Der Herzog Ulrich und seine männlichen Erben bekamen das Herzogthum Würtenberg als ein österreichisches Afterlehn; das heißt, sie sollten es von dem Hause Oesterreich, und dieses von dem Kaiser zur Lehn erhalten; er und der Landgraf sollten jedem das darinne weggenommene zurückgeben; niemanden zwingen, seine Religion zu verändern, und den Geistlichen ihre Güter nicht entreissen. Beide Fürsten wollten innerhalb einer gewissen Zeit den König Ferdinand entweder selbst oder durch Gesandte um Verzeihung bitten, welcher ihnen auch von dem Kaiser Vergebung auswürken wollte. Ueberdieß wollten sie von ihren Kriegsvölkern dem Könige fünfhundert Reuter und dreytausend Mann Fußvolk überlassen, welche auf ihre Kosten bey der Belagerung von Münster gebraucht werden sollten, einer bischöflichen Stadt in Westphalen, die vor kurzem von den schwärmerischen Wiedertäufern eingenommen worden war.

Erst

Erst nachdem der Landgraf das Würtenbergische beinahe ganz erobert hatte, wurde durch die Schuld eines französischen Schatzmeisters das Geld, welches sein König auf ein Unterpfand vorzuschießen versprochen hatte, gezahlt; aber auch bald wieder von dem Herzoge zurückgegeben: und nach geschlossenem Frieden erhielt er auch das verheissene Darlehn von dem Könige, das ihm nun geschenkt wurde. Der Landgraf berechnete sich mit ihm über die aufgewandten Kriegskosten, welche der Herzog in einem besondern Vertrage zu berichtigen angelobt hatte; sie betrugen über viermal hundert und vier und dreyssigtausend Gulden, und wurden nach und nach abgetragen. Aber über den Frieden selbst war Ulrich etwas mißvergnügt, weil nach demselben sein Herzogthum ein Afterlehn des Hauses Oesterreich seyn sollte. Ob ihm gleich sein Bundsgenosse zwey von seinen Räthen und Rechtsgelehrten zugefertigte Bedenken übersandte, worinne bewiesen wurde, daß dieser Umstand die Würde eines Reichsfürsten nicht entehre; so stieg doch der Unwille des Herzogs noch höher, als er entdeckte, daß der Landgraf, im Vertrauen auf seine ihm bekannte Einwilligung, diesen Punkt einem der Friedensmittler nachgelassen habe. Weil dieser auch noch fünfhundert Gulden zu den Kosten seines Rückzugs forderte: so vergaß sich endlich der Herzog so sehr, daß er seinen um ihn so verdienten Freund gegen den König von Frankreich beschuldigte, er habe bey der Verpfändung von Mümpelgard manches versehen, und einen übereilten Frieden zu seinem Nachtheil eingegangen. Philipp begnügte sich daran, ihn zu erinnern, daß er sich vor den Kunstgriffen des französischen Hofs hüten, und sich seines Vortheils wegen an den geschlossenen Vertrag halten möchte. Würklich machte ihm Ferdinand den Vorwurf, daß er denselben durch die geschwinde Einführung der Reformation in seinem Lande

verleze. Der Herzog verlangte darüber unter andern auch den Rath des Landgrafen, der ihm die Antwort schrieb, durch den Cadaner-Frieden werde ihm zwar solches nicht untersagt; aber es sey dabey viele Klugheit nöthig. Dennoch wollte der Herzog den gedachten Frieden wegen der ihm unangenehmen Bedingung der Afterlehnschaft nicht annehmen. Er weigerte sich, die Zusammenkunft zu besuchen, welche der Landgraf mit dem Kurfürsten von Sachsen und Ferdinands Räthen zu Fulda wegen einiger den Frieden betreffenden Punkte anstellte; nur trug er dem Landgrafen auf, ihn von jener Beschwerde zu befreyen. Von Seiten der baierischen Herzoge, die wider den Landgrafen deswegen aufgebracht waren, weil er, um seinen Freund Ulrich als Landesherrn wieder herzustellen, Ferdinands Königswahl genehmigt hatte, versuchte man zwar noch mehr Zwist unter den beiden Fürsten auszustreuen; es mißlang aber durch Philipps gerades Betragen gegen den Herzog.

Auch mit seinem vornehmsten Bundsgenossen, dem Kurfürsten von Sachsen, war der Landgraf über mehrere Gegenstände nicht einig; ohne darum das gute Vernehmen mit demselben aufzuheben. Jener mißbilligte den Krieg für den Herzog von Würtenberg, und wünschte, daß dessen Vortheile nur rechtlich gesucht würden. Er glaubte auch, daß ihnen der Nürnberger Friede nicht verstatte, mehrere Mitglieder in den schmalkaldischen Bund aufzunehmen; ja daß die große Menge und Verschiedenheit derselben nicht einmal nüzlich sey. Ganz anders dachte der Landgraf darüber; daher konnte in der Versammlung der Bundsgenossen zu Nürnberg im Jahr 1534. nichts von dieser Art beschlossen werden. Der Landgraf erneuerte eben deswegen um diese Zeit sein altes Bestreben, den Streit über das heilige Abendmahl beizulegen, weil der Kurfürst

mit

mit den Zwinglischgesinnten keine Verbindung vor rathsam hielt. Melanchthon reiste selbst nach Hessen, um sich mit Bucern, dem berühmten straßburgischen Theologen, über jene Lehre zu unterreden; den Schweizern waren auch solche Anträge geschehen; aber alles ohne Nutzen. Indessen schickten doch beide Fürsten gemeinschaftlich ihre Gesandten an den König Ferdinand, um sich über die fortdauernden Ungerechtigkeiten des Kammergerichts zu beschweren.

Gleich im Anfange des Jahrs 1535. fand sich Philipp in dem Lager vor Münster ein, nachdem er die versprochenen Kriegsvölker bereits dahin geschickt hatte. Die Einwohner dieser Stadt hatten vor ohngefähr vier Jahren, hauptsächlich auf seinen Antrieb, sich für die Reformation erklärt; er hatte ihnen, auf ihr Begehren, Prediger und auch Abgeordnete gesandt, welche den zwischen dem Bischof, den Ständen und der Stadt über diese Veränderung getroffenen Vergleich im Jahr 1533. befestigen halfen. Aber noch in diesem Jahre kamen einige Wiedertäufer dahin, welche durch ihre der Menge angenehme Lehren von dem nunmehr aufzuhebenden Unterschiede aller Stände, Ansehen der Obrigkeiten und Gesetze, auch von der einzuführenden Gemeinschaft der Güter, verbunden mit vorgegebenen göttlichen Offenbarungen, bald stark genug waren, um sich der Stadt bemächtigen zu können, wo sie ein vermeintes neues Reich Christi, unter der abscheulichsten Mischung von Wuth und Thorheiten aller Art, errichteten. Der Bischof von Münster bewarb sich zur Wiedereroberung seiner Hauptstadt um die Hülfe der benachbarten Fürsten, und erhielt sie auch nach und nach. Diese wegen ihrer leichten Ansteckung nicht minder furchtbaren Unruhen als der ehemalige Bauernaufstand, trugen viel dazu bey, daß der Ca-

dauer Friede so bald von Ferdinanden bewilligt wurde. Der Landgraf war noch nicht lange bey den Belagerern angelangt, als die Wiedertäufer zu Münster ihr Betragen in einem Schreiben an ihn rechtfertigten; ihm ein Buch, die Wiederherstellung genannt, übersandten, und ihn ermahnten, nicht mit den andern gottlosen Fürsten das unschuldige Volk Gottes zu bekriegen. Er las diese Schriften; beantwortete sie, und befohl auch seinen Theologen, dieses zu thun. Kaum hatten sie die Antwort erhalten, als sie ihm ein anderes Buch mit einem Schreiben zu gleicher Absicht schickten. Allein ob er gleich auch dieses durchgieng, und seinen Predigern auftrug, es zu widerlegen; so blieb er doch mit den belagernden Fürsten verbunden. Im Junius des Jahrs 1535. wurde Münster von ihnen mit Sturm erobert, und die Anführer der Wiedertäufer wurden hingerichtet. Der Landgraf ließ noch vorher einige seiner Theologen eine Unterredung mit ihnen über ihre Lehrsäze halten; aber ohne sie davon abziehen zu können. Daß sich die Wiedertäufer in dieser Belagerung vorzüglich an ihn wandten, kam ohne Zweifel davon her, weil er bisher ihre Parthey glimpflicher als alle andere Fürsten behandelt, sie nicht zum Tode hatte verurtheilen; sondern nur in Gefängnisse einsperren, und eines Bessern belehren lassen. Er war auch hierinne anders gesinnt, als der Kurfürst von Sachsen. Jezt freylich gab er völlig zu, daß die Aufruhr stiftenden Wiedertäufer mit Lebensstrafen belegt werden müßten. Hingegen behauptete er noch viele Jahre hindurch wider den Kurfürsten, daß man mit gutem Gewissen niemanden wegen Glaubensirrthümer das Leben nehmen dürfe, weil der Glaube ein Geschenk Gottes sey, das sich niemand geben könne. Wie er überhaupt bey dieser Frage sich früher von den Vorurtheilen der römischen Kirche losriß, als andere seiner

Glau-

Digitized by Google

Glaubensgenossen: so machte er auch dabey die richtige Anmerkung, eine solche Strenge gegen Irrgläubige könnte, unter dem Vorwande, daß die Evangelischen gleichfals darunter gehörten, wider diese selbst umgedreht werden.

In diesem Jahr 1535. söhnte er sich auch vollkommen mit dem Herzoge von Würtenberg aus. Es scheint nicht, daß man ihm die Ursache ihrer Uneinigkeit zuschreiben dürfe: denn nach einem solchen Angriffe auf den Regenten des Reichs, als er zum Besten seines Freundes vorgenommen, nach einem so empfindlichen Verluste, den er ihm beigebracht hatte, war es eine geringe Milderung der Empfindlichkeit desselben, daß Würtenberg ein österreichisches Lehn werden sollte: und dieses zu einer Zeit, da der Herzog ohne ihn alle Hoffnung aufgeben mußte, sein Land jemals wieder zu bekommen. Gleichwohl dauerte das Mißvergnügen des leztern eine Zeitlang fort; auch suchte Ferdinand dasselbe bis zu einer gänzlichen Trennung dieses und anderer Fürsten und Städte der evangelischen Parthey von ihren Glaubensgenossen zu benützen. Er wollte an Statt des schwäbischen Bundes einen neuen stiften. Viele Reichsstände von beiden Partheien wurden dazu eingeladen; eine nicht geringe Anzahl derselben, und darunter auch der Herzog Ulrich, kamen deswegen zu Donauwerth in den ersten Tagen des Jahrs 1535. zusammen. Aber nun machte der Einsichtsvolle Rathsherr zu Strasburg, Jacob Sturm, den Herzog auf die versteckten Absichten der vorgeschlagenen Verbindung aufmerksam, und ermahnte ihn desto nachdrücklicher, sich vereinigt mit dem Landgrafen denselben zu widersezen. Der Herzog wurde überzeugt; beide Fürsten hoben alle ihre Mißhelligkeit durch den Ausspruch gewisser von ihnen gewählter Schiedsrichter auf, und kamen überein, sich für ihre Religion noch

genauer zu vereinigen. Der Landgraf gab sich noch einmal Mühe, eine Veränderung in Absicht auf die Afterlehnschaft des Würtenbergischen zu bewürken, und blieb nicht Hoffnungslos. Ulrich ließ sich auch endlich bewegen, sein Herzogthum persönlich von Ferdinanden zur Lehn zu empfangen. Schon vorher hatte sich auch der Landgraf, nach seiner offenen Handlungsart, an den Hof dieses Königs begeben; der daher ihm und dem Herzoge die Verbindlichkeit, ihn um Verzeihung zu bitten, erließ. Zu Wien traf der Landgraf den päpstlichen Gesandten Vergerius an, der damals in Deutschland herumreiste, um die Stände zu der Kirchenversammlung geneigt zu machen, welche der Papst nach seinem Entwurfe halten wollte. Es war ihm vor andern viel daran gelegen, den Landgrafen zu gewinnen; als er aber diesen einem solchen Antrag that, antwortete ihm derselbe bloß, er wolle sich deswegen bedenken. Er berathschlagte auch darüber mit seinen Bundsgenossen zu Schmalkalden noch am Ende dieses Jahrs: und sie beschlossen abermals, keine andere als eine deutsche und durchgehendes freye Kirchenversammlung anzunehmen. Die daselbst erfolgte Aufnahme der Augsburger in das Bündniß war besonders eine Frucht seiner Empfehlung. Den neuen Kurfürsten von Brandenburg Joachim den zweyten ermahnte er, seiner Neigung zur Reformation, die er ihm schon ehemals eröffnet hatte, nunmehr würksamer zu folgen, und wenn er, wie man sagte, habe schwören müssen, daß er niemals zu den Lutheranern übertreten wolle, zu bedenken, daß es nicht auf Personen und Nahmen, sondern lediglich auf das Evangelium ankomme; sich auch nicht zu fürchten, indem das Evangelium bereits von so vielen vertheidigt werde, daß sie wohl gegen ungerechte Gewalt bestehen könnten; überhaupt sey es besser, wenn es Gottes Wille wäre, um der

Wahr-

Wahrheit Willen zu leiden, als um der Unwahrheit Willen zu herrschen, und darnach ewiglich verdammt zu seyn. Er unterstützte den Herzog von Würtenberg bey der Einführung jener Verbesserung in seinem Gebiete, indem er ihm seinen vornehmsten Theologen Schnepf zuschickte; stand auch der Stadt Frankfurt am Mayn in ähnlichen Angelegenheiten bey. Für seine Länder ließ er eine neue Policey- und peinliche Halsgerichts-Ordnung ausfertigen.

Auf der Versammlung zu Schmalkalden hatte er bereits mit seinen Bundsgenossen dasjenige vorbereitet, was sie in einer neuen Zusammenkunft zu Frankfurt am Mayn im April des Jahrs 1536. vollends zur Reife brachten. Sie erneuerten daselbst den zu Ende gehenden schmalkaldischen Bund auf zehn andere Jahre; erklärten sich bereit, jeden in denselben aufzunehmen, der das reine Wort Gottes in seinen Ländern predigen lassen wollte, und nannten den Herzog von Würtenberg, zwey Herzoge von Pommern, drey Fürsten von Anhalt, und unter den Städten, Frankfurt, Hannover, Hamburg, und andere, als neue Mitglieder. Der Landgraf hob insonderheit die Schwierigkeiten, welche sich bey der Aufnahme des Herzogs Ulrich geäußert hatten, und half die Streitigkeiten desselben mit der Reichsstadt Ulm beilegen. Da um gleiche Zeit der Kurfürst von Sachsen und der Herzog Georg, sein Vetter, Philipps Schwiegervater, wegen der evangelischgesinnten Edelleute in Georgs Gebiete, denen er die Ausübung ihrer Religion gewaltsam versagte, in einen heftigen Streit gerathen waren: so war es auch hauptsächlich Philipp, der einen Vergleich zwischen ihnen stiftete, Kraft dessen jene Edelleute im Besize ihrer Güter blieben; aber ihren Gottesdienst nur da, wo er herrschend war, halten sollten.

Er rieth eben diesem Kurfürsten zu einem Bündnisse mit Frankreich, damit dieses sich nicht mit dem Kaiser wider die Evangelischen verbinden möchte. Bey der neuen Versammlung der Bundsgenossen zu Schmalkalden im September dieses Jahrs war er auch gegenwärtig: und hier wurde erst die vollständige Ordnung des Bundes mit bestimmter Geldanlage seiner Mitglieder, Anweisung seiner Befehlshaber im Kriege, und dergleichen mehr, festgesezt. Gleich darauf schloß er nebst dem Kurfürsten von Sachsen, und andern Bundsverwandten Fürsten, ein zehnjähriges Bündniß mit dem Könige von Dänemark, Christian dem dritten, durch welches sie sich auf beiden Seiten gewaffnete Hülfe versprachen, wenn ein Theil von ihnen wegen der evangelischen Religion, oder der Königswahl Ferdinands, angegriffen werden sollte. Ja Philipp hatte schon vor kurzem dem dänischen Könige, der so viele Mühe hatte, sich auf dem Throne zu befestigen, einigen solchen Beistand geleistet. Er hatte auch noch im Jahr 1536. das Vergnügen, einen Theil seines eifrigen Wunsches erfüllt zu sehen, woran er bisher immer arbeitete, indem Strasburg und mehrere schwäbische Reichsstädte sich in der Lehre vom heiligen Abendmahl gänzlich mit Luthern vereinigten. Den darüber aufgesezten Vergleich führte er in seinen Ländern desto mehr ein, weil ihn auch hessische Theologen unterschrieben hatten, und verwies es lange darnach den Lehrern seiner Universität Marburg sehr ernstlich, daß sie noch Zänkereyen über die verglichene Lehre erregten oder unterhielten.

Diese unaufhörliche Thätigkeit des Landgrafen für die Reformation war nicht nur durch den Weg des eigenen Forschens, welchen er dabey betrat, durch die neuen und wichtigen Entdeckungen, die er darauf machte,

oder

oder bestärkt fand, und durch die rege Kraft, welche er in sich fühlte, dieselben weit herum geltend zu machen, eine seiner angenehmsten Pflichten geworden; sondern sie wurde auch durch eine Menge auf einander folgender Auftritte nothwendig. So schien es, daß die Kirchenversammlung entweder jezt oder niemals zu Stande kommen würde, da der Papst Paul der dritte sie jährlich den evangelischen Reichsständen anbot; ob er sich gleich gewissermaaßen nur die Luft machte, durch die vorausgesehene Verwerfung derselben nach seinen Anstalten, es allgemein begreiflich zu zeigen, wie wenig es seine Schuld sey, daß jene Versammlung nicht gehalten werde. Da unterdessen der Kaiser immer angelegentlicher in die Evangelischen drang, dieselbe anzunehmen: so kamen die Evangelischen im Februar des Jahrs 1537. abermals zu Schmalkalden zusammen, um darüber zu berathschlagen. Der Landgraf brachte auch eine Anzahl seiner Theologen mit dahin. Der kaiserliche Vicekanzler Held und der päpstliche Gesandte Vorstius, wiederholten daselbst den Antrag wegen der Kirchenversammlung im Nahmen ihrer Herren. Dem leztern begegneten die Oberhäupter des Bundes verächtlich genug; der Landgraf insonderheit, bey dem er Gehör verlangte, schlug ihm dasselbe ab, und gieng doch vor seinen Augen hin, um den kranken Luther zu besuchen. Man legte es beinahe darauf an, daß der Papst die Neigung verlieren sollte, die Bundsgenossen ferner durch diese ganz vergeblichen Unterhandlungen zu beunruhigen. Zwar theilten sich die evangelischen Theologen, welche zahlreich zu Schmalkalden sich eingefunden hatten, in Absicht auf das Betragen, das man über die Kirchenversammlung beobachten müsse. Die kursächsischen wollten sie nicht ganz verworfen; wohl aber nach evangelischen Grundsäzen eingerichtet wissen; hingegen behaupteten die hessischen, (und vermuthlich

war dieses auch die Meinung ihres Fürsten,) die Kirchenversammlung könne schon darum nicht angenommen werden, weil sie von dem Papste ausgeschrieben worden sey. Endlich aber vereinigte man sich doch nach sehr richtigen Gründen darinne, das Concilium ganz abzulehnen. Dieser Entschluß wurde nicht allein den zwey anwesenden Gesandten, sondern auch von den Oberhäuptern des Bundes den übrigen Kurfürsten, Königen und Freystaaten mitgetheilt. Daß man dem ohngeachtet in dieser Versammlung von den anwesenden Theologen die nachmals so berühmt gewordenen schmalkaldischen Artikel unterschreiben ließ, oder ein freymüthigeres und erweitertes Glaubensbekenntniß, das auf der Kirchenversammlung, wenn sie die Bundsverwandten beschicken sollten, wider den Papst benüzt werden könnte, kam eben daher, weil die Theologen des Kurfürsten von Sachsen vor dieser Versammlung, die Genehmigung des Concilium angerathen, und Luther daher vorläufig jene Artikel aufgesezt hatte. Sonst nahm der Landgraf auch an den übrigen muthigen Schritten seiner Parthey in dieser Zusammenkunft Antheil. Weil ihre Beschwerden über das Kammergericht bey dem Kaiser keinen Eingang fanden, und den neuen Mitgliedern ihres Bundes der Schuz des Nürnberger Friedens verweigert wurde; so erklärte sie sich, daß sie Ferdinanden keine Hülfe zum Türkenkriege schicken, und dagegen alle ihre Freunde beschützen werde. Sie nahm den Herzog Heinrich von Sachsen zu ihrem Bundsgenossen auf; auch wurde dem Landgrafen nächst dem Kurfürsten aufgetragen, die Könige von Frankreich und England möglichst auf ihre Seite zu ziehen. Doch diese beiden Fürsten hintergiengen sie, nach langen und vielversprechenden Unterhandlungen, als sie es vor dienlicher hielten, sich wenigstens auf eine Zeitlang mit dem Kaiser zu verbinden.

Auf

Auf andern Versammlungen trafen die Bundsgenossen Anstalten wegen ihres Kriegswesens, und liessen durch den Kurfürsten und Landgrafen eine Menge Befehlshaber annehmen.

Zwischen Hessen, Sachsen, und Brandenburg war bereits längst eine Erbverbrüderung errichtet worden, nach welcher, beym Aussterben eines dieser Häuser, die andern ihm in dem Besitze seiner Länder erblich nachfolgen sollten. Diese wurde im Jahr 1537. zu Zeitz erneuert; allein da ehemals dabey der Kaiser und der Papst aus der Reihe derjenigen ausgeschlossen worden waren, wider welche man sich Hülfe zu leisten versprach: so wurde jezt, auf Betrieb des Landgrafen, nur der Kaiser davon ausgenommen; ein Umstand, der den Herzog Georg von Sachsen zurückhielt, die Verbindung von neuem zu unterzeichnen. Für seine Länder verordnete der Landgraf, daß die darinne befindliche Wiedertäufer erst unterrichtet, und alsdann nur aus dem Lande vertrieben werden sollten, wenn sie widerspenstig blieben. Außerdem änderte er seine frühere Kirchenordnung im Jahr 1537. etwas durch die Eintheilung der hessischen Kirche in sechs Superintendenturen zu Marburg, Cassel, Alsfeld, Rotenburg, Darmstadt und St. Goar. Die Hauptverrichtung dieser Superintendenten sollten die wenigstens einmal in zwey Jahren von ihnen anzustellende Visitation der Gemeinen seyn, wobey sie auf Lehre, Amtsführung und Sitten der Prediger, auf das Verhalten der übrigen Kirchendiener, auf Glauben, Leben und ganze Verfassung der Gemeine, Rücksicht nehmen, die Gemeinen durch einen öffentlichen Vortrag belehren, Mißbräuche und Aergernisse entweder durch gütliches Zureden, oder, indem sie solche den sogenannten Conservatoren, auch wohl, wenn es sehr wichtige Fälle wären, der

nächsten

nächsten Kirchenversammlung, ja dem Landesherrn selbst anzeigten, abstellen sollten. Philipp hob zugleich die Kirchweihen (oder die zum Andenken der Einweihung der Kirchen gestifteten Feste,) auf; sorgte für die Besoldung der Prediger und Schulbedienten, für die Unterstüzung von Nothleidenden, und dergleichen mehr. Zwey Jahre darauf, im Jahr 1539. führte er eine Ordnung der christlichen Kirchenzucht in seinen Ländern ein, über welche seine Räthe, die Städte und der Lehrstand berathschlagt hatten. Vermöge derselben sollten in jeder Gemeine gewisse Aeltesten als Aufseher über das Betragen der Prediger bestellt; der Kirchenbann sollte nicht ohne reife Ueberlegung der Superintendenten gegen einen Lasterhaften ausgesprochen werden; aber keine Folgen auf dessen bürgerliche Rechte haben. Ueberdieß schloß der Landgraf einen Vergleich mit dem Kurfürsten und Erzbischof von Maynz, durch welchen die Ansprüche desselben auf die geistliche Gerichtsbarkeit im Hessischen zurückgenommen wurden; wiewohl sie noch in der Folge zu einem heftigen Streite Gelegenheit gaben.

Aber die allgemeine Religionssicherheit der Evangelischen in Deutschland, für welche der Landgraf so viel gearbeitet hatte, wurde jezt schwankender als jemals. Der Nürnberger Friede war von der römischkatholischen Parthey bisher wenig beobachtet worden; im Jahr 1538. brachte der kaiserliche Staatsbediente Held zu Nürnberg einen sogenannten heiligen Bund zu Stande, der die Gegenparthey noch mehr besorgen ließ. Die Erzbischöfe von Mainz und Salzburg, die Herzoge von Baiern, der Herzog Georg von Sachsen, ingleichen Erich der ältere und Heinrich der jüngere, Herzoge von Braunschweig, waren die ersten Mitglieder desselben. Sie sezten zwar dabey ausdrücklich fest, daß

daß keiner von ihnen sich unterstehen sollte, die protestirenden Stände oder ihre Unterthanen wider den gedachten Frieden feindlich zu überziehen; und daß ihr Bündniß bloß zur Vertheidigung gegen Angriffe dienen sollte, die sie wegen ihrer Religion auf mancherley Art leiden möchten. Allein es wurde doch offenbar dem schmalkaldischen Bunde entgegengestellt, der seinen Stiftern durch ganz andere Gefahren und versagte Gerechtigkeit abgedrungen worden war; auch ließ das mehr als zweydeutige Betragen des Kaisers und seines Bruders gegen sie, sehr wahrscheinlich argwohnen, diese neue Verbindung möchte wohl dazu bestimmt seyn, in einem bald wider sie zu führenden Kriege dem Kaiser die gewisseste Ueberlegenheit zu verschaffen. Ohnedem wurde fast um gleiche Zeit ein zehnjähriger Stillstand zwischen dem Kaiser und dem Könige von Frankreich geschlossen, von dem man damals glaubte, daß er den gedachten Krieg erleichtern sollte. Diese Begebenheiten machten die kurz vorher in Schreiben des Kaisers und seines Bruders an den Landgrafen ergangene Bitte um Hülfsvölker wider die Türken, welche damals Ungarn mit einer furchtbaren Macht bedrohten, desto auffallender. Der Kurfürst von Sachsen tadelte daran, daß dieser Antrag nicht auf dem Reichstage geschehen sey; sondern an einzele Fürsten gerichtet werde, um sie desto eher in die Knechtschaft zu ziehen. Unterdessen schrieb der Kurfürst von Brandenburg an ihn, um ihn zum Beistande geneigt zu machen; gestand freylich, daß die Evangelischen denselben nicht wohl leisten könnten, wenn sie nicht eines sichern Friedens genössen; sezte aber auch hinzu, daß Ferdinand, auf sein dringendes Anhalten, versprochen habe, dem Kaiser diese Angelegenheit mit Nachdruck zu empfehlen; nur möchte Johann Friedrich ihm diese Bedingungen des Friedens, die er wünschte, aufrichtig eröffnen.

Digitized by Google

eröffnen. Darauf antwortete der Kurfürst mit dem Landgrafen, sie erkenneten allerdings, daß die verlangte Hülfe keinen Aufschub leide; allein wenn sie keinen anständigen und festen Frieden erhielten: so könnten sie daran keinen Antheil nehmen; überhaupt gehöre diese Sache, wegen der großen Macht der Türken, auf einen Reichstag; sobald der Kaiser die Herzoge von Baiern und Sachsen, die Erzbischöfe und vornehmsten Bischöfe, dahin gebracht haben würde, den erwünschten Frieden festzustellen; oder wenn auch nur der Kaiser und sein Bruder denselben für sich und ihre Unterthanen bestätigten, und ihn bey den übrigen Reichsfürsten zu befördern versprächen: so hofften sie beide, daß auch ihre Bundsgenossen, gleich ihnen, Hülfsvölker wider die Türken bewilligen würden; nur müßte sich der Friede auf alle erstrecken, die seit dem Nürnberger Vertrag in ihren Bund getreten wären, oder treten würden, selbst auf den König von Dänemark. Sie wünschten zugleich, daß die zwey Oberhäupter des Reichs in dieser Absicht ihre Gesandten zu der Versammlung ihrer Bundsverwandten, welche sie auf den Julius dieses Jahrs nach Eisenach ausgeschrieben hatten, schicken möchten. Auf dieser Versammlung wurde die Schwester des Landgrafen, Elisabeth, Wittwe des sächsischen Prinzen Johann, in den schmalkaldischen Bund aufgenommen. Allein für den Frieden selbst wurde dort nichts Entscheidendes bewürkt; der Kaiser wollte nur einen Stillstand mit den Evangelischen schließen: und das auf seine, ihnen eben nicht vortheilhafte Bedingungen.

Vor dieser Zusammenkunft waren noch zwey andere im Jahr 1538. zu Herbst hergegangen, auf deren einer der Landgraf sich mit andern Fürsten vergeblich bemühte, dem Kurfürsten von Sachsen zur Wiedereinlö-

einlösung der Burggrafschaft Magdeburg, und das dazu gehörigen Grafengedings, (oder gräflichen Gerichts) zu Halle von dem Erzstifte Magdeburg zu verhelfen; auf der andern aber mit dem erstgenannten Kurfürsten beschloß, die Unterhandlungen mit Frankreich noch ferner durch Gesandte fortzusezen. Nüzlicher für die gemeine Sache mußte ihm auch in diesem Jahre, der Beitritt der schweizerischen Reformirten zu dem vor zwey Jahren zwischen Luthern und mehrern Städten im südlichen Deutschlande getroffenen Vergleich über das heilige Abendmahl vorkommen; wenn nur nicht auch hier an Statt des völligen Friedens ein blosser Stillstand vom Streite zugestanden worden wäre.

Doch gegen das Ende dieses Jahrs wurde der Landgraf, der ohnedieß so reizbar war, auf eine außerordentliche Art in Feuer gesezt. Er ritt auf die Wolfsjagd, als ihm zween Reisende begegneten, von denen der eine, ob er sich gleich vor einen kurbrandenburgischen Hofbedienten ausgab, doch als Geheimschreiber des Herzogs von Braunschweig, Heinrichs des jüngern, erkannt, und daher auf seinen Befehl angehalten wurde. Man fand bey demselben Schreiben seines Herzogs an den Kurfürsten von Mainz, und an den kaiserlichen Vicekanzler Held; ingleichen Verhaltungsbefehle, wie er mit beiden unterhandeln sollte. Dem Kurfürsten sollte er besonders melden, der Landgraf könne kaum eine Stunde des Nachts schlafen; habe nur im Holze (oder auf der Jagd) Ruhe, und werde toll werden; alsdann könne man den Sachen leichtlich rathen; es sey bereits über die Hälfte; er rüste sich gewiß zum Kriege wider den Kurfürsten oder den Herzog; daher müßte das Domcapitel zu Maynz sich bald in ihr gemeinschaftliches Bündniß begeben; denn von den Kurfürsten am Rhein sey nichts zu erwarten; aber mit

Baiern

Baiern und mit den schwäbischen Ständen werde deste mehr berathschlagt, was man zu thun habe. Dem kaiserlichen Staatsbedienten aber ließ der Herzog sagen, er hoffe, daß der Kaiser nach Deutschland kommen werde, und bitte ihn um seiner Wohlfahrt Willen, er möchte auf seinem Vornehmen beharren, so werde der Sache endlich recht gethan werden; und die großen Potentaten, die sich ihres Gemüths (oder wegen ihrer Gesinnung) bisher nicht hätten erklären wollen, würden gut auf dieser Seite werden; es wäre am besten, dem Landgrafen durch das Kammergericht befehlen zu lassen, daß er von seinen Rüstungen abstünde; gehorchte er, so könnten sie unterdessen mit ihren Anstalten fertig werden; wo nicht, so könnte den Herzogen von Baiern und Braunschweig aufgetragen werden, die wider ihn auszusprechende Achtserklärung zu vollstrecken. So feindseeligen Aeußerungen des Herzogs Heinrich gegen den Landgrafen, bewogen diesen, alles sogleich im Anfange des Jahrs 1539. seinem Schwiegervater, dem Herzoge Georg von Sachsen, zu berichten: und als ihm dieser heftige Feind der Evangelischen darinne nicht Recht gab, daß er Heinrichs Geheimschreiber angehalten, auch dessen Schriften erbrochen hätte, rechtfertigte er sich nicht allein deswegen; sondern erzählte auch dem Herzoge einige Beispiele eines ähnlichen und noch schlimmern Betragens, das Heinrich gegen ihn und andere Fürsten beobachtet habe. Er zeigte, wie er und seine Bundsgenossen zu kriegerischen Rüstungen genöthigt worden wären; wie es aber auch die Römischkatholischen in ihrer Gewalt hätten, den Frieden in Deutschland vollkommen zu versichern; und erklärte sich, daß er in sehr gutem Vernehmen mit dem Kurfürsten von Maynz stehe. So verantwortete er sich auch in Schreiben an den Kaiser, dessen Bruder, und viele Fürsten. Daraus entstand der Anfang eines

Schrift-

Digitized by Google

Schriftwechsels zwischen ihm und dem Herzoge Heinrich, der immer bitterer und anzüglicher wurde; woran auch bald der Kurfürst von Sachsen Antheil nehmen mußte. Die Gegenschriften dieser drey Fürsten, in welchen sie sich einander etliche Jahre hindurch öffentlich anklagten und verfolgten, ob sie sich gleich nur zu vertheidigen schienen, sind jezt in ihren ersten einzelen Abdrücken sehr selten; diese aber werden als sonderbare Beiträge zur Geschichte des damaligen in deutschen Staatsschriften herrschenden Wohlstandes, noch aufgesucht. Denn sie sind zum Theil so reich an den gröbsten, zuweilen auch mit biblischen Stellen belegten, Schimpfwörtern, daß man, wenn man sie gelesen hat, beinahe aufhören muß, den Theologen dieses Zeitalters wegen einer ähnlichen Schreibart, die sie oft in ihren Streitschriften anbrachten, scharfe Vorwürfe zu machen. Gleichwohl scheinen darunter die im Nahmen des Landgrafen allein ausgefertigten, ohngeachtet seiner hitzigen Gemüthsart, etwas gemäßigter ausgefallen zu seyn, als diejenigen, welche der Kurfürst und der Herzog einander entgegen gesezt haben. Der leztere, der dem Landgrafen alle seine Beschuldigungen zurückgab, behauptete insonderheit, daß er in dem, was er von demselben geschrieben hätte, einem gemeinen Gerüchte und Geschrey gefolgt sey. Allein es würde überflüßig seyn, den nach und nach sehr erweiterten Inhalt dieser auf eine große Anzahl persönlicher Vorwürfe, kleiner Begebenheiten, Rechtsfragen, und dergleichen mehr, sich erstreckender Staatsschriften, hier genau anzugeben. Sie haben ihren nicht geringen Nutzen in der deutschen Geschichte und Rechtsgelehrsamkeit; einen weit unbeträchtlichern in Philipps Lebensbeschreibung. Worauf im Allgemeinen der große Zwist beider Religionspartheien, und also auch dieser beiden Fürsten, angekommen sey, hat man bereits gesehen. Philipp wollte sich und seinen

Glaubensgenossen, durch ein mächtiges bewaffnetes Bündniß, Sicherheit und Ruhe verschaffen, weil er überzeugt war, daß sie derselben anders nicht genießen würden; Heinrich aber war bereit, dieses mit allen Kräften zu verhindern. Wenn jener durch seine kriegerische Bewegungen Verdacht und Mißtrauen erregte, die Gegenparthey, beständig auf ihrer Hut zu seyn, nöthigte, und die seinige am meisten belebte: so war hingegen Heinrich mehr vom Verfolgungsgeiste eingenommen; er hatte nicht Gewissensfreyheit zu vertheidigen, sondern wollte sie andern rauben, ohne ihnen das Recht zuzugestehen, sich dawider in Schutzwehre zu sezen.

Mittlerweile kam Philipp im Februar des Jahrs 1539. nebst dem Kurfürsten von Sachsen und den Gesandten anderer ihrer Bundsgenossen, auf dem Reichstag zu Frankfurt am Mayn vermuthlich mit so günstigen Erwartungen an, als ihnk seine Kenntniß von den Gesinnungen und Absichten des Kaisers einflössen konnte. Friedenshandlungen sollten es seyn, welche man hier vornehmen wollte; die Kurfürsten von der Pfalz und Brandenburg gaben dabey die Mittler ab. An Statt aber daß die von den Evangelischen vorgeschlagenen Bedingungen in Betrachtung gezogen worden wären, erklärten ihnen die kaiserlichen Gesandten, daß sie sich auf dieselben gar nicht einlassen könnten; warfen ihnen vielmehr vor, daß sie den Nürnberger Frieden übertreten hätten; trugen auf ein Religionsgespräch zum Vergleich beider Partheyen, und unterdessen auf einen Frieden von einem Jahre mit beschwerlichen Bedingungen an; und wenn das Gespräch seine Absicht nicht erreichen sollte, möchte der Nürnberger Friede auf die bisherige Art, (die doch so unbefriedigend war,) fortwähren. Ohngeachtet der Landgraf und seine Bundsgenossen sehr muthig darauf antworteten,

teten, unter andern, daß sie den Frieden nicht zur Beibehaltung ihrer Religion verlangten, indem sie bey dieser bleiben würden, es möchte Friede oder Krieg werden; aber daß es ein beständiger Friede seyn, oder daß er wenigstens zehn Jahre lang dauern müsse; daß sie nichts von der Aufnahme neuer Mitglieder ihres Bundes abhalten könne, und dergleichen mehr; so erlangten sie doch nur einen Stillstand von funfzehn Monathen, während dessen das Religionsgespräch gehalten, und die Evangelischen weder vom Kammergerichte, noch sonst von jemanden, ihrer Religion wegen verfolgt werden sollten. Sie konnten sich durch diese Behandlung vollkommen überzeugen, wie gegründet die Besorgnisse des Landgrafen wären, und daß man entschlossen sey, ihre Parthey nicht zu dulden; sondern nur den Angriff auf dieselbe bis zu günstigern Umständen aufzuschieben. Dieses that die Würkung, daß sie ihre Kriegsrüstungen verstärkten: und nur eine Krankheit, welche den Landgrafen überfiel, ingleichen der damals einreissende Mangel an Getreide, verursachten es, daß sie sich zu diesem Scheinfrieden geneigter bewiesen. Weder das versprochene Religionsgespräch, noch selbst die kaiserliche Genehmigung des geschlossenen Stillstandes, erfolgten in dem langen Ueberreste dieses Jahres.

Während daß noch zu Frankfurt über diesen Stillstand unterhandelt wurde, verlor der Landgraf seinen Schwiegervater, und gewann dadurch mit seiner ganzen Parthey eine ungemeine Verstärkung. Der Herzog Georg von Sachsen starb am 17. April des Jahrs 1539. Er war unter den Reichsfürsten der älteste Feind der Evangelischen, auch einer der eifrigsten, mächtigsten und gefährlichsten; die widrigen Religionsgesinnungen seines Schwiegersohns hatten ihn fast noch mehr in den seinigen befestigt. Bis in seine

lezten Tage gab er sich alle erſinnliche Mühe, es zu verhüten, daß nach ſeinem Tode die evangeliſche Religion nicht in ſeinen Ländern eingeführt werden möchte. Da gleichwohl nach dem Tode ſeiner beiden Prinzen, ſein Bruder und nächſter Erbe, der Herzog Heinrich, derſelben zugethan war: ſo ließ er im Anfange des Jahrs 1539. ein Religionsgeſpräch von Staatsmännern und Theologen zu Leipzig halten, zu welchem auch Philipp ſeinen Kanzler Feig und den friedfertigen Theologen Bucer ſchickte; allein auch daſelbſt verunglückte der Verſuch, die Römiſchkatholiſchen und Evangeliſchen mit einander zu vergleichen. Hierauf wollte der Herzog wenigſtens ſolche Anſtalten treffen, daß ſein Bruder in ſeinen Ländern keine Religionsveränderung vornehmen könnte; gieng aber mitten unter denſelben aus der Welt. Heinrich nahm alſo gleich Beſiz von deſſen Gebiete: und da er bereits ein Mitglied des ſchmalkaldiſchen Bundes war, konnte er auf die Unterſtüzung deſſelben rechnen. Der Landgraf inſonderheit ſchrieb an den Kurfürſten von Sachſen, er wolle lieber ſeine eigenen Länder und Güter in Gefahr ſezen, als zugeben, daß Heinrichen und ſeinen Söhnen ihr Land entriſſen würde. Dieſer Herzog von Sachſen machte alſo in kurzem die Kirchenverbeſſerung in ſeinem Gebiete herrſchend, wo ſein verſtorbener Bruder durch Geſeze und Strafen von zwanzig Jahren nicht hatte verhindern können, daß der gröſte Theil ſeiner Unterthanen ſich derſelben ergab. Der Landgraf überließ auch dem Herzoge zur Beförderung dieſer Veranſtaltungen einen ſeiner Prediger, den er ſich dazu ausgebeten hatte. Eben ſo hatte er im vorhergehenden Jahre der Herzoginn Eliſabeth, Gemahlinn des Herzogs Erich des ältern von Braunſchweig, auf ihr Verlangen einen Prediger zugeſchickt, der ſie im evangeliſchen Glauben dergeſtalt ſtärkte, daß ſie denſel-

denſelben nach ihres Gemahls Tode in dem Landesantheil ihres unmündigen Prinzen allgemein feſtſezte.

Obgleich Philipp vor allen andern evangeliſchen Fürſten in dem Ruf ſtand, daß für ihn die geringſte Veranlaſſung ein hinlänglicher Grund ſey, die Waffen zu ergreiffen; ſo bewies er doch gerade im Jahr 1539, da ſeine Händel mit dem Herzoge von Braunſchweig ihn genugſam entflammt hatten, daß er auch einen Krieg zu vermeiden wiſſe. Die Reichsſtadt Goslar, welche unter den evangeliſchen Nachbarn des gedachten Herzogs, ſeit einiger Zeit am meiſten von ihm bedrängt wurde; wandte ſich an den Landgrafen und andere Mitglieder des Bundes, zu welchem ſie gleichfals gehörte, um ſchleunige Hülfe. Er verlangte darüber das Gutachten der Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg, ingleichen des Herzogs von Würtenberg. Sie ſcheinen ihm alle jede Feindſeeligkeit widerrathen zu haben; der Herzog insbeſondere erinnerte ihn, daß ihr Bund bloß zur Vertheidigung, nicht zum Angriff, geſchloſſen ſey; daß aus dieſem leicht ein allgemeiner Krieg in Deutſchland entſtehen könne, und daß übrigens die Verfaſſung des Landgrafen ſtark genug ſey, um den Herzog von Braunſchweig zurück zu halten, daß er nichts weiter wider Goslar unternähme. Wenn ihm gleich, ſezte Ulrich hinzu, der Herzog nach dem Leben habe trachten laſſen, (eine Begebenheit, für welche Philipp unverwerfliche Zeugen zu haben glaubte;) ſo möchte er doch weiter nicht daran denken; auch er habe ſich über eine gleiche Nachſtellung des Herzogs von Baiern zu beklagen, ohne daß er ihn deswegen bekriegt hätte. Dieſe Vorſtellungen machten allen gewünſchten Eindruck auf den Landgrafen, der ohnedem auf allen Seiten Beſchäftigungen fand. Außer andern Bemühungen für die Reformation, arbeitete er vergeblich daran, das vorgeſchagene

Religionsgespräch zu Stande zu bringen. Auch beförderte er die Vermählung der Prinzessinn Anna von Cleve mit dem Könige von England mehr als der Kurfürst von Sachsen, dessen Anverwandtinn sie war; er hoffte den König, der sich schon lange geneigt erklärt hatte, dem evangelischen Bunde beizutreten, dadurch eher zum entscheidenden Entschluß zu bringen, und ließ die königliche Braut von einem Gesandten begleiten. Allein diese Vermählung wurde von dem Könige fast eben so geschwind getrennt als geschlossen; freylich auf eine für ihn sehr unrühmliche Art.

Edler waren wenigstens die Bewegungsgründe, aus welchen der Landgraf im Jahr 1539. neben seiner noch lebenden Gemahlinn eine zweyte zu nehmen berechtigt zu seyn glaubte; obgleich unter allen Schritten seines Lebens dieses der anstößigste wurde. Man kann von demselben nicht richtig urtheilen, wenn man nicht die Instruction oder schriftliche Vollmacht, die er dem mehrmals genannten berühmten Theologen, Martin Bucer, auf den er besonders viel Vertrauen sezte, mitgab, als er ihn wegen dieser Angelegenheit an Luthern und Melanchthon schickte, in einer gewissen Vollständigkeit vor den Augen hat. Nach derselben sollte ihnen Bucer in seinem Nahmen melden, daß er, seitdem ihn Gott mit Schwachheit heimgesucht habe, allerley bey sich bedacht, und sonderlich befunden hätte, daß er, seitdem er ein Weib genommen, in Ehebruch und Hurerey gelegen habe. Zwar hätten sie und seine Prädicanten (Prediger) ihn vielmals ernstlich vermahnt, zum Sacrament (heil. Abendmahl) zu gehen; weil er aber ein solches Leben befunden, habe er mehrere Jahre hindurch mit gutem Gewissen nicht dazu gehen können, indem er nicht Willens gewesen sey, dieses Leben zu lassen; weiter habe er beym Paulus

gelesen,

geleſen, daß kein Hurer und Ehebrecher das Reich Gottes ererben werde. Gleichwohl könne er ſich bey ſeiner jezigen Hausfrau aus folgenden Urſachen der Hurerey, Unkeuſchheit und Ehebruchs nicht erwehren. Erſtlich habe er gleich anfänglich keine Luſt oder Begierde zu ihr gehabt; ihre Hofmeiſter und Jungfrauen wüßten es auch wohl, wie ſehr es ihr an Annehmlichkeiten fehle, und wie ſie ſich bisweilen mit übrigem (übermäßigen) Trinken halte. Zweytens ſey es den Aerzten bekannt, welche Leibesbeſchaffenheit er habe, und da er ſich auf Reichs- und andern Verſammlungen öfters lang aufhalten müſſe, wo man wohl lebe, könne man leicht erachten, wie er ſich da ohne ein Weib halten möge. Wollte man ſagen, warum er denn ſein Weib genommen habe: ſo ſey er damals ein unverſtändiger Menſch geweſen, den ſeine Räthe dazu beredet hätten. Weiter lägen ihm die Prediger ſtets an, er ſollte Hurerey und andere Laſter ſtrafen; wie könnte er es aber thun, wenn er ſelbſt darinne ſtecke? jedermann würde ſagen: Meiſter! ſtrafe dich vorher ſelbſt! Jezt wenn er für den evangeliſchen Bund Krieg führen ſollte, würde er es mit böſem Gewiſſen thun, und bedenken: Kommſt du in dieſem Kriege um, ſo fährſt du zum Teufel. Er habe deswegen mehrmals zu Gott gebeten; ſey jedoch immer geblieben, wie er war. Nunmehr aber habe er durch Nachdenken und Leſen der heiligen Schrift ein Mittel für ſeinen Zuſtand gefunden, das Gott zugelaſſen und nicht verboten hätte. Die frommen Väter, wie Abraham und andere, hätten mehr als Ein Weib gehabt, und an eben den Chriſtum geglaubt, wie die Chriſten; das Geſez Moſis habe ſolches auch niemanden verboten, und eben ſo wenig hätten Chriſtus und die Apoſtel ſolches gethan, oder es unter die Sünden gerechnet; ſelbſt die Stelle Pauli, daß ein Biſchof Eines Weibes Mann ſeyn ſoll, ſeze voraus, daß es

damals üblich gewesen sey, mehrere zu haben; und es gebe auch neuere Beispiele, daß man solches in gewissen Fällen vor erlaubt gehalten habe. Unter diesen, fährt er fort, sey es doch der wichtigste, wenn es um des Gewissens Willen, und zur Abziehung von unordentlicher Unkeuschheit geschehe; und da für ihn zu dieser Absicht kein anderes Mittel vorhanden sey, als dieses von Gott erlaubte: so bäte er Luthern, Melanchthon und Bucern, ihm ein Zeugniß zu geben, daß es nicht unrecht sey, wenn er es thue. Wollten sie es darum nicht drucken lassen, weil es vielleicht der evangelischen Sache nachtheilig werden könnte; so möchten sie ihm doch schriftlich bezeugen, daß er daran nicht wider Gott handle, wenn er es heimlich thue, und daß sie es auch vor eine Ehe hielten, auch unterdessen auf Wege denken, wie es öffentlich in die Welt zu bringen sey, damit die Person, welche er nehmen würde, nicht vor unehrlich gehalten werde, und großes Aergerniß daraus entstünde, wenn die gemeine Kirche nicht wisse, wie er bey dieser Person säße, (in welchem Verhältnisse er gegen sie stünde.) Sie dürften auch nicht besorgen, daß er deswegen, wenn er ein anderes Weib nähme, sein jeziges übel halten, nicht bey ihr schlafen, oder ihr weniger Freundschaft als vorher thun möchte; er werde vielmehr in diesem Falle das Kreuz tragen, ihr alles Gutes thun, und sich ihrer nicht entäußern; auch die Kinder, welche er von ihr hätte, die rechten Fürsten des Landes seyn lassen, und die andern sonst mit ehrlichen Dingen (anständigen Einkünften) versehen. Er bitte sie also nochmals durch Gott, ihm hierinne zu rathen, in Sachen die nicht wider Gott sind, damit er mit frölichem Gewissen leben und sterben, auch alle evangelische Händel desto freyer und christlicher vornehmen könne; denn alles was sie ihn heissen würden, das christlich und recht wäre, es betreffe Klostergüter oder

etwas

etwas anders, wolle er willig thun. Er begehre auch nicht mehr als nur noch Ein Weib zu dem welches er bereits hätte; übrigens müsse man die Welt oder weltliche Furcht hierinne nicht zu hoch ansehen, sondern mehr auf Gott sehen, was dieser gebiete oder verbiete. „Denn Kaiser, sagt Philipp, und die Welt lassen „mich und jedermann bleiben, so wir Huren öffentlich „halten; aber mehr dann Ein Eheweib sollten sie wohl „nicht gerne leiden. Was Gott zuläßt, das verbieten „sie; was Gott verbeut, da sehen sie durch die Finger, „und gemahnet mich wie der Pfaffen Ehe: den Pfaffen wollen sie keine Eheweiber zulassen; aber Huren „halten gestatten sie.“ Er ließ ferner den Wittenbergischen Theologen sagen, wenn er wider Vermuthen bey ihnen keine Hülfe fände, so wäre er fast gesonnen, bey dem Kaiser darum anzuhalten durch Mittelspersonen; und sollte es ihm gleich viel Geld kosten. Der Kaiser würde es freylich ohne Erlaubniß des Papstes nicht thun; wiewohl er nun diese gar nichts achte; so wäre doch die kaiserliche Zulassung nicht zu verachten, weil er seines Vorhabens vor Gott Recht zu haben glaubte. Nur besorgte er, ob er gleich um keiner Sache auf dem Erdreich Willen vom Evangelio abfallen, oder demselben zuwider handeln wollte, die Kaiserlichen möchten ihn alsdann in andern weltlichen Sachen dergestalt gebrauchen und verbinden, daß es seiner Parthey nicht nützlich wäre. Tausendmal lieber also wollte er auf die Zulassung der Theologen bauen, die sie mit Gott und gutem Gewissen ertheilen könnten; so würde er darnach sein Leben bessern, mit gutem Gewissen zum Abendmahl gehen, und alle Händel seiner Religion desto freyer und getroster treiben können.

Sehr treffend scheint es zu seyn, was ein Schriftsteller von ächtem deutschen Sinne, den wenige verkennen

werden, von dieſer Inſtruction des Landgrafen ſagt: „ſie ſey eine höchſt merkwürdige Probe, wie es damals um das Gewiſſen der Fürſten beſtellt geweſen ſey; wie ein großer, ſeine Größe fühlender, in dieſem Gefühl über alles, was Furcht und menſchliches Anſehen heiſſen konnte, unendlich erhabener, nichts weniger als vom Pfaffengeiſte geleiteter, raſcher, feuriger, entſchloſſener Fürſt, in einer Sache, wo er es mit Gott und dem Richter in ſeiner Bruſt allein zu thun hatte, demüthig wie ein Kind, er, den in keinem Auftritte ſeines Lebens Vorwurf von Geiſtesſchwäche treffen kann, bis zum Verzagen kleinmüthig geweſen; um jeden noch ſo theuren Preis ſein Gewiſſen zu befriedigen geſucht; wie er ehrlich mit ſich ſelbſt, und als ein wahrer biederer deutſcher Mann, mit einer Offenherzigkeit, wovon man ſich heute zu Tage kaum mehr einen Begriff machen kann, gegen diejenigen zu Werke gegangen, die er als Freunde und zugleich als Richter um Rath und Ausſpruch erſucht; und endlich, wie Er, der nach Papſt und Kaiſer nichts fragte, gleichwohl für die Stimme der Welt zu viel Ehrfurcht und für Moralität der Grundſäze zu viel Empfindung hatte, um ſich auch nur über den äuſſerlichen Wohlſtand, und über das: was wird man ſagen? eigenmächtig hinweg zu ſezen.“ Dieſes Urtheil bleibt, im Ganzen genommen, auch alsdann richtig, wenn man ſeine Gewiſſenhaftigkeit nicht rühmt, um ſeiner damit verbundenen Schwachheiten zu vergeſſen. Es hatte viele Jahre lang gewährt, ehe er ſich gleichſam dieſes laute Geſtändniß über ſich ſelbſt abnöthigen konnte, daß ſein Betragen im Eheſtande äußerſt tadelhaft ſey. Eine zweyte Vermählung war von ihm neben der erſten völlig beſchloſſen worden, ehe noch die Antwort der Wittenbergiſchen Theologen zurückkam. Er hatte ſchon vorher Margarethen von der Sahl, Hoffräulein bey ſeiner Schweſter, der verwittweten

Herzo-

Herzoginn von Sachsen zu Rochliz, zu seiner zweyten Gemahlinn bestimmt, und die schriftliche Einwilligung der ersten dazu, mit Vorbehalt ihrer und ihrer Kinder Rechte, sich bereits verschafft. Die Zeit der Religionsunterhandlungen, zu welcher er diesen Entschluß auszuführen suchte; die Vorwürfe, welche seiner ganzen Parthey darüber gemacht werden mußten; die Unzufriedenheit, welche er selbst von den vornehmsten Mitgliedern derselben zu erwarten hatte; vielleicht auch der unterlassene Versuch einer Ehescheidung von seiner bisherigen Gemahlinn; alles scheint Uebereilungen anzuzeigen, die mit seiner bekannten Klugheit streiten. Dennoch sieht man aus seinen so feyerlichen Versicherungen, daß er sich in dem seltenen Falle befunden habe, eingewurzelten Unordnungen in seinen Sitten, die für ihn aus natürlichen, von Bucern mündlich zu eröffnenden, Ursachen unvermeidlich geworden waren, durch eine Ausnahme, welche die Religion selbst nicht schlechterdings zu versagen schien, auf einmal ein Ende machen zu müssen.

Luther und Melanchthon stellten auf diese Anfrage des Landgrafen ein ihrer nicht unwürdiges Bedenken aus. Sie erinnerten ihn zuerst, wie groß der Unterschied zwischen einem allgemeinen Gesezе, und einer besondern Erlaubniß in einem gewissen Falle, aus wichtigen Ursachen, jedoch nach göttlicher Zulassung, sey; und wie viel Aergerniß, welche schlimme Folgen für die Ehen überhaupt, es verursachen würde, wenn eine solche Erlaubniß im Drucke erschiene. Die Ehe sey von Gott als eine Gesellschaft von nur zwo Personen eingesezt worden; nachher habe er, um der schwachen menschlichen Natur, hierinne den Israeliten etwas nachgegeben; in der christlichen Kirche sey das erste Gesez wieder erneuert worden; doch gebe es auch dabey einige seltnere Fälle, wo jemand mit Rath seines Leh-

rers

rers zu seiner Frau noch eine nehmen dürfe. Allein da diese Erlaubniß kein Gesez seyn könne: so ersuchten sie auch den Landgrafen, zu bedenken, wie viele Vorwürfe die Feinde des Evangelii daraus gegen ihre Parthey ziehen würden; was sein Beispiel bey andern würken, und wie viel sein Ruhm darunter leiden könnte. Auf der andern Seite ermahnten sie ihn mit mancherley Gründen, sich unkeuscher Ausschweifungen zu enthalten; sich selbst Gewalt anzuthun, und sich daran zu begnügen, daß er bereits Kinder beiderley Geschlechts von seiner Gemahlinn habe; auch daher mit ihr zufrieden zu seyn, wie viele andere in ihrem Ehestande Geduld haben müßten. Sie wollten ihn, sezen sie hinzu, gar nicht zu einer beschwerlichen Einführung reizen oder antreiben; denn die Landschaft und andere möchten sie deswegen anfechten; welches ihnen darum unerträglich wäre, weil sie aus Gottes Wort den Befehl hätten, die Ehe und alle menschliche Sachen auf ihre Einsezung zurückzuführen; auch sey jezt die Weise in der Welt, daß man gerne alle Schuld auf die Prediger lege, wenn etwas Beschwerliches vorfalle. Wenn aber der Landgraf darauf beharrte, noch ein Eheweib zu haben: so sey ihre Meinung, daß solches heimlich gehalten werden müsse unter etlichen vertrauten Personen, die sein Gemüth kennten, wie etwas das in der Beichte bekannt wird. So entstehe keine besondere Rede oder Aergerniß; es sey nichts Ungewöhnliches, daß Fürsten Beischläferinnen hielten: und wenn gleich nicht alles Volk die rechte Beschaffenheit wüßte; so würden doch vernünftige Leute es wohl verstehen, und mehr Gefallen an einem solchen eingezogenen Wesen tragen, als am Ehebruch, und dergleichen mehr. Was übrigens vom Ehestande im Gesezе Mosis zugelassen sey, das sey im Evangelio nicht verboten; als welches nicht die Regierung des äußerlichen Lebens ändere; sondern ewige Gerechtigkeit und

ewiges

ewiges Leben bringe. Zulezt warneten die Theologen den Landgrafen, diese Sache nicht an den Kaiser gelangen zu lassen; denn dieser möchte wohl den Ehebruch vor eine geringe Sünde halten, indem sehr zu besorgen sey, er habe den Päpstlichen, Cardinalischen, Spanischen und Saracenischen Glauben, und werde ihn also zu seinem Vortheil nicht weiter abhalten.

Kurz nach dem Empfang dieses Gutachtens, vollzog der Landgraf seine zweyte Vermählung mit Margarethen von der Sahl, am vierten März des Jahrs 1540. zu Rotenburg an der Fulda. Er hatte die kleine List begangen, den kurfürstlichsächsischen Rath Eberhard von Thann, Befehlshaber zu Wartburg, und Philipp Melanchthon, der sich eben zu Schmalkalden befand, unter einem andern Vorwande dahin kommen zu lassen; so daß sie beide, unter den Zeugen der Trauung, in der darüber errichteten Urkunde aufgeführt werden konnten. Auf seiner Rückreise von Wittenberg hatte auch Bucer dieses Vorhaben des Landgrafen dem Kurfürsten von Sachsen offenbaren müssen, der, ungemein darüber bestürzt, für seine ganze Parthey Beschimpfung davon fürchtete, und wenn ein Aufschub nicht angenommen würde, doch wenigstens die strengste Geheimhaltung dieser Ehe empfol; übrigens aber die ihm angebotene sehr vortheilhafte genauere Verbindung mit dem Landgrafen zu dessen Unterstüzung in dieser Angelegenheit, wenn sie ihm Gefahr brächte, ablehnte. Er möchte, ließ ihm der Kurfürst melden, lieber die Schande, eine Beischläferinn zu halten, auf sich nehmen; als öffentlich in einer Doppelehe leben. Unterdessen wurde die ausbedungene Verheimlichung, welche Luther und Melanchthon mit Recht für diesen Gewissensfall gefordert hatten, sehr schlecht beobachtet. Die Mutter der neuen Landgräfinn mag

zuerst

zuerst eine ihr so ehrenvolle Begebenheit ausgebreitet haben. Genug, die Schwester des Landgrafen zu Rochliz, ingleichen der Herzog Heinrich von Sachsen, geriethen darüber in heftige Bewegungen, welche der Kurfürst von Sachsen kaum einigermaaßen stillen konnte. Der Landgraf selbst bewarb sich bey dem leztern auf den Fall um Hülfe, wenn es seinen Feinden gelingen sollte, den Kaiser wegen dieser Vermählung wider ihn aufzubringen. Daher berathschlagten einige Räthe und Theologen beider Fürsten zu Eisenach im Jahr 1540. darüber, ob und wiefern dem Landgrafen wegen dieser Angelegenheit von den Bundsgenossen Beistand geleistet werden könne? Es zeigte sich dabey, obgleich die Theologen in der Hauptfrage einig waren, doch der Unterschied, daß die sächsischen diese Erlaubniß nur als einen möglichst zu verbergenden Beichtrath angesehen wissen wollten; die hessischen hingegen, so wie ihr Landesherr, der hierinne nichts gethan zu haben glaubte, als was sein Gewissen forderte, die Bekanntmachung derselben nicht widerriethen. Doch der Landgraf stand endlich von dieser leztern ab, und empfieng von dem Kurfürsten die Versicherung, man werde ihn in dem gedachten Falle nicht verlassen. Bald darauf nahmen der Kurfürst von Brandenburg und der Herzog Heinrich von ihrer Verwandtschaft mit der ersten Gemahlinn des Landgrafen Gelegenheit, ihn zu befragen, ob das Gerücht von seiner zweyten Vermählung wahr sey, und ihn, dieses vorausgesezt, zur Verbesserung seines Fehlers zu ermahnen. Er gab ihnen die Antwort, er lebe dergestalt in seiner Ehe, daß er vor Gott und in seinem Gewissen deswegen sicher sey; er genieße das heilige Abendmahl, und lebe, wie es einem Christen gezieme; seine Gemahlinn Christina sey mit ihm zufrieden und einig; seine Beichtväter hielten ihn nicht vor gottlos; er habe auch nichts gethan, was

seiner

seiner Gemahlinn, seinen Kindern, und Nachkommen schädlich wäre; mithin möchten sie widrigen Gerüchten kein Gehör geben. In gleichen allgemeinen Ausdrücken beantwortete er auch die weit feindseeligern Vorwürfe, die ihm Heinrich der jüngere von Braunschweig, aber auch nur aus dem Gerüchte, in Schriften darüber machte. Ueberhaupt hatte diese Begebenheit, da man sie nach und nach in die Gränzen der Behutsamkeit einschränkte, keine von den befürchteten Folgen. Es erschien zwar im Jahr 1541. eine deutsche Schrift eines Ungenannten im Drucke, worinne die Vielweiberey nicht ohne einige Geschicklichkeit vertheidigt wurde; aber ohne sichtbaren Eindruck zu machen. Ein gemeiner Mann in Hessen, der auch noch eine zweyte Frau zu der ersten nehmen wollte, wurde durch Gefängnißstrafe davon abgeschröckt. So schwer es fällt, über das Gewissen eines andern zu urtheilen; so wenig läßt sich dieses Vermählungsgeschäfte durchaus entscheidend rechtfertigen. Allein Entschuldigungen hat es genug für sich. Wider den Landgrafen ist gar kein Verdacht einiger Verstellung vorhanden; und die Theologen konnten über einen Nothfall, wie ihnen dieser vorgestellt wurde, nicht anders sprechen. Luther, der seinen halb gezwungen darein verwickelten Freund Melanchthon, dem der Gram darüber sogar eine schwere Krankheit zuzog, tröstete, nannte es ein Aergerniß, das durch die Erzählung einer dringenden Noth veranlaßt worden sey, und wobey man ihnen höchstens nur Mitleiden und menschenfreundliches Nachgeben vorwerfen könne.

Einen weit langsamern und ungewissern Schritt, als die Vollendung dieser Angelegenheit des Landgrafen, nahmen in eben diesem Jahr 1540. die allgemeinen Unterhandlungen über den Religionszustand in Deutschland, an welchen er immer einen Hauptantheil hatte.

hatte. Nach einer Versammlung der Bundsgenossen in seiner Hauptstadt Cassel, reisten ihre Gesandten, unter welchen auch der seinige war, zu dem Kaiser in den Niederlanden, von welchem sie nichts als die unbestimmtesten Erklärungen zurückbrachten. Bald darauf wohnte er einer andern Zusammenkunft des Bundes zu Schmalkalden bey, wo demselben von kaiserlichen Abgeordneten dem Scheine nach Friedensvorschläge geschahen; im Grunde mehr Forderungen wegen Zurückgabe der Kirchengüter, und Vorwürfe wegen gewisser Verbindungen mit den Feinden des Kaisers gemacht wurden. Er antwortete darauf mit seinen Bundsverwandten ausführlich und mit Nachdruck. Nicht Erwerbung der Güter, zeigten sie, sey ihre Hauptabsicht gewesen; sondern die so nöthige Verbesserung der Religion; wohl aber hätten sie die von ihren Besitzern freywillig verlassenen kirchlichen Gebäude und Einkünfte zum Vortheil der Prediger, Schulen und Hospitäler angewandt; ihre Gegner machten desto mehr Mißbrauch von den Kirchengütern; sie wären zu einem Religionsgespräche bereit, auf welchem über einen Religionsvergleich gehandelt werden könnte, ob sie gleich in der Hauptsache bey dem augsburgischen Bekenntnisse stets bleiben würden; sie hätten auch dem Kaiser schon Hülfe genug geleistet, und hofften daher, daß er auch ihre Beschwerden wider das Kammergericht abstellen werde. In dem Schreiben des Kaisers, welches der Landgraf und der Kurfürst nicht lange darnach erhielten, war auf alles dieses keine Rücksicht genommen; sie wurden nur zu einer Reichsversammlung nach Speyer eingeladen, die bald wieder nach Hagenau verlegt ward. Hier, und nachher zu Worms, erschienen würklich evangelische Gesandte und Theologen, auch des Landgrafen, um an einer Vereinigung zu arbeiten; allein mit dem alten vergeblichen Ausgange.

Seine

Seine Parthey traf daher für sich andere Anstalten zur Befestigung der Reformation und ihrer Sicherheit. Da sich der König von Frankreich mit seiner gewöhnlichen Verstellung wieder an sie drängte, hielt der Landgraf, der schon ehemals von ihm unterstüzt worden war, seine Anträge vor betrachtungswerther, als der Kurfürst von Sachsen. Er schlug auch vor, daß man dem Herzoge von Jülich und Cleve mit einigen tausend Mann Kriegsvölker gegen den Kaiser beistehen möchte; fand aber hierinne bey seinen Bundsgenossen keinen Eingang. Doch um eben diese Zeit war er etwas zum Nachgeben in Religionssachen geneigt worden, weil er besorgte, seine Doppelheyrath möchte von der Gegenparthey zu seinem Nachtheil genüzt werden. Die Stadt Bremen führte damals einen kleinen Krieg mit dem Herrn von Eßens; der Landgraf stiftete für das Haus des leztern einen Vertrag. Auch beförderte er als Vormund des hinterlassenen Sohns von Erich dem ältern, Herzog von Braunschweig, die Einführung der Reformation, in dessen Gebiete. Umsonst widersezte sich der Herzog Heinrich der jüngere von Braunschweig dieser Veränderung. Der Landgraf bewürkte es sogar mit dem Kurfürsten, daß die Bundsgenossen zum Schuze wider die Gewaltthätigkeiten desselben, der Stadt Braunschweig vierzehnhundert Soldaten zu senden beschlossen.

Alle fruchtlose Versuche dieser Jahre, die Religionshändel beizulegen, hinderten den Landgrafen doch nicht, sich von dem Reichstage und Religionsgespräche zu Regensburg, welche im Jahr 1541. gehalten wurden, nicht wenig in dieser Absicht zu versprechen. Er kam frühzeitig dahin, und gab sich viele Mühe, den Kurfürsten von Sachsen zu bereden, daß er sich auch daselbst einfinden möchte. Allein dieser konnte nicht dahin gebracht werden;

er berief ſich darauf, daß man, ſelbſt nach dem Rathe des Landgrafen, beſchloſſen habe, niemals ſollten beide Oberhäupter ihres Bundes zugleich auf einem Reichstage gegenwärtig ſeyn. Auf dieſen neuen war der Kaiſer endlich ſelbſt, nach einer langen Abweſenheit aus Deutſchland, gekommen. Er hatte ſchon die gerichtlichen Händel und Entſcheidungen wider die Evangeliſchen beym Kammergerichte gehemmt. Der Landgraf war Willens, auch die häuffigen Beſchwerden gegen ihren abgeſagten Feind, Heinrich den jüngern, dem Kaiſer ſelbſt vorzulegen. Das Religionsgeſpräch nahm einen über jede Erwartung günſtigen Fortgang; eine Schrift, welche der Kaiſer zum Behuf deſſelben mitgetheilt, und worinne der römiſchkatholiſche Verfaſſer im Glauben ſelbſt den Evangeliſchen nicht wenig nachgegeben hatte, that ſo große Dienſte, daß die ſich unterredenden Theologen über mehrere unterſcheidende Lehren und kirchliche Gebräuche beider Partheien übereinkamen. Allein der Kurfürſt von Sachſen und Luther glaubten, daß dieſes Nachgeben der Römiſchkatholiſchen bloß aus hinterliſtigen Fallſtricken beſtehe, die man ihrer Parthey lege; das Geſpräch mußte alſo, weil noch einige Punkte übrig waren, über die man ſich nicht alsbald vergleichen konnte, abgebrochen werden. Sie wurden ſogar ſehr mißvergnügt, als ſie hörten, daß der Landgraf zu Regensburg ſich erklärt habe, er wolle zwar in ſolchen Artikeln, welche zur Seeligkeit der Seele und zum Gewiſſen gehörten, auch in Gottes Wort gegründet wären, nicht einen Buchſtaben nachgeben; wohl aber in neutralen, das heißt, gleichgültigen Dingen, und Zänkereyen über Worte: ſowohl des Friedens wegen, als damit das Evangelium beſſer fortgepflanzt werde. Denn unter dieſe leztern, ſagten ſie, könnten weder die ſtreitig gebliebenen Lehren,

noch

auch die Zurückgabe der Kirchengüter gerechnet werden, welche dem Landgrafen nicht zu mißfallen schien, weil damit eine Menge Mißbräuche zurückkehren würde. Man that ihm aber durch diesen Verdacht unrecht, indem er selbst in der Folge auf die Behauptung der wichtigsten Religionslehren drang, und auch gegen den Kaiser die Hoffnung zum Vergleiche deswegen fahren ließ. Freylich bewilligte der Kaiser den Evangelischen einen ziemlich vortheilhaften Abschied des Reichstags; allein was zugleich von dem Gesandten des Papstes, den eifrigen Anhängern desselben unter den Reichsfürsten, und selbst von dem vornehmsten Theologen dieser Parthey bey dem Gespräche, Johann Ecken, geschah und widersprochen wurde, bewies unleugbar, daß, wenn auch die friedfertigern Theologen von beiden Seiten ihr Einverständniß noch höher getrieben hätten, ihre Kirchen doch unmöglich einig geworden wären.

Aeußerliche Ruhe und Sicherheit hingegen konnte sich der Landgraf im folgenden Jahr 1542. mit seinen Glaubensgenossen desto gewisser versprechen, da der neue französische Krieg des Kaisers, und der türkische Krieg seines Bruders, einen Angriff auf sie nicht einmal erlaubten. Allein er selbst sah sich jezt genöthigt, verbunden mit dem Kurfürsten von Sachsen, einen seiner Mitreichsstände zu bekriegen. Der Streit zwischen ihnen und dem Herzoge Heinrich dem jüngern von Braunschweig war nun auf das höchste gestiegen; sie wechselten jährlich die bittersten Schmähschriften gegen einander, ob sie sich gleich beiderseits gegen den Kaiser und andere Stände darüber beschwerten; der Kurfürst versicherte sogar öffentlich, nicht ohne Beweise, daß ihm die Staatsbedienten und Beamten des Herzogs Mordbrenner in sein Land geschickt hätten; endlich war es die Reichsstadt Goslar, welche, wie

Braunschweig, dem schmalkaldischen Bunde zugethan, sie um ihre schleunigste Hülfe ersuchen mußte, weil der Herzog, an Statt sich nach dem kaiserlichen Aufschub der wider jene Stadt ergangenen Achtserklärung zu richten, sie vielmehr dergestalt in die Enge trieb, daß sie es allein nicht vermeiden konnte, ihm bald in die Hände zu fallen. Nichts schien also den Oberhäuptern des Bundes übrig gelassen zu seyn, als daß sie sich und den Mitgliedern desselben mit den Waffen Recht verschafften. Im Julius des Jahrs 1542. brach der Landgraf mit dem Kurfürsten, an der Spitze von funfzehntausend Mann Fußvolk, und viertausend zu Pferde, in Heinrichs Länder ein, und bemächtigten sich derselben in wenigen Wochen; da er sich indessen nach Baiern flüchtete. Sobald Ferdinand von ihren Rüstungen Nachricht bekam, mahnte er sie ernstlich davon ab: und da dieses nichts half, veranstaltete er auf dem Reichstage zu Nürnberg, daß in des Kaisers, seinem und des Reichs Nahmen Abgeordnete an sie geschickt wurden, welche ihrer kriegerischen Unternehmung Einhalt thun sollten. Diese trafen die beiden Fürsten in dem Lager vor Wolfenbüttel an, welche Festung sie nur allein noch von Heinrichs Gebiete zu erobern hatten. Die Antwort derselben lief darauf hinaus, daß sie, weil Heinrich, mit Verachtung kaiserlicher Befehle und Reichstagsschlüsse, den Landfrieden zu übertreten fortgefahren habe, vollkommen berechtigt gewesen wären, die Städte Goslar und Braunschweig wider ihn zu schützen, nachdem sie alles zur Erhaltung des Friedens umsonst angewandt hätten; daß ihr Feldzug wider niemanden sonst gerichtet sey; und daß sie, wie sie bereits mehr Hülfe gegen die Türken geleistet hätten, als andere Reichsfürsten, auch jezt ihr Kriegsheer dazu anböten. Da sie sich zugleich erklärten, daß sie wegen dieses Feldzugs vor dem

Kaiser,

Digitized by Google

Kaiſer, ſeinem Bruder und den gemeinen Reichsſtänden zur Antwort ſtehen, ingleichen wegen Heinrichs Kinder und Erben in Unterhandlung treten wollten, und daher von dem römiſchen Könige eine ſchriftliche Verſicherung begehrten, daß gegen ſie keine Thätlichkeiten ausgeübt werden ſollten: ſo ertheilte er ihnen dieſelbe ſogleich. Sie ordneten darauf in ihrem gemeinſchaftlichen Nahmen eine Regierung des eroberten Landes an. Dieſes war, ohngeachtet der Herzog Heinrich die Reformation verabſcheuete und durchaus hinderte, doch mit Anhängern derſelben erfüllt; ſie führten alſo dieſelbe völlig darinne ein, und gaben ihr durch eine beſondere Kirchenordnung die nöthige Einförmigkeit. Außer dem was der Kurfürſt und der Landgraf auf dieſen Krieg verwandten, die jedoch auch eine anſehnliche Beute dabey unter ſich theilten, koſtete er dem ſchmalkaldiſchen Bunde beinahe ſechsmal hundert tauſend Gülden.

Hätte Philipp allein dieſe Unternehmung ausgeführt, die ſo viele Beſtürzung bey der römiſchkatholiſchen Parthey in Deutſchland verurſachen mußte: ſo würde die Nachwelt vielleicht geneigt ſeyn, ſie ſeiner herrſchenden voreiligen Kriegsluſt nicht ohne Tadel zuzuſchreiben. Allein es war der ſo bedachtſame Kurfürſt von Sachſen, der einen völlig gleichgeſinnten Antheil daran nahm; ihr ganzer Bund billigte und unterſtützte dieſen Krieg, der ſogar ſchon ſeit einiger Zeit beſchloſſen geweſen zu ſeyn ſcheint. Man kann in der That kaum daran zweifeln, daß derſelbe gerecht und nothwendig geweſen ſey. Da der Herzog Heinrich weder kaiſerliche Befehle noch Reichsabſchiede achtete, die ſeinen Gewaltthätigkeiten ein Ziel ſezen ſollten, und Goslars Rettung bloß von einer ſolchen gewaffneten Hülfe ſeiner Bundsgenoſſen abhieng: ſo darf man auch dem Einwurf nicht lange nachhängen, daß es zur Vertheidigung

digung jener Stadt nicht nöthig geweſen ſey, den Herzog aus dem Beſize ſeines ganzen Landes zu vertreiben. So weit man ihn kannte, war wohl nichts anders zu erwarten, als daß er, nach dem Abzuge fremder Kriegsvölker, neue Angriffe vornehmen würde. Eine andere Frage iſt es, ob die Bundsgenoſſen, nachdem ſie ſein Gebiet erobert hatten, nicht etwas zu trozig in ihren Forderungen geweſen ſind. Sie wollten nicht zugeben, daß er es jemals wieder bekommen ſollte, weil er zu gewaltthätig und zu verſchuldet wäre; aber ſeine Söhne ſollten es unter gewiſſen Bedingungen erhalten. Daß der Landgraf und ſeine Parthey auf einer Verſammlung, die ſie noch im Jahr 1542. zu Schweinfurt hielten, eine feyerliche Schrift ausfertigten, durch welche ſie ſich weigerten, die Gerichtsbarkeit des Kammergerichts weiter anzuerkennen, weil es ſo äußerſt partheiiſch und ungerecht wider ſie zu verfahren gewohnt ſey, und die verſprochene Verbeſſerung deſſelben nicht zu Stande komme; iſt beſonders als eine ungeſtüme und gefährliche Handlung angeſehen worden, durch welche die Bundsgenoſſen die deutſche Reichsverfaſſung ſelbſt zerrüttet hätten. Gleichwohl war es in ihrer damaligen Stellung das ſchicklichſte und würkſamſte Mittel, ſich den Mißhandlungen dieſes Reichsgerichts zu entziehen; ſie wollten es ohnedem nicht aufgehoben; ſondern von ſeinen gewaltigen Mängeln befreyet wiſſen: und ſie thaten nichts mehr, als was jeder Beklagte gegen einen perſönlich wider ihn eingenommenen Richter zu thun wagen darf. Vielleicht möchte man glauben, daß Philipp mit Johann Friedrich, furchtbar durch ihre ſchnelle Eroberung, und Herr eines anſehnlichen Kriegsheeres, dem die römiſchkatholiſche Parthey nichts entgegen ſtellen konnte, ſich dieſer Ueberlegenheit hätte bedienen ſollen, um für alle ſeine Glaubensgenoſſen die Bedingungen des billigſten und dauer-

haſteſten

haftesten Friedens, den man ihr seit so langer Zeit versagte, vorzuschreiben. Aber auch hier ist es mehr historisch, zu melden, was geschehen ist, und vermuthlich nach den damaligen Verhältnissen und herrschenden Absichten geschehen konnte; als zu zeigen, was hätte geschehen sollen. Dieses leztere kann, wie in vielen andern Fällen, also auch im gegenwärtigen, nicht ausgemacht werden, ohne daß eine gewisse schwankende Zweydeutigkeit übrig bliebe, welche für mehr als Eine Handlungsart beinahe gleich starke Gründe und Empfehlungen zu sammeln weiß. Die schmalkaldischen Bundsgenossen hatten durch den eben beschriebenen Feldzug ihre Absicht vollkommen erreicht; sie bewiesen, was sie zu thun im Stande und auch berechtigt wären; hoffen konnten sie gewiß, daß diese nur mit einem Theil ihrer Macht vollzogene Unternehmung bey ihren Mitständen für sie den vortheilhaftesten Eindruck machen werde. Nicht um diesen einen Frieden nach ihrer Willkühr mit den Waffen abzuzwingen; sondern sich bey ihren Religionsrechten zu schützen, hatten sie ihre Verbindung geschlossen. Vorausgesezt, was noch sehr zweifelhaft ist, daß ein Kriegsheer von neunzehntausend Mann, wenn gleich das einzige stehende in Deutschland, hinlänglich gewesen sey, das ganze katholische Deutschland im Zaum zu halten, und ihm alle Kriegsrüstungen zu verwehren; so würde doch der auf diese Art ausgepreßte Friede, außerdem daß er die Religionserbitterung unendlich vermehrte, nur so lange gültig geblieben seyn, bis der Kaiser und seine Parthey Zeit und Gelegenheit gefunden hätten, ihn mit bewaffneter Hand wieder umzustürzen. War es würklich Schwachheit, welche Philipp und seine Parthey hierbey begiengen: so war sie nach ihren Grundsäzen sehr verzeihlich.

Er stiftete in eben diesem Jahre 1542. da er den gehässigsten Feind seiner Parthey außer Stand sezte,

ihr zu ſchaden, mehr als Einen Vergleich zwiſchen dem Kurfürſten von Sachſen und dem Herzoge Moriz. Dieſer junge Fürſt war vor kurzem ſeinem Vater Heinrich in der Regierung der herzoglichſächſiſchen Länder nachgefolgt. Er vermählte ſich mit einer Tochter des Landgrafen, dem er an lebhaftem und unternehmendem Geiſte ungemein ähnlich war. Allein weder ſein Schwiegervater noch der Kurfürſt konnten ihn bereden, in den ſchmalkaldiſchen Bund zu treten; deſſen Mitglied doch ſein Vater geweſen war; mit dem er ſelbſt auch denſelben unterſchrieben hatte. Ihm fehlte dazu, wie er vorgab, die Einwilligung ſeiner Landſtände; indeſſen verſprach er, die evangeliſche Religion dem ohngeachtet mit allen ſeinen Kräften zu beſchützen. Eigentlich war wohl dieſe Abneigung hauptſächlich aus ſeinem frühen Mißverſtändniſſe mit dem Kurfürſten gefloſſen, deſſen Gemüthsart die ſeinige ziemlich entgegengeſezt war; und der ihn gleichwohl, weil er ihn zum Theil erzogen hatte, mit ſeinen Rathſchlägen leiten wollte. Dazu ſcheinen noch beſondere Entwürfe gekommen zu ſeyn, welche den Herzog mehr auf die Seite des Kaiſers lenkten. Es fehlte wenig, daß er nicht mit dem Kurfürſten ſchon um Oſtern des Jahrs 1542. wegen einer kleinen Streitigkeit in einen Krieg verwickelt worden wäre. Als der Landgraf davon hörte, eilte er nach Sachſen, und ſöhnte ſie mit einander aus; er half auch bald darauf andere ihrer Zwiſtigkeiten beilegen. In der Folge ſuchte er noch den berühmten Staatsbedienten des Herzogs, Georg von Carlowitz, der vornemlich ſeinen Herrn von dem evangeliſchen Bunde abhielt, zu überzeugen, daß derſelbe daran Antheil nehmen ſollte, weil dabey bloß auf Religion, nicht auf Staatsangelegenheiten Rückſicht genommen werde. Moriz hingegen führte ſogar ſelbſt eine Anzahl Kriegsvölker im ungriſchen Türkenkriege mit vieler Tapferkeit

keit an, und war im Begriff, dem Kaiser noch mehr auf diese Art zu dienen. Sein Schwiegervater mahnte ihn zwar davon vergebens ab; allein eine Stelle seines Briefs an den Herzog verdient besonders deswegen hier zu stehen, weil sie theils eine allgemeine richtige Vorschrift für Fürsten enthält, theils die Vorstellung widerlegen kann, als wenn Philipp sich allzu leichtsinnig in Kriege gestürzt hätte. „Wenn ein Fürst, schreibt er, „der Land und Leute zu regieren hat, und von Gott da„hin gesezt ist, seinen Unterthanen wohl fürzustehen, „christliche Religion im Lande zu pflanzen, und den Un„terthanen gleich und Recht zu verschaffen, und derselbige ohne große Noth, von Lusts wegen, in Krieg „ziehet, sich selbst, seine Unterthanen und gute „Freunde in Gefahr sezen will: ob das für Gott groß „Ablaß sey, (bey Gott viele Gnade erwerbe,) das „wissen wir nicht.“

Dennoch hat es das Ansehen, daß der Landgraf selbst um diese Zeit sich etwas übereilt zu einer geheimen Verbindung habe fortreissen lassen. Auf dem Reichstage zu Regensburg im Jahr 1541. hatten ihm die kaiserlichen Staatsbedienten, unter vielen Merkmalen des Vertrauens, zu erkennen gegeben, ihr Herr wünschte, daß er sein Kriegsheer als oberster Feldherr wider die Franzosen anführen möchte. Zugleich hatten sie ihm Hoffnung gemacht, daß sein alter Streit mit dem Hause Nassau wegen der Grafschaft Catzenelnbogen zu seinem großen Vortheil würde entschieden werden; sie gaben auch zu, daß er dem ohngeachtet die Angelegenheiten seiner Religion besorgen, und seine ältern Bundsgenossen beibehalten könnte. Dadurch wurde er bewogen, zu versprechen, daß er sich den Absichten des Kaisers und des Hauses Oesterreich auf keine Art widersezen, noch dessen Feinden, besonders dem Herzoge von

Jülich, Beistand leisten wolle. Als er aber verlangte, daß dieses Bündniß mit dem Kaiser etwas deutlicher entworfen, und eine ansehnliche Geldsumme zur Anwerbung des Kriegsheeres, das ihm anvertrauet werden sollte, vorausbezahlt werden möchte: verschob man die Antwort darauf; und er bekam sie auch im folgenden Jahr 1542. nicht. Endlich sagte der Bischof Granvella auf dem Reichstage zu Nürnberg im Anfange des Jahrs 1543. zu den Gesandten des Landgrafen, der Kaiser sehe sich durch gewisse vorgefallene Veränderungen genöthigt, sein Heer selbst anzuführen; der Landgraf werde schwerlich gern einen Unterbefehlshaber abgeben; Statt dessen möchte er im Nahmen des Kaisers, während daß dieser den Krieg in Frankreich führte, die Ruhe in Deutschland erhalten; nach geschlossenem Frieden wolle der Kaiser, nach seinem und Morizens Rath, die Religionshändel beilegen. Nunmehr sah der Landgraf wohl, daß er hintergangen sey; er eröffnete es seinen Bundsgenossen; selbst der baierische Hof, der mit dem Kaiser längst unzufrieden war, machte ihm darüber Vorwürfe. Die deutsche Redlichkeit war durch ausländische Kunstgriffe überlistet worden; er konnte sich überdieß noch mit dem Bewußtseyn trösten, daß er in dieser Verbindung einen neuen Weg zur Befestigung der Rechte seiner Parthey gefunden zu haben glaubte, und daß sie ihn nicht gehindert hatte, den braunschweigischen Krieg auch ohne Genehmigung des Kaisers zu ihrer Ehre zu führen.

Freylich erschienen seine Gesandten auf dem Nürnberger Reichstage des Jahrs 1543. nicht mit dem überlegenen Ansehen, das man von seinen siegreichen Waffen im vorigen Jahre hätte erwarten sollen. Allein es war auch jezt seine und seiner Parthey Absicht nicht, Reichstagsschlüsse zu erzwingen; ihre Gegner also, von

der

der ersten Bestürzung wieder frey, fuhren fort, den vollständigen Frieden noch ferner zu hintertreiben. Unterdessen behauptete er sich doch wider ihre Vorschläge im Besize des braunschweigischen Landes; nahm nebst seinen Bundsgenossen den widerrechtlichen Abschied des gedachten Reichstags nicht an; hingegen beschloß er mit ihnen Abgeordnete zur Visitation und Reformation des Reichskammergerichts zu senden, und dem Kaiser Kriegsvölker wider die Türken zu überlassen. Diese leztern großmüthigen Schritte hätten mehr Erwiederung verdient; scheinen aber von der Gegenparthey vor Schwäche und Schüchternheit angesehen worden zu seyn. Einige Uneinigkeit theilte damals wohl Philipps Bundsgenossen; aber nicht bis zu einer schädlichen Trennung. Mehrere Städte unter denselben wünschten, daß die Gesandten zu den gemeinschaftlichen Versammlungen, immer erst von dem Eide, mit welchem sie ihren Herren verpflichtet wären, losgesprochen und dem Bunde vereidet werden möchten, damit sie desto freyer über das gemeine Beste berathschlagen könnten: denn die Städte beschwerten sich über die gewaltsamen Maaßregeln mancher Fürsten. Allein der Landgraf ließ dieses durchaus nicht geschehen, weil auf diese Art die Diener Herren über ihre Fürsten würden, wie es ehemals im schwäbischen Bunde geschehen sey. Er mißbilligte es jedoch, daß der Kurfürst von Sachsen den Abgang einiger Stände von ihrem Bündnisse vor gleichgültig ansah, wenn nur Moriz für dasselbe gewonnen würde. In der That wußte er ihrem Bunde von Zeit zu Zeit einiges Gewicht zu geben. Der Kurfürst und Erzbischof Hermann von Cöln, der schon lange an einer Reformation seines Erzstiftes gearbeitet hatte, betrieb dieselbe im Jahr 1543. am thätigsten. Ihn munterte der Landgraf dazu auf: und als ihm einige Domherren mit der Absezung drohten, schrieb er dem Domkapitel,

daß

daß er und seine Bundsgenossen den Erzbischof vertheidigen würden, wenn es nöthig seyn sollte. Er nahm auch vorzüglichen Antheil an der Gesandtschaft, welche bald darauf im Nahmen des Bundes an eben diese hohe Geistlichkeit und den Rath zu Cöln abgefertigt wurde, um sie von der heftigen Widersezlichkeit gegen die Reformation und ihren Landesherrn abzumahnen.

Ohne auf bloße Muthmaaßungen zu bauen, für welche sich besonders in der deutschen Geschichte dieser Zeiten ein sehr weites Feld öffnet, fällt es doch von allen Seiten in die Augen, daß der Kaiser den Landgrafen, als den furchtbarsten Fürsten des Bundes, entweder zu gewinnen oder einzuschläfern, und mit ihm seine ganze Parthey so lange in einem sichern Vertrauen gegen sich zu erhalten, gesucht hat, bis für ihn die Zeit gekommen seyn würde, ihren Bund mit den Waffen zu zernichten. Obgleich der Landgraf erst vor kurzem durch die kaiserlichen Staatsbedienten getäuscht worden war; so ließen sie ihm doch im Jahr 1543. wieder den Antrag thun, daß er und seine Bundsgenossen dem Kaiser Hülfsvölker zum Kriege mit Frankreich stellen möchten. Allein er lehnte dieses nicht allein für sich ab, indem er dem Unterhändler zu verstehen gab, daß sie ihre Kriegsmacht in Deutschland brauchten; sondern stellte auch eben dieses den sächsischen Fürsten vor. Ob ihm gleich hinterbracht wurde, daß dem Kaiser gegen seine Vertraute die Worte entfallen wären, er würde den Landgrafen und seine Bundsverwandten innerhalb einem Jahre bezwingen; so kam er doch zeitig auf den Reichstag zu Speyer im Jahre 1544. wo auch der Kaiser gegenwärtig war. Dieser suchte ihn, wie es scheint, vergebens zu nöthigen, daß er die auf seine Veranstaltung in einer dortigen Klosterkirche gehaltenen Predigten einstellen möchte. Einst sagte er sogar zu dem Landgrafen, unter vielen vorher-

gehen-

gehenden Merkmalen der Gewohnheit, er und seine Bundsgenossen begehrten keine redlichen Sachen, indem sie sich an die kaiserliche Erklärung zu Regensburg nicht kehrten. Darauf versezte der Landgraf, der Kaiser sey sein Herr, dem er alles zu gute halte; aber einem andern würde er darauf gebührend antworten; er verlangte auch gleich die Erlaubniß abzureisen, weil er schon drey Monathe vergeblich zu Speyer zugebracht hätte, und gieng nach acht Tagen würklich ab. Man besorgte auf diesem Reichstage, daß es zwischen dem Landgrafen und dem Herzoge Heinrich dem jüngern zum Handgemenge kommen möchte. Als sie daher in der öffentlichen Versammlung ihre Size neben einander bekamen, sezte sich, auf einen Wink des Kaisers, der Pfalzgraf von Simmern, mit Vorbehalt seines höhern Rangs, zwischen sie beide. Sie wollten einander nicht einmal unter den Reichsständen einen Platz eingeräumt wissen; Schriften voll der heftigsten Beschuldigungen liessen sie gegen einander vorlesen; bis der Kaiser das Ablesen der leztern Verantwortung des Kurfürsten und Landgrafen wider den Herzog verbot. Indessen war der Schluß dieses Reichstags für die Evangelischen so günstig, als sie es kaum erwarten konnten. Denn obgleich darinne die Beilegung der Religionshändel auf andere Berathschlagungen ausgesezt wurde; so sollte doch, bis zum völligen Vergleich derselben, jedermann ungestört bey seinem Glauben und im Besize seiner kirchlichen Güter bleiben. Auch wurde das Kammergericht noch auf drey Jahre bestätigt; aber das Verfahren desselben gegen die Bundsgenossen sehr gemildert: und nach jener Zeit sollte es mit Beisizern von beiden Religionen besezt werden. Allerdings fand man gleich damals zweydeutige Stellen genug in diesem Reichsabschiede; die römischkatholischen Stände hatten nicht einmal darein gewilligt; es kam lediglich auf die

Gesin-

Geſinnungen des Kaiſers an, wie lange er im friedfertigen Sinne erklärt und gehandhabt werden ſollte.

Und dieſe Geſinnungen entdeckten ſich dem Landgrafen oder vielmehr ganz Europa, noch im Jahr 1544. Der Kaiſer war mit ſeinem Kriegsheere bis in die Nähe von Paris vorgedrungen, während daß der König von England auf einer andern Seite Frankreich angriff; plözlich ſchloß er Friede mit dem Könige von Frankreich, unter deſſen Bedingungen auch dieſe war, daß ſie beide gemeinſchaftlich an der Unterdrückung der Religionshändel durch die wiederherzuſtellende Kirchenverſammlung arbeiten wollten; und beide Partheien in Deutſchland verſtanden es ſehr wohl, empfanden es auch gar bald, was dieſe Verabredung ankündige. Schon fürchteten ſich die Augsburger, daß der nach Worms ausgeſchriebene Reichstag in ihrer Stadt gehalten, bey dieſer Gelegenheit ihre evangeliſche Religionsfreyheit unterdrückt, und wohl gar in derſelben der Siz des allgemein erwarteten Kriegs errichtet werden möchte. Sie baten ſich darüber den Rath des Landgrafen aus, der ihnen ſcherzhaft zur Antwort gab, ſie möchten den Johann Chryſoſtomus (dieſes lezte Wort bedeutet im Griechiſchen einen goldenen Mund,) zu ihrem Fürbitter wählen, und einem kaiſerlichen Staatsbedienten etliche tauſend Thaler ſchenken, damit er eine ſolche Verlegung des Reichstags hindere. Ohnedieß aber hatte derſelbe im Jahr 1545. zu Worms ſeinen Fortgang. Auf dem vorhergehenden war von dem Kaiſer verordnet worden, daß ein jeder Reichsſtand von weiſen Männern einen Entwurf zu einer Kirchenverbeſſerung aufſezen laſſen, und zu Worms vorlegen ſollte. So wenig man ſich auch jezt davon verſprechen konnte; ſo mußten doch die Wittenbergiſchen Theologen, auf Befehl ihres Herrn, eine ſolche Schrift verfertigen, in der Melanchthon, ihr

Ver-

Verfasser, zwar in Absicht auf die Lehre nichts nachgab; dagegen aber es geschehen ließ, daß die Bischöfe ihre geistliche Gerichtsbarkeit, nebst ihren weltlichen Rechten und Besitzungen völlig beibehielten, wenn sie anders ihr Amt als ächte christliche Lehrer gehörig verwalten wollten. Diesen Aufsaz übersandte der Kurfürst dem Landgrafen, der einiges dabey erinnerte; worinne ihm auch seine Theologen beitraten. Er tadelte es, daß man die unbedingte Nothwendigkeit der Taufe zur Seeligkeit, auch in Fällen, wo ein Kind dieselbe nicht habe erhalten können, behaupte; weiter hielt er es vor gefährlich, den Bischöfen die Bestellung von Predigern in den evangelischen Gemeinen einzuräumen; gesezt daß sie auch die reine Lehre angenommen hätten, so müßten doch Fürsten und Obrigkeiten darüber die Aufsicht führen: und eben so wenig gefiel es ihm, daß die Geistlichen allein in Ehesachen sprechen sollten. Die Wittenbergischen Theologen erklärten sich hierauf sehr wohl; aber von ihrer Arbeit wurde auf dem Reichstage kein Gebrauch gemacht. Vielmehr drang der König Ferdinand, und bald auch der Kaiser, darauf, daß die Evangelischen versprechen sollten, die nächstens anzufangende Kirchenversammlung zu beschicken. Ihre Gesandten beriefen sich auf die wichtigen Einwendungen, die man längst wider die päpstlich partheiische Einrichtung dieser Versammlung gemacht hätte; und erklärten den Anfang derselben vor eine offenbare Endigung des Friedens, um den sie allein schlechterdings anhielten, und den ihnen die kaiserlichen Staatsbedienten nicht bewilligen wollten. Es wurde ein neuer Reichstag auf das folgende Jahr, und noch vorher ein Religionsgespräch ausgemacht. Die Weigerung der Evangelischen, das Concilium anzunehmen, machte diese Anstalten dem Scheine nach nothwendig; aber noch nothwendiger wurden sie für den Kaiser, weil seine

geheime, zum Theil ſichtbare Vorbereitungen zum Angriff auf jene Parthey noch gar nicht vollendet waren.

Philipp und ſeine Bundsgenoſſen erfuhren nach und nach dieſe Vorbereitungen; manche gewaltſame Entſchließungen, Reden und Handlungen des Kaiſers gegen ſie und ihre Freunde, zu einer Zeit da er ihnen perſönlich alle Gefälligkeit bewies, lieſſen ſie eben ſo gewiß feindſeelige Abſichten beſorgen. Wäre es auf den Landgrafen angekommen: ſo würde ſich der Bund durch eine Vereinigung mit denen ihm ſich gefliſſentlich nähernden Königen von Frankreich und England verſtärkt haben; allein der Kurfürſt von Sachſen, mißtrauiſch durch frühere Erfahrungen, verwarf dieſen Vorſchlag. Eben dieſer Fürſt wollte nichts von einer Verbindung mit den reformirten Schweizern wiſſen, die ihm der Landgraf empfol; ſeine Theologen mißbilligten dieſelbe wegen der fortdauernden Verſchiedenheit des Lehrbegriffs von beiden Theilen. Noch wichtiger und vielverſprechender war das Bündniß, welches der Landgraf zwiſchen ihnen beiden und ſeinem Schwiegerſohne Moriz zu ſtiften ſuchte. Dieſer hatte es ihm ſelbſt angeboten, weil die Gefahr für die Evangeliſchen immer größer würde. Doch der Kurfürſt fand dabey nicht geringe Schwierigkeiten; eigentlich fürchtete er nur, daß der Landgraf und der Herzog ſtets übereinſtimmen, und alſo ſeine Meinung nichts gelten, ingleichen daß der erſtere vieles was nur ihn betraf, auf ihre Koſten thun würde. Er verlangte auch, daß vor allen Dingen ſeine Streitigkeiten mit dem Herzoge geſchlichtet werden möchten, und daß dieſer lieber in den ſchmalkaldiſchen Bund träte. Der Landgraf wollte dieſen gezwungenen Ausflüchten durch ſeine Vermittelung und eine gemeinſchaftliche Zuſammenkunft ein Ende machen; da ſich aber der Kurfürſt wiederum entſchuldigte, daß

er

er ihr nicht beiwohnen könne, warf er ihm vor, daß er seine kleinen Zwistigkeiten dem öffentlichen Besten vorziehe. Ueberhaupt war der Kurfürst um diese Zeit des schmalkaldischen Bundes so müde, daß er, da ohnedem das Ziel desselben herannahte, ihn ganz aufgehoben zu sehen wünschte; der Landgraf hingegen trug auf die Erneuerung und Erweiterung desselben an. Jener wollte am liebsten seine Religionsangelegenheiten dem besondern Schuße Gottes überlassen, und gefiel sich am wenigsten in schlau ausgedachten Maaßregeln. Dieser aber glaubte, daß es dem Willen Gottes nicht zuwider sey, auch durch fruchtbare menschliche Mittel in unaufhörlicher Thätigkeit für die Religion zu sorgen.

Sie vereinigten sich gleichwohl im Jahr 1545. zu einem gemeinschaftlichen Kriege: und (sonderbar genug,) auch Moriz stand ihnen darinne bey. Auf das wiederholte eifrige Verlangen des Kaisers, hatte der Kurfürst und der Landgraf vor kurzem einen Vergleich mit ihm geschlossen, durch welchen sie ihm das eroberte Fürstenthum Wolfenbüttel zur Sequestration, oder mit der Bedingung übergaben, daß er es durch die Kurfürsten von Pfalz und Brandenburg, den Pfalzgrafen von Simmern, und den Herzog Moriz von Sachsen, oder den Herzog Wilhelm von Jülich, verwalten lassen sollte. Heinrich, der über diese Anstalt äußerst mißvergnügt war, wiewohl er durch dieselbe sein Land am ersten wieder bekommen konnte, beschloß, es mit den Waffen einzunehmen. Er rückte mit neun bis zehntausend Mann, die er unter der Hand mit Gelde, das ihm der französische Hof gab, angeworben hatte, in dasselbe ein, und unterwarf sich beinahe alles bis auf Wolfenbüttel. Sogleich drang der Landgraf in Verabredung mit den Bundsgenossen, ohngefähr gleich stark an Kriegsvölkern, bis Nordheim

vor. Der Kurfürst von Sachsen verstärkte ihn, obgleich ziemlich ungern, mit zehntausend Mann: und der Herzog Moriz kam ihm, vermöge der Erbeinigung zwischen Sachsen und Hessen, auch mit sechstausend Mann zu Hülfe. Verschiedene Fürsten übernahmen die Friedensvermittelung; Moriz gab sich insonderheit deswegen viele Mühe bey seinem Schwiegervater. Da aber Heinrich die von diesem angegebenen Bedingungen nicht genehmigen wollte, entschied am 20. October des Jahrs 1545. die Schlacht von Kalefeld, nicht weit von Nordheim, das Schicksal des erstern. Er wurde von dem Landgrafen gänzlich geschlagen: und nunmehr erklärte er sich gegen den Herzog von Sachsen bereit, die vorher verworfenen Bedingungen einzugehen. Allein der Sieger ließ ihm melden, jezt habe er keine andere für ihn, als daß er sich mit seinem ältesten Sohne zu Gefangenen ergäbe. Zugleich sezte er sich mit seinem Heere näher bey dem geschlagenen, damit Heinrich, der immer noch unterhandelte, ihm nicht entfliehen könnte; bis sich dieser endlich, nachdem ihm versprochen worden war, daß ihm keine zu heftige Vorwürfe gemacht werden sollten, mit seinem Prinzen in dem Lager des Landgrafen einfand. Dieser sagte zu ihm: „Wäre ich sowohl in Dei„ner, als Du nunmehr in meiner Gewalt bist: so wür„dest Du mich nicht lange leben lassen; aber ich will „großmüthiger mit Dir umgehen.“ Beide Fürsten wurden hierauf ins Hessische fortgeführt, wo sie in der Festung Ziegenhayn blieben. Während daß sie sich ergaben, fehlte wenig daran, daß nicht die beiden Kriegsheere nochmals einander angriffen. Philipp und Moriz hinderten sie geschwind daran: und weil das braunschweigische ungetrennt seinen Abzug nehmen wollte, drang der erstere in dasselbe ein, und nöthigte es, seine Fahnen abzugeben, auch eidlich zu versprechen,

Digitized by Google

chen, daß es innerhalb einem halben Jahre keine Dienste wider die Bundsgenossen thun wolle. Nachdem er sich des wieder eroberten Landes durch die Huldigung versichert hatte, zog er auch gegen Heinrichs Gehülfen in diesem Kriege. Er verschonte zwar den Grafen von Schaumburg, für welchen dessen Bruder bat; allein dem Grafen von Rittberg, der hessischer Lehnsmann war, legte er eine Geldstrafe auf, und entzog ihm sein Lehn. Nach allem diesem verabschiedete Philipp seine Kriegsvölker. Er und der Kurfürst meldeten dem Kaiser ihre Unternehmung, mit der Bitte, den Herzog Heinrich und seine Gehülfen mit der Reichsacht zu belegen, weil sie die kaiserliche Sequestrationsordnung verachtet, und die öffentliche Ruhe gestört hätten. Der Landgraf berichtete dem Kaiser noch besonders, daß er in dem Lager des Herzogs Briefe entdeckt habe, welche gefährliche Absichten wider ihn, oder doch dessen Bruder, anzeigten. Er bekam jedoch von dem Kaiser zur Antwort, daß derselbe, nach einem solchen Ausgange des Kriegs, die Achtserklärung nicht aussprechen könne; dagegen ermahnte er den Landgrafen, daß er seine Gefangenen glimpflich und als Fürsten behandeln; seinen Streithandel selbst aber in der Güte oder rechtlich entscheiden lassen möchte. Vergebens hielt der Landgraf nochmals bey dem Kaiser um Bestrafung seiner verbundenen Feinde an. Der gefangene Herzog versprach ihm in der Folge, ein ihm und seinen Bundsgenossen wichtiges Geheimniß zu eröffnen; es bestand aber bloß darinne, daß der Kaiser alle Reichsfürsten in die tiefste Armuth zu stürzen gesonnen sey.

Natürlicher ist wohl nichts an diesem Orte, wo man den Landgrafen alsbald nach geendigtem Kriege seine Soldaten entlassen, und ihn selbst sich an den Kaiser, als an seinen Richter, wenden sieht, als der Gedanke,

daß er damals sehr zur Unzeit die Waffen niedergelegt hat. Es war mehr als wahrscheinlich, und ihm selbst bekannt genug, daß der Kaiser wider ihn und seine Bundsgenossen feindseelige Maaßregeln nehme. Da er also siegreich an der Spitze eines Heeres stand: so hätte er, wie es scheint, theils in dieser Stellung bleiben, theils in derselben eine deutliche Erklärung von dem Kaiser fordern sollen, welche Sicherheit der Bund sich von ihm zu versprechen habe. Sich selbst bey einer bevorstehenden Gefahr wehrlos machen, hieß nur dem Feinde mehr Muth einflößen. Man giebt aber diesen Gedanken bald wieder auf, wenn man bedenkt, daß ein so entschlossener Schritt weder von dem andern Oberhaupte des Bündnisses, noch von den meisten Mitgliedern desselben zu erwarten gewesen sey; und daß ihn Philipp allein ohne Nachdruck gethan haben würde. Bloß zu seiner Vertheidigung die Waffen zu ergreifen, und sobald sie geendigt war, wieder zur friedlichen Ruhe zurückzukehren, sollte allem Ansehen nach den einleuchtendsten Beweis abgeben, wie wenig er und seine Bundsverwandten verdienten, als Friedensstörer angegriffen zu werden. Er glaubte auch vermuthlich, sich Ansehen genug verschafft zu haben, um nicht muthwillig beleidigt zu werden, und stark genug zu seyn, um sich vor keinem Angriffe fürchten zu dürfen.

Nicht als wenn er darum weniger aufmerksam auf die Vortheile seines Bundes und seine eigenen, oder auf die Bewegungen seiner Gegner geworden wäre. Um die Zeit seines zweiten braunschweigischen Kriegs war der Kurfürst und Erzbischof von Mainz, Albrecht, Markgraf von Brandenburg, gestorben. Philipp hatte den vorübergehenden Einfall, einen seiner Prinzen zu dessen Nachfolger wählen zu lassen; man weiß nicht, unter welchen Bedingungen. Er bot auch öffentlich

lich dem Mainzer Domkapitel seinen Beistand zur Unterstüzung einer freyen Wahl an: und als er fand, daß er durch seine Freunde in demselben jene Absicht nicht erreichen könne, beförderte er die Wahl eines derselben, Sebastian von Heusenstamm, der ihm heimlich versprochen haben soll, der Reformation, wenn gleich nur langsam, einigen Vorschub zu thun. Wenigstens nahm er an dem Religionsgespräch zu Regensburg keinen Antheil, das mit dem Anfange des Jahrs 1546. zur Würklichkeit kam, und eines der lezten Mittel seyn sollte, die Evangelischen möglichst in der Sicherheit zu unterhalten, bis der Kaiser im Stande wäre, sie zu bekriegen. Was nur auf beiden Seiten Augen hatte, merkte dieses; dennoch schickte man Theologen zur Unterredung dahin, und erfuhr sowohl durch den Lauf derselben, als durch ihr baldiges Zerreissen, wie wenig sie eine Vorläuferinn des Friedens seyn könne. Mittlerweile hielten die Abgeordnete der Bundsgenossen und übrigen evangelischen Stände am Ende des Jahrs 1545. zu Frankfurt am Mayn eine Versammlung, in welcher die Verlängerung des Bundes beschlossen, und allerhand andere Maaßregeln für denselben genommen wurden; unter andern, daß der Kurfürst von Sachsen, der Landgraf von Hessen, der Herzog von Würtenberg und die Reichsstadt Augsburg, aus der gemeinschaftlichen Kriegscasse eine Summe Geldes bekommen sollten, um davon mehrern Hauptleuten Wartegelder reichen zu können. Schon war es in der That so weit gekommen, daß der Landgraf im Jänner des Jahrs 1546. sich nicht enthalten konnte, an den kaiserlichen Staatsbedienten Granvella zu schreiben, in Deutschland und in Italien erzähle man durchgehends, der Kaiser und der Papst stünden im Begriff, die Evangelischen unter dem Vorwande der verworfenen Kirchenversammlung, im nächsten Frühlinge feindlich

zu überziehen; man nenne bereits die Gegenden, in welche der Einbruch geſchehen ſollte; die Kriegsbefehlshaber ſelbſt leugneten es nicht, Geld dazu empfangen zu haben; er und ſeine Glaubensgenoſſen könnten es zwar kaum vor wahr halten, da ſie dem Kaiſer wider die Türken und andere Feinde Dienſte geleiſtet hätten; doch wäre es möglich, daß man ihm Mißtrauen gegen ſie erweckt hätte; Granvella möchte ihm alſo günſtigere Geſinnungen beibringen. Dieſer begnügte ſich daran, alle ſolche Nachrichten vor Erdichtungen auszugeben, und die feſte Friedensliebe ſeines Herrn zu verſichern. Sein keckes Leugnen that jedoch wenig Würkung; der Landgraf wurde kurz darauf auch durch den berühmten Feldherrn Sebaſtian Schertlin, welchen die Augsburger an ihn abſandten, von den feindlichen Rüſtungen benachrichtigt, und berathſchlagte darüber mit dem Kurfürſten von der Pfalz, den er vergebens in ſeinen Bund zu ziehen ſuchte. Allein eben weil er der wachſamſte und furchtbarſte unter den Bundsgenoſſen war, wandte der Kaiſer durch ſeine Räthe alles an, um ihn noch eine Zeitlang zu hintergehen. Sie ſchlugen ihm vor, den Kaiſer ſelbſt zum Merkmal ſeines Vertrauens zu beſuchen; er ließ ſich auch, nach erhaltenem ſichern Geleite, bereden, demſelben im März des Jahrs 1546. zu Speyer entgegen zu kommen. Hier wiederholte er ohngefähr, was er dem Granvella geſchrieben hatte; zeigte noch einmal, warum die Evangeliſchen eine ſolche Kirchenverſammlung, wie der Papſt damals hielt, unmöglich beſchicken könnten, und bat nur um Religionsfreyheit und zuverläßigen Frieden. Dafür empfieng er von dem Kaiſer und ſeinen Staatsbedienten beinahe alles, was er nur zu hören wünſchte; die allerfriedfertigſten und freundſchaftlichſten Erklärungen; beſonders auch eine ſehr lebhafte Einladung, daß er ja auf dem bevorſtehenden Reichstage zu Regens-

burg

burg selbst erscheinen möchte. Der Landgraf versprach es nicht ausdrücklich; aber seine Gesandten wollte er dahin abgehen lassen: und er ersuchte den Kaiser, es ihm nicht zu verargen, wenn sie nicht in allem seinem Willen beiträten; es geschehe aus Ehrerbietung gegen Gott; denn die Zeit sey kurz, und man müsse auf die Ewigkeit denken. Man sagt, daß der Landgraf damals völlig von der Aufrichtigkeit der Gesinnungen des Kaisers überzeugt worden sey, und sie auch unter seinen Bundsgenossen gerühmt habe; allein es ist eben nicht wahrscheinlich. Sein Mißtrauen zeigte sich durch die Weigerung, auf dem Reichstage zu erscheinen: und das Bestreben des Kaisers, ihn vornehmlich zu gewinnen, und von den Bundsgenossen zu trennen, mußte ihm zu sichtbar seyn.

Doch kurz darauf legte der Kaiser alle Verstellung gegen ihn ab, in die er sich so lange eingehüllt hatte. Auf dem Regensburger Reichstage, der im May des Jahrs 1546. zu Stande kam, und wo die Bundsgenossen nur ihre Gesandten auftreten liessen, beharrten diese darauf, daß ein fester Friede errichtet, und die Religionsstreitigkeiten auf einer rechtmäßigen deutschen Kirchenversammlung, oder sonst durch Gespräche und Unterhandlungen, beigelegt werden sollten. Der Kaiser hingegen ließ in Deutschland und in den Niederlanden offenbar die stärksten Werbungen anstellen. Als der Landgraf, der überall fleissig nachforschte, dieses sah, traf er gleich ähnliche Gegenanstalten; konnte es aber kaum seinen Bundsgenossen begreiflich machen, wie nahe der Krieg sey. Endlich fragten die evangelischen Gesandten am 16. Junius den Kaiser, wider wen seine Zurüstungen gerichtet wären? Wider einige ungehorsame Reichsstände, antwortete er ihnen, wider welche er sein Ansehen behaupten müsse. Eben so ließ er an

die vornehmste Reichsstände des Bundes schreiben, er sey gesonnen, die Störer der öffentlichen Ruhe, welche unter dem Vorwande der Religion andere Stände, und insonderheit auch die Städte zu überwältigen suchten, und ihn selbst nichts achteten, zu ihrer Pflicht zu nöthigen. Deutlich genug waren hiermit der Landgraf und der Kurfürst bezeichnet; aber auch die Absicht des Kaisers leuchtete daraus hervor, einige der ansehnlichsten Städte von ihnen abwendig zu machen, indem er sie versicherte, daß sie von dem Kriege nichts zu befürchten hätten.

Sobald die Bundsgenossen durch diese Erklärungen des Kaisers, nach welchen auch bald sein mit dem Papste wider sie geschlossenes Bündniß von diesem selbst bekannt gemacht wurde, die ihnen drohende Gefahr kennen lernten, regte sich unter ihnen die einmüthigste Thätigkeit, sich in kriegerische Verfassung zu sezen. Die schwäbischen und rheinischen Städte, welche der Kaiser auf seine Seite hatte ziehen wollen, waren sogar mit dem Herzoge Ulrich von Würtenberg die ersten, welche nicht nur Kriegsvölker gegen die Grafschaft Tyrol vorrücken liessen, sondern es auch dadurch zu verhindern suchten, daß dem Kaiser aus Italien keine Verstärkungen zugeführt werden könnten. Die beiden Oberhauptleute des christlichen Verständnisses, wie sie sich nannten, der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf, errichteten am 4. Julius zu Ichterehausen, im jezigen Fürstenthum Gotha, einen Vertrag mit einander, wie sie ihren Feldzug anstellen, und sich mit dem Heere ihrer südlichen Bundsgenossen vereinigen wollten. Sie brachten auch noch in demselben Monathe sieben und zwanzig tausend Soldaten zusammen. Zu gleicher Zeit rechtfertigten sie sich in einem sehr ehrerbietigen Schreiben an den Kaiser, wegen der Vorwürfe des Ungehorsams und der Friedensstörung; hielten ihm aber auch vor, wie

er,

er, wenn dieselben auch gegründet wären, nach seiner Wahlcapitulation gegen sie zu verfahren schuldig sey. Bald darauf führten sie eben dieses in einer gedruckten Schrift noch weitläufiger aus. Besonders zeigten sie in derselben, daß sie nur darinne dem Kaiser nicht hätten willfahren können, den reinen Glauben zu verlassen, und dieselbe dem Papste und seiner partheiischen Kirchenversammlung zu unterwerfen; da auch der Kaiser, sonder Verkleinerung zu reden, nicht sein kaiserliches Amt gegen sie beobachtet, sondern was ihm nicht gebühre vorgenommen habe: so werde es ihnen auch niemand verdenken, daß sie sich ihm widersezten.

Kaum aber war diese Schrift ans Licht getreten: so wurde auch der Landgraf mit dem Kurfürsten von dem Kaiser am 20. Julius des Jahrs 1546. in die Reichsacht erklärt. Als Ursachen dieser Bestrafung führte er an, daß beide Fürsten seit vielen Jahren allen seinen Bemühungen zur Erhaltung oder Wiederherstellung des Friedens entgegengearbeitet, sich wider ihn selbst aufgelehnt, und auch andere Stände und Unterthanen des Reichs zu einem solchen Ungehorsam gereizt hätten. Das Betragen des Landgrafen bey den Packischen Händeln; die Eroberung der Herzogthümer Würtenberg und Braunschweig; die gewaltsame Besiznehmung geistlicher und weltlicher Güter und Herrschaften; die Beschüzung fremder Unterthanen unter dem Vorwande der Religion; die Abhaltung mancher Stände von der Besuchung der Reichstage; die Verhinderung und sogar Aufhebung des Kammergerichts, unter dem Schein der Religion und des Rechts, mit der offenbaren Absicht, dem Kaiser endlich auch Krone und Scepter zu entreissen; ingleichen die Bündnisse und Verschwörungen, selbst mit ausländischen Fürsten, gegen den Kaiser, werden als Beispiele und Beweise angegeben, daß die beiden Fürsten sich des allerhöch-

sten, und erschröcklichsten Lasters der beleidigten Majestät theilhaftig gemacht hätten. Da nun der Kaiser, wie er ferner versichert, sie durch seine bisherige Nachsicht und Geduld nur verstockter gemacht habe: so belegt er sie, die er unsere Ungehorsamen, Untreuen, Pflicht- und Eidbrüchigen, Rebellen, Aufrührerische, Verächter und Verlezer unserer kaiserlichen Hoheit und Majestät, auch Verbrecher des gemeinen ausgekündten Landfriedens nennt, mit seiner und des heiligen Reichs Acht und Aberacht, die er selbst an ihnen zu vollziehen im Begriff sey; verbietet jedermann, ihnen Hülfe zu leisten, und spricht ihre Stände und Unterthanen von dem ihnen geleisteten Eide der Treue loß. Es ist ausgemacht, daß der Kaiser, wenn gleich alle wider die beiden Fürsten vorgebrachten Beschuldigungen vollkommen gegründet waren, woran doch so ungemein viel fehlte, gleichwohl die Gränzen der Macht, welche ihm in seiner Wahlcapitulation anvertrauet worden war, durch dieses Verfahren bey weitem überschritten hat. Ohne rechtliche Untersuchungen und Einwilligung der übrigen Reichsstände, war er keineswegs befugt, ein solches Urtheil über zween derselben zu fällen. Daß er es so eigenmächtig that, kam unter andern auch davon her, weil er sich in dem beschlossenen Kriege alles vor erlaubt hielt, und von den römischkatholischen Ständen keinen Widerspruch besorgte.

Dem Landgrafen und seinem ansehnlichen Bundsgenossen konnte die Achtserklärung des Kaisers eben keine große Furcht erwecken. Dieser Herr hatte nur erst ohngefähr dreyzehntausend Soldaten, mit denen er sich bey Regensburg lagerte; die würtenbergischen und übrigen Kriegsvölker der Bundsgenossen jener Gegenden waren ihm also allein schon an der

Zahl

Zahl überlegen. Der Landgraf rückte mit den seinigen noch im Julius in Franken ein; vereinigte sich daselbst bald mit den kurfürstlichsächsischen unter der Anführung ihres Landesherrn, und gegen den Anfang des Augusts auch mit dem schwäbischrheinischen Heere, bey Donauwerth. Die gesammte Kriegsmacht der Verbundenen belief sich wenigstens auf funfzigtausend Mann, nach andern noch viel höher. Kurz vorher hatte sich der Kaiser mit seinem kleinen Hauffen in ein festeres Lager bey Landshut gezogen. Hieher schickten ihm die Oberhäupter und alle übrige Mitglieder des Bundes am 11. August ihre Verwahrungsschrift, wie man damals eine Kriegserklärung nannte. Sie sagten darinne, daß, weil der Kaiser augenscheinlich damit umgehe, die wahre Religion und die deutsche Freyheit zu unterdrücken, sie ihm, als ihrem Feinde, alle Pflicht und Lehen hiermit aufkündigten.

Muthvoll genug waren alle diese Schritte des Landgrafen und seiner Bundsverwandten; aber, worauf noch mehr ankam, ihre eigentlichen Kriegsunternehmungen wider den Kaiser, zumal unter so günstigen Umständen des merklichsten Uebergewichts von ihrer Seite, entsprachen der allgemeinen Erwartung nicht. Sebastian Schertlin oder Schertel von Burtenbach, (welche Stadt und Schloß, zwischen Augsburg und Ulm gelegen, ihm zugehörten,) einer der berühmtesten und geübtesten Feldherren dieser Zeit, war auch unter den Befehlshabern des südlichen Heeres. Er gab einen trefflichen Entwurf an, dem Kaiser alle Verbindung mit Italien, woher er päpstliche und andere Kriegsvölker erwartete, abzuschneiden; wurde aber, da er schon einen glücklichen Anfang dazu gemacht hatte, von dem Kriegsrathe zurückberufen. Dieser leztere that zwar einen noch wichtigern Vorschlag, den

Kaiser

Kaiſer ſelbſt bey Regensburg mit der überlegenen Macht, die man in den Händen hatte, anzufallen; allein die kahle Bedenklichkeit, daß man nicht der angreifende Theil ſeyn wollte, machte auch dieſes rückgängig. Noch war unterdeſſen für die Entſcheidung des Kriegs zum Vortheil der Bundsgenoſſen nichts verloren. Vielmehr ſchien nach der geſchwinden Ankunft des Landgrafen und des Kurfürſten an der Spitze ihrer Heere, auch die Zeit gekommen zu ſeyn, da man den ſo ſchwachen Kaiſer gleichſam mit einem einzigen Streiche zu Boden werfen könnte. Hier aber war es gerade, wo von den Verbundenen nichts geſchah. Schertlin, deſſen eigenhändiges Tagebuch ſich bis auf die neuern Zeiten erhalten hat, erzählt darinne den glücklichen Fortgang, welchen er bisher in Eroberung von Städten längs der Donau gehabt hatte; wirft aber alle Schuld von dem nunmehr eintretenden trägen Stillſtande des Feldzugs auf den Landgrafen. Er hatte den Rath gegeben, daß man ſogleich auf den Kaiſer bey Landshut losgehen, und ihn zu einer Schlacht nöthigen ſollte. Der Kurfürſt von Sachſen und andere der vornehmſten Herren billigten dieſes; nur der Landgraf fand auf dem Wege dahin ſo viele Moräſte und andere gefährliche Stellen, daß man es nicht wagen dürfe, das Kriegsheer über dieſelben zu führen. Darauf ſchlug Schertlin vor, München, die Hauptſtadt der Herzoge von Baiern, zu belagern; der Kaiſer, fügte er hinzu, würde ſie zu entſezen ſuchen, und unfehlbar zurückgeſchlagen werden; aber auch dieſes mißbilligte der Landgraf. Inzwiſchen wurde der Kaiſer durch achtzehntauſend päpſtliche und ſpaniſche Kriegsvölker aus Italien verſtärkt. Er rückte daher wieder gegen Ingolſtadt an der Donau vor; beide Kriegsheere kamen einander immer näher. Endlich bot ſich, nach Schertlins Erzählung, eine vielverſprechende Gelegenheit zum Treffen an.

Er

Er stand mit achttausend Mann Fußvolk auf dem linken Flügel des Heeres, als fünftausend Mann von den Kaiserlichen aus ihrem Lager ihm entgegen zogen. Mit vieler Mühe erhielt er von dem Landgrafen die Erlaubniß, das Geschütz auf sie loßfeuern zu dürfen. Sie wichen zurück; das ganze feindliche Lager gerieth in Verwirrung; Schertlin und die andern Befehlshaber unter ihm verlangten eifrig das Zeichen zur Schlacht; der Landgraf hingegen weigerte sich wegen allerhand Bedenklichkeiten, dasselbe zu geben: und der Kurfürst, zu dem sich Schertlin deswegen begab, war eben derselben Meinung. Dieser Feldherr versichert, daß sich der Kaiser niemals in einer größern Gefahr befunden, und daher auch nachmals gesagt habe, er wolle dem Kurfürsten und dem Landgrafen eher als ihm vergeben. Zwey Tage darauf fielen die Feinde des Landgrafen Kriegsvölker so unvermuthet an, daß dieser eiligst zu Schertlin ritt, und ihn mit den Worten aufrief: „Hilf, lieber Bastian! mein Geschütz ist verloren;„ der auch die Kaiserlichen sogleich zurücktrieb. Als aber eben derselbe ihm und den übrigen Fürsten rieth, sich Baierns zu bemächtigen, dessen Herzog keine Parthey ergriff, und beiden verdächtig war: so warf ihm der Landgraf eine übertriebene Lust sich herumzuschlagen vor, und bekam dafür von ihm den Vorwurf zurück, daß er den Krieg nur darum in die Länge spiele, damit er sich nicht in sein Land verbreiten möchte. Schertlin verließ endlich, aus Verdruß über die schlechten Maaßregeln der Bundsgenossen, ihr Lager; zumal da ihn Augsburg zu seiner Vertheidigung rief.

Ein Zeugniß von dieser Art wider den Landgrafen scheint das größte Gewicht zu haben; es gewinnt auch dadurch Stärke, weil dieser Feldzug würklich durch eine Reihe von Fehlern, welche die Bundsgenossen nach dem Urtheil aller Kenner begiengen, den unglücklichsten

Aus-

Ausgang nahm. Doch schon damals wurden noch weit schlimmere Beschuldigungen wider den Landgrafen verbreitet; er sollte zum Verräther an seiner Parthey geworden seyn. Dieses gieng nicht bloß als eine Sage und zuversichtliche Vermuthung herum, welche viele daraus gefolgert haben mögen, weil er, der sich schon mehrmals als einen glücklichen Feldherrn hervorgethan hatte, in diesem Kriege, unter so begünstigenden Aufforderungen, gar nichts Rühmliches ausführte, und die Angelegenheiten der Bundsgenossen in der äußersten Verwirrung hinterließ; sondern sie ist auch von dem Verfasser einer geheimen Geschichte drey sächsischer Kurfürsten, (in dem man Johann Friedrichs Leibarzt, Matthäus Ratzenberg, zu erkennen glaubt,) mit gewissen bestätigenden Merkmalen aufgezeichnet worden. Er rechnet dahin, daß der Landgraf den Kurfürsten hinterlistig beredet habe, an diesem Feldzuge Antheil zu nehmen, damit der Herzog Moritz desto leichter seine Länder überwältigen könnte. Aus solchen treulosen Gesinnungen sey es auch zu erklären, daß der Landgraf immer der Meinung des Kurfürsten widersprochen habe, wenn von einem Angriffe auf die Feinde die Rede war. Er habe zwar das kaiserliche Lager beschießen lassen; aber mit so seitwärts gerichtetem Geschütze, daß es keinen Schaden thun konnte; wiewohl dennoch der Kugeln so viele in das Lager geflogen wären, daß der Kaiser beinahe an des Landgrafen Zusage gezweifelt, und gesagt habe: „Ey du Lecker! halt mir, was du zugesagt und „versprochen hast!“ Sogar während dieser Zeit habe der Landgraf seinen Abgesandten bey dem Kaiser gehabt, mit ihm um Aussöhnung handeln lassen, und dafür versprochen, daß er mit seinen Kriegsvölkern alle Feinde des Kaisers bekriegen wolle. Endlich habe er auch den Kurfürsten, als er in sein Land zurückkehren mußte, ganz hülflos gelassen.

Ver-

Vergleicht man mit dieſen Erzählungen eines unbekannten Schriftſtellers, der ſich überhaupt als einen partheiiſchen Sammler von Volksgerüchten und Anekdoten zeigt, und gegen deſſen andere Nachrichten auch ſo viel einzuwenden iſt, Philipps offene Redlichkeit, die bisher in ſeiner Geſchichte, ſelbſt neben manchen von der Klugheit vorgeſchriebenen verſteckten Maaßregeln ſeiner Unternehmungen, immer ſo ſichtbar geweſen iſt: ſo kann man ſich ſchon eines ſtarken Verdachts gegen dieſelben nicht erwehren. Erinnert man ſich aber daran, daß eben dieſer Fürſt, der ſeine Bundsgenoſſen an den Kaiſer verrathen, und ihm die Bezwingung derſelben hauptſächlich erleichtert haben ſoll, von ihm gleich darauf mit ſo vieler Härte behandelt worden iſt: ſo verlieren jene Erzählungen auch alle Wahrſcheinlichkeit. Nichts war zu allen Zeiten gewöhnlicher, als daß man bey einer unerwartet fehlgeſchlagenen großen Abſicht, beſonders im Kriege, die Urſache in einer Verrätherey ſuchte: und ſehr ſelten hat man ſie erweiſen können. Im gegenwärtigen Falle, da eine erhizte Religionsparthey ſich ihrem bittern Verdruße überließ; und gegen den andern Hauptanführer, der ſo gewiſſenhaft, auch weniger kriegeriſch war, ein ſolcher Argwohn übel angebracht zu ſeyn ſchien: war es natürlich, daß derſelbe ganz auf den Landgrafen fiel, der überdieß mit jenem in vielen Grundſäzen und Meinungen nicht übereinſtimmte. Allein was zur Beſtätigung dieſes Argwohns beigebracht wird, iſt weder erweislich, noch ſelbſt, wenn es dieſes wäre, ſcheinbar genug; wie man aus gleichzeitigen Geſchichtſchreibern von unbezweifelter Glaubwürdigkeit ſieht. Daß der Kurfürſt die Anführung eines Theils vom Kriegsheere freywillig, und ohne dazu gelockt worden zu ſeyn, übernommen habe, beweiſet ſeine frühe Verabredung mit dem Landgrafen: und dieſer erklärte vielmehr ſelbſt im Lager der Bundsgenoſſen

nossen, er wünschte, daß einem von ihnen beiden allein der Oberbefehl aufgetragen worden wäre. Wenn sie beide über Zeit und Ort des Angriffs auf die Feinde nicht einerley dachten: so war diese Verschiedenheit voraus zu erwarten, ohne daß der geringste Grund darinne läge, einem von ihnen ein treuloses Verständnis beizulegen. Eben so hat gar oft in Feldzügen das Geschüz des einen Theils gar keine Würkung auf den andern gethan: und unter mehrern Ursachen, die daran Schuld seyn konnten, durfte man wohl nur zu allerlezt auf eine verrätherische fallen. Doch hier hat sich der gedachte Schriftsteller ohnedieß selbst widersprochen; nicht zu gedenken, daß ihn auch Sleidan vollkommen widerlegt. Gesezt ferner, daß der Landgraf einen Gesandten im kaiserlichen Lager gehabt hätte: so würde daraus nicht mehr folgen, als daß er Unterhandlungen mit dem Kaiser angefangen habe, zu welchen auch sein Schwiegersohn Moriz, ein Bundsgenosse des Kaisers, die Veranlassung geben konnte; und daß er gleichwohl damit nicht gesonnen gewesen sey, seine Bundsgenossen zu verlassen. Den Beistand endlich, welchen er dem Kurfürsten in dessen Lande hätte leisten sollen, hat dieser durch seine Unvorsichtigkeit selbst unmöglich gemacht, nachdem ihm der Landgraf vergebens den heilsamsten Rath ertheilt hatte.

Schertlin, der an Glaubwürdigkeit so weit über diesen Schriftsteller steht, läßt sich bey allem Nachtheiligen, was er von dem Betragen des Landgrafen in dem Feldzuge an der Donau sagt, doch kein Wort entwischen, das auf eine Treuloſigkeit desselben zielte. Und selbst dieses Nachtheilige läuft, so wenig man entschlossen seyn darf, diesen Fürsten von allen Fehlern oder Nebenabsichten frey zu sprechen, gleichwohl mehr darauf hinaus, daß er und Schertlin über die Art, wie

jener

jener Krieg geführt werden müsse, meistentheils uneins gewesen sind. Nur unpartheiische Feldherren und Geschichtschreiber ihrer Zeiten könnten zwischen ihnen entscheiden. Freylich hat Schertlin als Augenzeuge und berühmter Feldherr das günstigste Vorurtheil für sich; aber es ist doch eigentlich nur ein Zeugniß, das er in seiner eigenen Angelegenheit wider den Landgrafen ablegt: und wenn die unter seinem Nahmen gedruckte Geschichte des schmalkaldischen Kriegs ihm würklich zugehört, so hat er in derselben die Maaßregeln des Landgrafen sogar gebilligt. Auf der andern Seite versichert Sleidan mit noch einem gleichzeitigen Schriftsteller, daß dieser Fürst den Entwurf zum Angriffe auf die Kaiserlichen bereits gemacht; aber ihn, weil der Kurfürst und Schertlin mit demselben nicht ganz zufrieden waren, wieder habe aufgeben müssen. Eine Reihe nicht bloß wahrscheinlicher Vermuthungen, sondern historischer Umstände, wirft noch mehr Licht auf diese Begebenheiten. Die Herzoge von Baiern hatten mehr als zwanzigtausend Mann aufgebracht, ohne eine Parthey zu ergreiffen; der Landgraf also und die Bundsgenossen überhaupt waren nicht zu tadeln, wenn sie den Krieg in Baiern mit der äußersten Behutsamkeit führten. Es fehlte ihnen gar bald an Gelde; manche geschwinde Unternehmung konnte dadurch am meisten gehindert werden; ja als ihnen der König von Frankreich ansehnliche Hülfsgelder angewiesen hatte, hintertrieb der Cardinal von Tournon die Auszahlung derselben. Die beiden Oberbefehlshaber waren nichts weniger als einig: und der Kurfürst bezeigte bisweilen dem Landgrafen sein Mißfallen über gewisse wohlgemeinte Schritte desselben, auf eine fast beleidigende Art. Beide mochten es übrigens vor rathsam befinden, ihr ganzes Glück und Heil nicht auf den Ausschlag einer Schlacht ankommen zu lassen; den Feldzug auf diese Weise, fern von ihren Ländern, bis

zum Anbruche des Winters hinauszudähnen, und den Kaiſer ſich möglichſt erſchöpfen oder ermüden zu laſſen. Sein Heer litt in der That allmählich durch Krankheiten und Mangel an Lebensmitteln. Der Herzog von Alba, dieſer berühmte ſpaniſche Feldherr des Kaiſers, ließ einſt den Landgrafen fragen, warum er ſich ſtets auf Anhöhen ſeze, und einer Schlacht in der Ebene ausweiche? Der Landgraf hingegen erinnerte ihn, daß er mehr als einmal, und einige Tage lang, ſich auf dem flachen Felde zur Schlacht bereit gehalten habe.

In einer ſolchen Verfaſſung, und unter mancherley fehlerhaften Maaßregeln ſeiner Parthey, die unſchlüſſig und uneinig die entſcheidenden Tage unbenüzt vorbeyſtreichen ließ, befand ſich der Landgraf bis zum Ende des Auguſt bey dem ſchmalkaldiſchen Heere, welches damals dem kaiſerlichen bey Ingolſtadt gelagertem gegenüber ſtand, und es fruchtlos beſchoß. In dieſes Lager ſandten die beiden Oberhäupter des Bundes dem Kaiſer im Anfange des Septembers ihren Ausforderungs-Brief. Denn weil er ihre Verwahrungsſchrift ehemals nicht angenommen hatte: ſo antworteten ſie jezt auf ſeine Achtserklärung; meldeten ihm, (Karln, der ſich den fünften römiſchen Kaiſer nennt,) daß ſie vor ſeinem Lager erſchienen wären, um der Vollziehung dieſer ihnen wider ſeinen Eid und Pflicht angekündigten Strafe gewärtig zu ſeyn; in der Hoffnung jedoch, daß Gott ihnen gegen ihn beiſtehen werde; und erklärten ihm zugleich, daß ſie, wenn er ſich ſolches nicht unterſtehen würde, mit jedermann glauben müßten, Gott habe ihn, als einen Unterdrücker ſeines Worts, geſtraft. An ſich kein unedler Auftritt; allein das war eben das Unglück der Bundsgenoſſen, daß ſie mit einem dem Kaiſer weit überlegenen Heere lieber ſeinen Angriff abwarten, als ihn ſelbſt

an-

angreifen wollten. Auch war die so vortheilhafte Gelegenheit dazu in kurzem verschwunden. Sie wußten, daß der kaiserliche Feldherr, Graf von Büren, eine Verstärkung von zwanzigtausend Mann aus den Niederlanden herbeyführe. Um seine Vereinigung mit dem Kaiser zu verhindern, zogen sie ihm entgegen; verloren viele Zeit; und er erreichte dennoch durch geschickte Wendungen seine Absicht. Nunmehr gieng der Kaiser selbst zum Angriffe über; wurde Herr von der Donau, und versezte den Krieg nach Schwaben. Auch da versäumten die Bundsgenossen einen günstigen Augenblick zur Schlacht, und zogen in einer Art von Verlegenheit herum, weil sie sich bloß nach den Bewegungen des Kaisers richteten. Dieser, der die Vortheile des angreifend thätigen Theils im Kriege desto besser verstand, nöthigte sie, sich immer mehr zurück zu ziehen; harrte, ohngeachtet sein Kriegsheer durch den Abzug eines Theils der päpstlichen Soldaten und durch Krankheiten geschwächt war, bis in den October im Felde aus, und wartete auf die Würkung eines von ihm veranstalteten Schlags, der um diese Zeit würklich erfolgte. Der Herzog Moriz von Sachsen erklärte sich in einer öffentlichen Schrift, daß er, obgleich ein eifrig Evangelischer Fürst, weil er von dem Kaiser selbst wisse, daß derselbe diesen Krieg mit den Bundsgenossen nicht in der Absicht, ihre Religion zu unterdrücken, sondern aus weltlichen Ursachen führe, sich nicht allein verbunden achte, dem Kaiser beizustehen; sondern sich auch der Länder seines Vettern, des Kurfürsten, anzunehmen, damit sie nicht, wie zu besorgen sey, in fremde Hände geriethen. Denn da ihm der Kaiser, dem er nicht ungehorsam seyn dürfe, die Vollstreckung der Acht wider den Kurfürsten aufgetragen habe; da er auf dessen Länder die Anwartschaft, und selbst gemeinschaftliche Besitzungen mit demselben darinne habe; und da bereits

böhmische Kriegsvölker einen Theil dieser Länder eingenommen hätten: so sey es für ihn, auch nach dem Rathe seiner Landstände, durchaus nothwendig, gedachte Länder zu besezen. Er bemächtigte sich auch derselben im November des Jahrs 1546. bis auf die drey festen Städte, **Wittenberg, Gotha** und **Eisenach**.

Länger konnte nun das Heer der Verbundenen, bey einer solchen Gefahr im Rücken, in seiner ohnedem mißlichen Lage, und bey der Annäherung des Winters, nicht in Schwaben bleiben. Man begieng die Schwachheit, bey dem Kaiser um einen Stillstand anzuhalten, und erhielt die demüthigende Antwort, die Verbundenen müßten sich ihm selbst, ihre Soldaten und Länder auf Gnade und Ungnade ergeben. Der Kurfürst, der Landgraf, und die übrigen daran theilnehmenden Stände, verglichen sich also zu **Giengen**, einer schwäbischen Reichsstadt, am 16. November mit einander, welche Anstalten sie zu ihrer Sicherheit und Fortführung des Kriegs treffen wollten. Allein es kam so gut als nichts von denselben zu Stande. Das ganze Heer trennte sich; der Kurfürst und der Landgraf zogen in ihre Länder zurück, und alle übrigen, der Herzog von Würtenberg und so viele Reichsstädte, unterwarfen sich muthlos und bestürzt dem Kaiser. Man erzählte damals, daß der Landgraf, als man ihn befragte, ob man sich noch einige Hülfe von ihm versprechen dürfe, geantwortet habe, „ein jeder Fuchs möchte seines Balgs wahrnehmen, und denselben, so gut er könnte, bewahren.“ Er fuhr jedoch fort, für seine Bundsgenossen zu sorgen. Vorher schon hatte er den Landständen des Herzogs **Moriz** und ihm selbst die nachdrücklichsten Vorstellungen wider seine Maaßregeln gegen den Kurfürsten von Sachsen gethan; jezt arbeitete er noch eifriger, aber eben so vergeblich, daran,

beide

beide Anverwandten mit einander auszusöhnen. Der Kurfürst war mittlerweile in seine Länder zurückgekommen; eroberte sie geschwind wieder; nahm eben so schnell seit dem Anfange des Jahrs 1547. dem Herzoge Moritz die seinigen größtentheils weg, und schlug eine Schaar Kriegsvölker, welche diesem von dem Kaiser zur Hülfe gesandt worden war, gänzlich. Aber nun überließ er sich auch der äußersten Sicherheit; vertheilte sein Heer größtentheils zur Besazung in Städte, und hielt es kaum vor möglich, daß ihn der Kaiser in seinem Gebiete selbst angreiffen könnte. Der Landgraf warnete ihn deswegen; er rieth ihm, sich mit seinen übrigen Kriegsvölkern nach Wittenberg und Magdeburg zu ziehen: und in der That waren dieses nicht allein sehr feste Posten, wo er sich gegen eine große Uebermacht behaupten konnte; sondern es wurde ihm auch daselbst am leichtesten, von den mächtigen Bundsverwandten Städten in Niedersachsen Verstärkungen zu erhalten. Doch der Kurfürst änderte nichts in seinen Maaßregeln, und fand darinne gar bald seinen Untergang. Der Kaiser rückte mit einem sehr überlegenen Kriegsheere in sein Land ein; überfiel, besiegte und nahm ihn im April des Jahres 1547. gefangen, nöthigte ihn, der Kurwürde zu entsagen, und führte ihn als seinen Gefangenen fort.

Sein Fall kündigte schon auch Philipps Schicksal an. Dieser Fürst, der gleichsam die Seele des nun erstorbenen Bündnisses gewesen war, konnte selbst jezt, von allen verlassen, noch kein verächtlicher Gegner des Kaisers heissen. Seine erfinderische Fruchtbarkeit an Entwürfen und Hülfsmitteln hatte sich schon ehemals gezeigt; das Geheimnißvolle, Geschwinde und Standhafte in seinen Unternehmungen ließ ähnliche Versuche erwarten: und die niedersächsischen Städte schienen

ihm die Hände dazu zu bieten. Er konnte auch einiges von Frankreich erwarten; mit den Straßburgern und reformirten Schweizern unterhandelte er bereits wegen einer neuen Verbindung. Aber es gehörte doch zur Vollendung von dieſem allem einige Zeit, die ihm der Kaiſer zu gönnen gar nicht geſonnen war. Er ſelbſt gab daher bald die Hoffnung auf, einigen Widerſtand leiſten zu können; bereits am Ende des vorigen Jahrs war auch ein kaiſerlicher Feldherr in ſein Gebiet eingefallen, und hatte unter andern Darmſtadt erobert. Er hatte ſchon einigemal durch den Herzog Moriz ſich mit dem Kaiſer zu vergleichen geſucht, ſogar demſelben, (wie dieſer ihm nachmals vorwarf,) Kriegsvölker wider den Kurfürſten von Sachſen angeboten; der Kaiſer verlangte jedoch, daß er ſich perſönlich ergeben ſollte. Die Bedingungen der Unterwerfung, die ihm der für ſeine Ausſöhnung mit dem Kaiſer ſehr beſorgte Kurfürſt von Brandenburg hinterbracht hatte, verwarf er zwar, weil ſie zu erniedrigend für ihn waren, ſogleich. Doch da eben dieſer Kurfürſt und ſein Schwiegerſohn Moriz immer ſtärker deswegen in ihn drangen: kam er ſelbſt zu ihnen nach Leipzig, und ob er gleich abreiſte, ohne die Forderung einer unbedingten Ergebung an den Kaiſer eingehen zu wollen; ſo näherte er ſich doch bereits auf der Rückreiſe gegen einen Rath des Herzogs, dem Vergleiche ſo ſehr, daß er, wenn er frey in ſein Land zurückkehren, und eine ſeiner Feſtungen mit dem nöthigen Geſchütze behalten dürfte, ſich willig erklärte, dem Kaiſer alle übrigen und ſein ganzes Geſchütz zu übergeben. Nunmehr ließ ihm dieſer Herr folgende Bedingungen anbieten: er ſollte ſich auf Gnade und Ungnade vor ihm ſtellen, und ihn fußfällig um Verzeihung bitten; künftig ſollte er ſich gegen ihn, das Oberhaupt des Reichs, als einen unterthänigen, gehorſamen Fürſten und Diener erweiſen; dem Kammergerichte

richte gehorchen, und zu deſſen Unterhalte ſeinen Beitrag thun; wider die Türken Hülfsvölker ſenden; ſich von allen Bündniſſen, beſonders von dem ſchmalkaldiſchen, loßſagen; die zu demſelben gehörigen Urkunden dem Kaiſer ausliefern; ihm anzeigen, was vor Unterhandlungen er ſonſt mit ſeinen und ſeines Bruders Unterthanen gepflogen habe; auch künftig kein Bündniß treffen, woran ſie beide und andere treue Reichsſtände keinen Antheil hätten. Ferner ſollte er verſprechen, dem Kaiſer allemal den Durchzug durch ſeine Länder zu verſtatten, und durchaus keine ſeiner Kriegsvölker wider ihn und ſeinen Bruder dienen zu laſſen. Er ſollte dem Kaiſer in zwey Friſten hundert und funfzig tauſend Gulden für ſeine Kriegskoſten bezahlen; alle ſeine Feſtungen, bis auf Caſſel oder Ziegenhayn, ſchleifen; die Beſazungen derer, die der Kaiſer wählen würde, ſollten ihm ſchwören, dieſelben für ihn zu erhalten, wenn der Landgraf den Vergleich nicht erfüllen würde; auch ſollte er ohne Erlaubniß der beiden Oberhäupter des Reichs, keine Stadt befeſtigen, und ſein Geſchüz ausliefern. Den gefangenen Herzog von Braunſchweig und deſſen Prinzen ſollte er loßlaſſen, und ſich wegen des ihm zugefügten Schadens mit denſelben vergleichen. Für dieſe und einige unerheblichere Bedingungen wollte zwar der Kaiſer dem Landgrafen, ſeinen Unterthanen und Hofleuten verzeihen; aber nur unter der ſtärkſten Verſicherung von ihrer, der Söhne und Schwiegerſöhne deſſelben, auch der Friedensmittler Seite, daß jene aufs genaueſte erfüllt werden würden; ja die Ritterſchaft und die Unterthanen von Heſſen ſollten ſich eidlich verpflichten, ihren Landesherrn dem Kaiſer gefangen zu übergeben, wenn er ſie nicht hielte. — Indem der Kurfürſt von Brandenburg und der Herzog von Sachſen ihm dieſe Bedingungen überſchickten, zweifelten ſie gar nicht daran,

daß er sie annehmlich finden werde; sie versprachen ihm aber noch besonders, „daß er über diese Artikel, weder „an Leib und Gut, mit Gefängniß, Bestrickung oder „Schmählerung seines Landes nicht beschwert werden „sollte;“ und wenn ihm dennoch wider Erwarten etwas Beschwerliches wiederfahren sollte: so wollten sie sich, auf Erfordern seiner Kinder, selbst bey ihm einstellen. Auch gewährten sie ihm in Ansehung der Religion alle Sicherheit.

So unerträglich und beschimpfend auch diese Bedingungen waren; so wußten es doch die Friedensmittler zu wohl, wie tief der hohe Geist des Landgrafen nunmehr gesunken seyn müsse. Er nahm sie würklich mit Einwilligung seiner Landstände an; nur verlangte er, daß die geforderte Ergebung auf Gnade und Ungnade ganz daraus weggelassen; einiges aber darinne erläutert und verändert werden möchte. Er wollte zum Beispiel eine Abschrift der Religionsversicherung haben; seine Abbitte in Ausdrücken thun, die seiner fürstlichen Würde angemessen wären; nicht Diener des Kaisers heissen, weil er kein Jahrgeld von ihm empfange; anderer genauern Bestimmungen nicht zu gedenken. Manches davon wurde bewilligt; aber nicht der erste Punkt wegen seiner Ergebung. Unterdessen stellten ihm die beiden Kurfürsten, (denn auch Moritz, der bereits zum Nachfolger Johann Friedrichs in der Kurwürde von dem Kaiser ernannt war, schrieb sich kurz darauf mit diesem Nahmen,) mit Bewilligung des Kaisers ein sicheres Geleit aus, vermöge dessen er mit seinem Gefolge ohne Besorgniß kommen und zurückkehren könnte. Nunmehr sezte Philipp den Herzog von Braunschweig und dessen Sohn in Freyheit; verglich sich mit ihm wegen der einander zu erstattenden Kriegskosten, ingleichen wegen der Schutzgerechtigkeit der Stadt Höxter und der Abtey Corvey, welche ihm der

Herzog

Herzog überließ, und reiste endlich mit beiden nach Halle zu dem Kaiser. Hier that dessen Staatsbedienter, der Bischof von Arras, die neue Forderung mit Ungestüm an den Landgrafen, alle Schlüsse der Tridentinischen Kirchenversammlung anzunehmen. Er mußte endlich so weit nachgeben, daß er sich erklärte, die Schlüsse einer allgemeinen freyen und christlichen Synode zu genehmigen; doch, fügte er hinzu, müßten das Haupt und die Glieder der Kirche reformirt werden, und überhaupt wollte er hierinne seinen Friedensmittlern folgen.

Begleitet von diesen kam er am 19. Junius des Jahrs 1546. zum Gehör bey dem Kaiser, der, von vielen geistlichen und weltlichen Fürsten, Herren und Gesandten umgeben, auf einem Throne saß. Vor demselben fiel der Landgraf, mit dem Kanzler Tilemann von Günderrode, auf die Kniee; und dieser las im Nahmen seines Herrn folgendes von einem Zettel ab, indem er den Kaiser anredete: Nachdem der Landgraf ihn im lezten Kriege zum allerhöchsten beleidigt, und zu allen Ungnaden bewegt, auch andere dazu verursacht habe, und der Kaiser deswegen alle ernstliche Wege und Strafen wider ihn vornehmen möchte, sey ihm solches alles unterthänigst, von Herzen und billig leid; er ergebe sich auch in des Kaisers Gnade und Ungnade; er bitte aber allerunterthänigst, um Gottes und seiner Barmherzigkeit Willen, der Kaiser wolle aus angebohrner kaiserlicher Güte und Gnade ihm solches allergnädigst verzeihen, die wohl verschuldete Achtserklärung aufheben, ihn in den vorigen Stand setzen, und auch allen den Seinigen vergeben; dagegen erbiete er sich, den Kaiser als seinen einigen, rechten, von Gott geordneten obersten Herrn und Obrigkeit zu ehren, ihm gehorsam zu seyn, und ihm, so wie auch dem deutschen Reiche, alles Gebührende zu leisten. Hierauf antwortete

wortete der Vicekanzler des Kaiſers, Seld, nach einem von demſelben empfangenen Winke, daß, obgleich der Landgraf die allerhöchſte Strafe verdient hätte, dennoch der Kaiſer, aus angebohrner Milde, und auf die Fürſprache einiger Fürſten, zufrieden ſey, daß die Achtserklärung gegen ihn aufgehoben, und die Lebensſtrafe, welche er ſich durch ſeine Empörung zugezogen hätte, nachgelaſſen würde; ingleichen, daß der Landgraf weder mit ewigem Gefängniß, noch mit Einziehung ſeiner Güter, über die von dem Kaiſer bewilligten Artikel beſchwert werde; nur mit der Bedingung, daß dieſe treulich vollzogen würden. Der herzoglichpommeriſche Geſandte am kaiſerlichen Hofe, der bey dieſem Auftritte gegenwärtig war, erzählte nachher, daß der Landgraf während dieſes Vorleſens einigemal höhniſch gelacht, und der Kaiſer daher erbittert ausgerufen habe: „Wohl! ich will dich lachen lehren!“ So viel iſt gewiß, daß der Landgraf, nachdem er vergebens erwartet hatte, der Kaiſer werde ihn aufſtehen heiſſen, von ſelbſt aufgeſtanden iſt, und ſich demſelben in der Hoffnung genähert hat, er werde ihm zum Zeichen der Ausſöhnung die Hand reichen. Allein der Kurfürſt von Brandenburg meldete ihm im Nahmen deſſelben, daß dieſes nicht eher geſchehen könnte, als bis alle Punkte des Vergleichs erfüllt wären.

Am ſpäten Abend eben deſſelben Tages, nachdem er mit den beiden Kurfürſten bey dem Herzoge von Alba geſpeiſet hatte, wurde ihm gemeldet, daß er bey demſelben als Gefangener bleiben müſſe. So groß ſeine Beſtürzung und ſein Zorn darüber waren; ſo erſtaunten die zween Friedensmittler nicht weniger, voll Unwillens, über dieſe Verlezung des Vergleichs. Sie verſprachen ihm, mit dem Kaiſer deswegen zu ſprechen, und hofften, er werde bald wieder in Freyheit kommen;

der Kurfürst von Sachsen selbst und einige kurbrandenburgische Räthe leisteten ihm in dieser Nacht Gesellschaft. Am folgenden Tage beschwerten sich die beiden Kurfürsten sehr nachdrücklich bey dem Kaiser, daß ihrer Ehre so schlecht geschont würde; sie versicherten ihm, daß sie, wenn sie nur den geringsten Argwohn von einer solchen Begegnung geschöpft hätten, dem Landgrafen nicht gerathen haben würden, zu kommen; er selbst auch nicht gekommen seyn würde; und drangen also auf seine Befreyung. Der Kaiser antwortete ihnen kurz, es sey niemals seine Meinung gewesen, daß der Landgraf ganz frey; sondern nur, daß er nicht in beständiger Gefangenschaft seyn sollte. Desto heftiger stritten darauf die beiden Fürsten mit den kaiserlichen Staatsbedienten, bis sich endlich diese erklärten, der Landgraf könne abreisen; als aber dieser ein sicheres Geleit dazu forderte, wurde es ihm durch eine neue Beleidigung abgeschlagen. Zwey Tage darauf kündigte man ihm an, daß er dem Kaiser folgen müsse. Fast wütend über diesen Befehl, erklärte er sich, er werde es nicht thun, wenn man ihn nicht gewaltsam fortzöge. Die zween Kurfürsten baten ihn mit allem Eifer, sich dessen nicht zu weigern; um ihn noch gewisser zu bewegen, gaben sie ihm die Versicherung, daß sie den kaiserlichen Hof nicht eher verlassen wollten, bis er seine Freyheit erlangt hätte. Würklich reisten sie mit ihm bis Naumburg; verwandten sich darauf bey dem Kaiser für ihn; liessen ihn aber schon nach drey Tagen ersuchen, es ihnen nicht übel zu nehmen, daß sie diesem Herrn nicht weiter folgten, indem er es ihnen mit der Drohung verboten hätte, er wollte sonst den Landgrafen nach Spanien bringen lassen. Doch hätten sie gemerkt, sezten sie hinzu, daß er, wenn er die bestimmte Geldstrafe gezahlt, und für die Erfüllung der übrigen Bedingungen Sicherheit geleistet haben würde,

vier-

vierzehn Tage darauf losgelassen werden sollte. Bald würden sie auch den Augsburger Reichstag besuchen, und daselbst mit möglichster Treue für ihn arbeiten. Der Landgraf, der vor Ungeduld brannte, frey zu werden, traf geschwind seine Anstalten, um jene Vorschläge ins Werk zu setzen. Als er aber dem Herzoge von Alba, der ihn mit spanischen Soldaten auf seiner Reise begleitete, dasjenige vorhielt, was die vermittelnden Fürsten für ihn ausgewürkt hatten, sagte dieser, der Kaiser hätte ihm bloß versprochen, daß er nicht lebenslang gefangen seyn sollte; er könnte ihn also vierzehn und mehr Jahre hindurch in diesem Zustande behalten.

Zweifeln kann man wohl nach allen diesen Umständen schwerlich daran, daß sowohl der Landgraf als die beiden Friedensmittler betrogen worden sind. Denn daß diese leztern sich selbst betrogen haben sollten, wie man in den neuesten Zeiten zuversichtlich behauptet hat, indem sie ihm aus Mißverstand und Voreiligkeit mehr, als der Kaiser bewilligte, versprochen, und mit gleicher Unvorsichtigkeit sich zur Bürgschaft dafür angeboten haben sollten, ist schon an sich unglaublich, da bey einer so äußerst wichtigen Angelegenheit gewiß nicht undeutliche, halb verstandene Worte zum Grunde des Vergleichs gelegt zu werden pflegen, und es eben so wenig wahrscheinlich ist, daß zween Kurfürsten, darunter der eine des Landgrafen Schwiegersohn, ein Herr von so vielem Verstande war, zugleich mit ihren Räthen so unbesonnen für die Sicherheit ihres Freundes und für ihre eigene Ehre, gehandelt hätten. Doch diese Vorstellung wird durch die noch vorhandene Urschrift der Capitulation, welche dem Landgrafen im Nahmen des Kaisers zugeschickt wurde, vollkommen widerlegt. In dieser Urkunde, die unmöglich von den Mittelspersonen allein ausgefertigt werden konnte, ohne mit den kaiserlichen

lichen Räthen über ihren Inhalt übereln zu kommen, findet sich nicht allein kein Wort von einer Gefangenschaft; sondern auch, wie nachmals der älteste Sohn des Landgrafen Wilhelm in seiner Verwahrungsschrift wider den Kaiser sich darauf so Vertrauensvoll berief, vieles, was von einem gefangenen Fürsten nicht gefordert werden kann. So würde es ungereimt gewesen seyn, dem Landgrafen, wenn er ein Gefangener bleiben sollte, aufzulegen, daß er den Aussprüchen des Kammergerichts gehorchen, keine Bündnisse wider den Kaiser schliessen, Hülfsvölker wider die Türken senden müsse, und dergleichen mehr; ja daß seine Stände selbst schuldig seyn sollten, ihn an den Kaiser auszuliefern, wenn er die angenommenen Artikel nicht erfüllen würde. Es ist wahr, daß, da sich die Landgräfinn, ihre Prinzen, und die hessischen Landstände im October des Jahrs 1547. an die zu Augsburg versammleten Reichsstände mit der Bitte wandten, dem Landgrafen, der so widerrechtlich gefangen gehalten würde, durch ihre Fürsprache bey dem Kaiser zur Freyheit zu verhelfen, dieser Herr in einem Entschuldigungsberichte an die Reichsstände die Schuld der Irrungen, welche über die Gefangennehmung des Landgrafen entstanden, den vermittelnden Kurfürsten beigemessen hat. Er habe ihnen, so erzählt er es darinne, als sie wissen wollten, wie weit sich der Artikel von der Ergebung des Landgrafen auf Gnade und Ungnade erstrecken sollte, die vertrauliche Erklärung gethan, „daß diese Ergebung dem Landgrafen zur Leibesstrafe, ewiger „Gefängniß, noch Confiscirung seiner Güter, „weiter denn in den vorgestellten Artikeln begriffen, nicht reichen;“ er jedoch dieses nicht wissen, sondern sich schlechts und frey ergeben sollte. Nachdem der Landgraf, heißt es weiter in dieser Schrift, gefangen genommen worden, und über die Worte des

Kaisers

Kaisers ein Streit entstanden sey, habe er die Rechtmäßigkeit dieser Gefangennehmung vor allen Dingen erörtert wissen wollen, und sich erklärt, ehe er den Vorwurf seines gebrochenen Worts litte, wollte er den Landgrafen ohne alle Unterhandlung lieber nach Hause reisen lassen. Darauf aber hätten die beiden Kurfürsten bekannt, der Kaiser habe bey dieser Gefangennehmung nichts gethan, als was ihm von Rechtswegen gebührt hätte, und sie wären erbötig, ihn gegen jede Einwendung zu verantworten; daher hätten sie auch nur um Abkürzung der Zeit jener Gefangenschaft gebeten; wobey jedoch der Kaiser wegen noch nicht ganz erfüllter Capitulation, und weil der Landgraf seine Wache zu gewinnen suchte, einige Bedenklichkeit gefunden habe. Würklich stellten auch gleich darauf die oft gedachten zween Kurfürsten eine Antwort an ihre Mitstände auf diese kaiserliche, sie besonders auffordernde, Rechtfertigung aus. Allein sie ist nicht so befriedigend für die Nachwelt, wie man nach den Versicherungen jener Urkunde erwarten sollte. Sie hätten sich zwar, sagten sie, immer vernehmen lassen, sie wüßten in dieser Sache den Kaiser mit nichts zu beschuldigen, daß an Vollziehung der abgeredeten Capitulation jemals einiger Mangel bey ihm gewesen wäre; gleichwohl wären in diesen Sachen allerhand Bey- und Nebenhändel vorgefallen, anfänglich mit dem Kaiser, nachher mit dessen Räthen; alle insgeheim: „und könnte sich „hierinn, fahren sie fort, noch wohl zugetragen haben, „daß in Mangel und Unverstand der Sprachen, mit „der Kaiserl. Majestät Räthen allerhand Mißverstand „erfolgt seyn möchte; jedoch wäre beider Kurfürsten, „Sachsen und Brandenburg, Gemüth und Meinung „nit, sich deshalben in einige Disputation einzulassen.“ Man merkt leicht, daß die beiden Fürsten dem Kaiser gefällig seyn wollten; und sich doch nicht entscheidend

nach

nach seiner Absicht ausdrücken konnten. Sie sezten noch hinzu, diese Sachen möchten beschaffen seyn wie sie wollten; so wären sie doch von ihnen unterthänig, treulich und wohlgemeint worden, und gestanden ausserdem, daß der Landgraf auf ihre Treue, Glauben und Versicherung, weil sie keine Gefahr geargwohnt hätten, zu dem Kaiser gekommen sey. Das heißt doch in der That nicht, wie der Kaiser vorgab, als hätten sie erkannt, er habe den Landgrafen von Rechtswegen gefangen nehmen lassen. Gesezt sogar, sie hätten seine Erklärung auf eine dem Landgrafen so nachtheilige Art verstanden: so war dieser an einen Vergleich, der ganz anders heimlich gedeutet wurde, als die ihm vorgelegten Worte natürlich anzeigten, gar nicht gebunden; und die Mittler selbst konnten sich wohl nicht, wenn sie ihn irre führten, bey so absichtlich und deutlich eingerückten Zusäzen, mit einem bloßen Mißverständnisse entschuldigen. Aber an Statt dieser wankenden Wendungen, durch welche sie offenbar dem Kaiser willfahrten, führte der Kurfürst Moriz fünf Jahre darauf, da dergleichen Rücksichten bey ihm wegfielen, gegen seine versammleten Stände eine weit freyere Sprache. Er meldete ihnen, daß er und der Kurfürst von Brandenburg, ohne im geringsten zu merken, daß der Landgraf mit einigem Gefängniß beschwert werden sollte, demselben auch die von dem Kaiser erbetene Erklärung der Capitulation vorgelegt, und da sie im Begriff waren, ihm entgegen zu reisen, von dem Kaiser noch die besondere Versicherung erhalten hätten: „Ziehet hin; es ist unser Gebrauch nicht, jemanden über „die abgeredete Capitulation zu beschweren;“ worauf diese von dem Landgrafen unterschrieben und besiegelt; er aber gleichwohl derselben zuwider gefangen gesezt worden sey. Hier kann wiederum an kein Mißverständniß gedacht werden.

Wie

Wie also die vermittelnden Kurfürsten und der Landgraf selbst hintergangen worden sind, wird nunmehr immer sichtbarer. Lange hatte man geglaubt, was Thuanus mit so vielem Schein der Wahrheit, noch als Zeitgenosse des Landgrafen, und als Zeuge von großem Ansehen, berichtet, der Betrug sey von dem kaiserlichen Staatsbedienten, dem Bischof von Arras, dadurch gespielt worden, daß er in dem schriftlich aufgesezten Vergleiche die Buchstaben eines Worts geändert, aus einigem Gefängniß, ewigem Gefängniß gemacht habe. In unserm Jahrhunderte ist diese Erzählung von einigen Gelehrten bestritten und verworfen worden. Es ist freylich etwas schwer zu glauben, daß eine so arge Verfälschung habe gewagt werden, und den Friedensmittlern, ja dem Landgrafen selbst, unbemerkt bleiben können. Noch mehr: in der ihm vorgelegten Capitulation, nicht nur nach ihrem Entwurfe, den Hortleder bekannt gemacht hat, sondern selbst in der vollständigen Urkunde, die in den neuesten Zeiten ans Licht getretreten ist, wird der Gefangenschaft ganz und gar nicht gedacht; mithin fand auch keine solche Veränderung in derselben Statt. Daß aber dem ohngeachtet ein wahrer Grund in der Erzählung des Thuanus liege; daß die gedachten zwey Wörter würklich von den kaiserlichen Staatsbedienten auf irgend eine Art hinterlistig vertauscht worden seyen; kann kaum bezweifelt werden. Die beiden Kurfürsten, welche überzeugt waren, daß der Landgraf nach der Capitulation nicht mit einiger Gefängnißstrafe belegt werden könne, verlangten gleichwohl wegen der Ausdrücke, auf Gnade und Ungnade, eine kaiserliche Erklärung: und in diese wurde zuerst das Versprechen eingerückt, der Landgraf sollte keine ewige Gefangenschaft leiden. Schon das Begehren des kaiserlichen Hofs, daß er nichts davon wissen, sondern sich

unbedingt

unbedingt ergeben sollte, zeigte einen demselben schädlichen Kunstgriff an. Der beigefügte Zusaz, daß er nicht über die bewilligten Artikel hinaus bestraft werden sollte, konnte zwar die Friedensmittler völlig beruhigen, weil in diesen Artikeln durchaus von keiner Gefangenschaft die Rede war. Dennoch wurden sie eben durch jene Einrückung betrogen. So widersinnig dieselbe auch war; so hielt sich doch der kaiserliche Staatsbediente damals berechtigt, sie für die ächte Erklärung seines Herrn auszugeben, daß der Landgraf nicht mit einiger, wohl aber mit ewiger Gefangenschaft verschont werden sollte. In der Antwort des Kaisers auf die Abbitte des Landgrafen wurde eben dieses lezte Versprechen wieder eingeschoben; er sollte es selbst hören, wie eigenmächtig die Capitulation verdreht wurde; allein sicher auf ihrem Wortverstande ruhend, vermuthlich auch ohne alle Aufmerksamkeit auf jene Antwort, erfuhr er erst spät, daß er gleichfals hintergangen sey. Man hat wohl versucht, wenn auch diese Beschuldigungen den Bischof von Arras treffen sollten, doch den Kaiser von der Theilnehmung daran loßzusprechen. Aber es ist kein Grund vorhanden, warum er, dem Ränke etwas so gewöhnliches waren, und dem so viel daran lag, sich des Landgrafen zu bemächtigen, alles dieses ohne sein Vorwissen hätte geschehen lassen sollen; da er es doch selbst benüzte, und vor seine eigenen rechtmäßigen Maaßregeln ausgab. Der bisher erzählte Gang dieser Angelegenheit macht es auch sehr unwahrscheinlich, was man vermuthet hat, daß sich der Kaiser erst beym Anblicke der spöttischen Geberden des Landgrafen während seiner vorgelesenen Abbitte, entschlossen habe, ihn gefangen nehmen zu lassen. Der Landgraf leitete nachmals dieses sein Schicksal lediglich davon ab, weil er sich geweigert habe, die Schlüsse der tridentinischen Kirchenversammlung unbedingt anzu-

nehmen. Ohne Zweifel wußte er sich die grobe Verlezung der ihm bewilligten Capitulation nicht anders zu erklären; allein man hat gesehen, daß die Schlingen, in welchen er sich fangen mußte, schon vor jener erst zu Halle erfolgten Weigerung gelegt waren; obgleich diese einen Vorwand mehr zu einer solchen Nachstellung abgeben konnten.

Als er auf dieser gezwungenen Reise im Gefolge des Kaisers zu Schwabach in Franken angelangt war, ließ er bereits demselben hunderttausend Gülden von den ihm auferlegten Strafgeldern, und bald darauf auch die übrigen funfzig tausend, noch vor der gesezten Frist, auszahlen. Seine Festungen Cassel, Giessen und Rüsselsheim ließ er schleifen, und das schwere Geschütz, gegen zweyhundert Stücke, an den Kaiser ausliefern. Da er diese und andere Bedingungen so genau erfüllte: so baten er und andere Fürsten den Kaiser mit desto mehr Zuversicht, ihn in Freyheit zu sezen. Alles aber was dieser Herr that, bestand darinne, daß er den Landgrafen erst am 16. Julius des Jahrs 1547. von der Achtserklärung loßsprach, und jedermann verbot, ihn, sein Hofgesinde, seine Länder und Unterthanen nicht zu beunruhigen; sondern ihre Ansprüche an dieselben auf dem Wege Rechtens zu suchen.

Während des darauf folgenden Reichstags zu Augsburg, mußte der Landgraf in der Nähe zu Donauwerth mit einer spanischen Wache bleiben, welche ihn, entweder weil er ihr etwas trozig begegnete, oder aus einer ihr eigenen gehässigen Verachtung gegen Deutsche und sogenannte Ketzer, auf das schimpflichste behandelte. Auf diesem Reichstage wurde das Schreiben der Gemahlinn des Landgrafen, seiner Prinzen und Stände an die Reichsstände übergeben; dagegen der Entschuldigungsbericht des Kaisers den lezten zugefertigt,

tigt, und ihnen hinwiederum die Antwort der beiden vermittelnden Kurfürsten hierauf ertheilt, von welchen allen der Inhalt bereits oben angegeben worden ist. Aufgebracht über diese Schritte, Klagen und dringende Fürbitten, besonders aber über die Erklärung der Friedensmittler, daß sie vermöge ihrer geleisteten Bürgschaft schuldig wären, sich selbst bey der Familie des Landgrafen einzustellen, wenn er nicht in Freyheit gesezt würde, ließ ihm der Kaiser befehlen, daß er durch seine Familie in kurzer Zeit die Verschreibungen und Geleitsbriefe der beiden Kurfürsten zurückgeben lassen, und es schriftlich bezeugen sollte, er habe an sie keine Forderung zu machen. Allein der Landgraf gab darauf die Antwort, seine Familie werde diese Urkunden nicht aushändigen, weil sie es einmal mit einander verabredet hätten, daß es nicht eher geschehen sollte, als bis er in Freyheit gekommen wäre. Diese Widersezung ahndete der Kaiser dadurch, daß er dem Landgrafen seine allermeisten Hofbedienten wegnehmen ließ.

Seine fürstliche Gemahlinn machte im Anfange des Jahrs 1548. da sie nach Augsburg reiste, einen neuen Versuch, ihn aus der Gefangenschaft zu befreyen; so wenig hatte seine zweyte Ehe ihre Liebe gegen ihn vermindert. Sie bewog die Schwester des Kaisers, die verwittwete Königinn von Ungarn, ihren Bruder nebst andern Fürstinnen mit einem Fußfall um die Loßlassung des Landgrafen zu bitten; der ihr aber nur Vertröstungen auf die Zukunft ertheilte. Noch nähere Hoffnungen ließ ihm, da er nach Hailbronn geführt worden war, der Kurfürst Moriz vermelden. Damals wurde den versammleten Reichsständen von dem Kaiser die unter dem Nahmen des Augsburger Interim so berühmt gewordene Schrift, welche eine zum Theil den Evangelischen, noch mehr aber den

Römischkatholischen günstige Vorschrift enthielt, nach welcher man sich in Religionslehren und kirchlichen Gebräuchen bis auf eine Kirchenversammlung richten sollte, zur Annehmung empfohlen. Der vormalige Kurfürst von Sachsen Johann Friedrich, der sich auch als ein Gefangener des Kaisers zu Augsburg befand, verweigerte dieser Schrift standhaft seinen Beifall. Hingegen verbreitete der kaiserliche Hof ein Schreiben, das der Landgraf an den Kaiser abgelassen, und darinne versichert haben sollte, daß er das Interim zwar nicht ganz verstehe, noch durchaus mit der heiligen Schrift zu vereinigen wisse; weil es sich aber auf das Alterthum und das Ansehen der Kirchenväter gründe, nicht klüger seyn wolle als diese, es daher genehmige, und auch in seinen Ländern einzuführen gesonnen sey. Er bot darauf dem Kaiser seine treuen Dienste im Kriege mit den Türken, dem Papste, andern Fürsten, und selbst in Deutschland, an; nur bat er ihn um Christi und aller Heiligen Willen, ihm zu verzeihen, und seine Freyheit wider zu geben; dafür wollte er ihm zwey seiner Prinzen zu Geiseln geben, auch sonst ihm alle Sicherheit wegen seiner Ergebenheit stellen. Sleidan, der den Auszug dieses Schreibens mittheilt, bemerkt, daß es fruchtlos gewesen ist. Aber er giebt auch zu verstehen, daß es dem Landgrafen nur durch das öffentliche Gerücht beigelegt worden sey: und wenn man die Gesinnungen, die Ausdrücke selbst, in welchen es abgefaßt ist, etwas schärfer erwägt, so kann man sich nicht enthalten, ihm dasselbe abzusprechen. Allem Ansehen nach war es eine Erdichtung, durch welche man ihn entweder bey seinen Glaubensgenossen verdächtig und verächtlich machen, oder seinen ehemaligen Bundsgenossen Johann Friedrich aufmunten wollte, das Interim anzunehmen.

Aus

Aus Schwaben führte man ihn noch im Jahr 1548. nach Speyer, wo ihn die Landgräfinn besuchte; den Kaiser wieder vergeblich um seine Befreyung bat, und nur acht Tage bey ihm bleiben durfte. Vielmehr brachte man ihn auf dem Rhein in die Niederlande; er saß drittehalb Jahre zu Oudenarde in Flandern gefangen. Die Landgräfinn unterließ auch im Jahr 1549. nicht, ihre Bitten bey dem Kaiser zu wiederholen; eben dieses thaten die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, denen auch anfänglich der spanische Kronprinz Philipp nicht geringe Hoffnung machte; aber alles ohne Erfolg. Der Landgraf empfand seine Gefangenschaft immer mehr. Als er einst krank war, und in der Karwoche Fleisch zu essen begehrte; warf ihm der Hauptmann seiner Wache das für ihn bestimmte Essen vor die Füße. Einige Spanier fragten den von dem kaiserlichen Hofjoger zu Brüssel kommenden Vater dieses Hauptmanns, wenn der Kaiser wohl den Landgrafen loßlassen werde? Wenn er so krank ist, sagte derselbe, daß alle Aerzte versichern, er könne nicht länger leben; dann wird der Kaiser sagen: fahre hin! Die Landgräfinn, welches dieses wohl merkte, daß die Gefangenschaft und das Leben ihres Gemahls einerley Dauer haben sollten, kränkte sich darüber schon im Jahr 1549. zu Tode.

Er selbst wurde, als der Kaiser im Jahr 1550. auf den Augsburger Reichstag gieng, nach Mecheln in Brabant gebracht. Die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg baten den Kaiser von neuem um die Loßlassung ihres Freundes; empfiengen aber die niederschlagende Antwort, daß er keine ewige Gefangenschaft leiden sollte; eine Milderung seiner Strafe desto weniger verdiene, weil er mit den Seinigen noch immer gegen den Kaiser heimlich arbeite; und daß er sogar nach Spanien

geführt werden sollte, wenn die Fürbitten für ihn nicht aufhörten. Der Landgraf verlangte nun von seinen Söhnen, daß sie die beiden Kurfürsten, Kraft ihres Versprechens, auffordern sollten, sich selbst zu Cassel zu stellen. Die Prinzen thaten es auch nicht ohne einige Hitze; allein die Kurfürsten entschuldigten sich deswegen; zeigten, daß ihre Gegenwart weder ihnen, noch ihrem Vater vortheilhaft seyn könne; führten allerhand Vermuthungsgründe für seine baldige Befreyung an, und ersuchten wenigstens um Aufschub. Vergebens ließ der Kaiser den hessischen Prinzen und Räthen bey schwerer Strafe befehlen, nicht mehr auf diese Art in die beiden Friedensmittler zu dringen, und ihm die Verschreibungen derselben zuzuschicken; sie schlugen solches eben so muthig als bescheiden ab. Darauf entband der Kaiser die zween Kurfürsten von aller Verbindlichkeit, die sie gegen den Landgrafen eingegangen hatten.

Endlich da dieser Fürst alle Hoffnung verlor, durch seine Freunde befreyet zu werden, bemühte er sich, sich selbst durch die Flucht zu retten. Doch alle Versuche, welche er darauf wandte, mißlangen. Ein spanischer Soldat welcher deutsch sprach, wurde von ihm in dieser Absicht bestochen; aber, weil der Anschlag zu früh entdeckt ward, von den übrigen Soldaten vor den Fenstern seiner Wohnung getödtet. Er gewann hierauf zwey seiner gebohrnen Unterthanen, die er zu seiner Bedienung hatte kommen lassen, nachdem mehrere darunter keine Lust bezeigt hatten, ein so gefährliches Unternehmen anzugreiffen. Diese hatten ihre Maaßregeln bereits so gut genommen, daß er mit abwechselnden Pferden von Mecheln bis an die hessische Gränze eiligst gelangen konnte. Da jedoch einer seiner Bedienten es jemanden im Vertrauen erzählte, der Landgraf werde in wenigen Stunden frey seyn, und diese Nachricht gar bald

vor

vor den Hauptmann seiner Wache kam: hintertrieb dieser alles; und mehrere seiner Bedienten verloren darüber das Leben. Von dieser Zeit an wurde er in eine Kammer gesezt, die kaum zehn Schuhe lang war, und in welcher ihm zulezt acht Monathe hindurch die Fenster vernagelt wurden; auch durfte er weiter gar keine Briefe fortschicken. Der Kaiser wurde durch die Nachricht von diesen Versuchen so sehr entrüstet, daß er in Schreiben an die beiden gedachten Kurfürsten, allen die daran Theil genommen hätten, die härtesten Strafen drohte. Sie sandten diese Briefe dem ältesten Sohne des Landgrafen mit der Erklärung zu, daß alle ihre Verbindlichkeit gegen sein Haus aufhören würde, wenn noch mehr solcher Versuche gewagt werden sollten. Moriz besonders tröstete ihn jedoch; er werde, schrieb er, zur Befreyung des Landgrafen, nicht bloß sein Vermögen, sondern sogar sein Leben verwenden, und sich alsdann selbst stellen, wenn man sich gewisse Personen zu beleidigen weniger fürchten dürfe.

Mit dem Jahre 1551. kam auch bereits die Zeit, da der Kurfürst von Sachsen anfieng, solche Mittel zu wählen, durch welche der Kaiser genöthigt werden könnte, seinem Schwiegervater die Freyheit wieder zu ertheilen. Er hatte schon durch seine Verbindung mit dem Kaiser zum Unglücke des Landgrafen und zu seiner Bundsgenossen viel beigetragen. Die Gefangennehmung desselben hatte er durch die von ihm vermittelte Capitulation noch mehr, obgleich selbst hintergangen, veranlaßt. Seiner gegen den Landgrafen eingegangenen Verbindlichkeit konnte er auf keine Weise ein Genüge leisten; der Kaiser wies seine Fürbitten schon vier Jahre lang auf die unwürdigste Art ab, und beschimpfte ihn würklich selbst durch die Mißhandlung seines Schwiegervaters. Außerdem mußte sich auch Moriz wegen der

traurigen Folgen, die daraus für die Familie des Landgrafen und für die hessischen Länder entstanden, Vorwürfe machen. Die leztern wurden während der Abwesenheit ihres Landesherrn nicht allein von ihren Nachbarn, dem Kurfürsten von Mainz, den Herzogen von Braunschweig, den Grafen von Nassau, und andern, mit einer Menge Anforderungen und Zunöthigungen äußerst bedrängt: sondern selbst von hessischen Lehnsleuten feindselig behandelt. Unter diesen war der Graf Reinhard von Solms, der gemeinschaftlich mit seiner Gemahlinn dem landgräflichen Hause und den vornehmsten Städten Hessens allen ersinnlichen Schaden zufügte; er wolle es erleben, sagte er, daß der Landgraf und seine Kinder nicht ein Maaß Wein von jemanden mehr geborgt bekämen. In Hessen selbst nahm eine solche Unordnung überhand, als wenn es gar keinen Landesherrn hätte; Mordthaten und Räubereyen wurden darinne etwas gewöhnliches. Niemand durfte daselbst wegen des gefangenen Fürsten oder der Landesangelegenheiten recht getrost mit dem andern sprechen; überall gab es Auspasser, welche alle Reden an den kaiserlichen Hof berichteten, und deren Uebermuth man dulden mußte. Das Kammergericht begünstigte eine Menge Klagen wider Hessen: und obgleich viel davon durch auswärtige und einheimische Feinde abgerissen wurde; so sollte doch das Land immer nach den alten Anschlägen die Reichssteuern erlegen. Dem Anschein nach wurde zwar dem gefangenen Landgrafen die Ausübung seiner landesherrlichen Rechte in der Entscheidung der ihm vorgelegten Landessachen, und in der an seine Statthalter und Räthe auszustellenden Vollmacht, freygelassen; aber es war eine sehr ohnmächtige Regierung, da er ihn gefangen sezen ließ. Der Kaiser hatte ihm gleich anfänglich die Grafschaft Katzenelnbogen entrissen; in dieser nahm jezt der

Kurfürst

Kurfürst von Sachsen, Kraft der Erbverbrüderung seines Hauses mit dem hessischen, und um die Länder des leztern nicht zertrümmern zu lassen, mit Einwilligung der hessischen Prinzen, die Huldigung ein. Zu allem diesem, was den Kurfürsten schon genugsam reizen konnte, sich seines gefangenen Schwiegervaters wider den Kaiser nöthigen Falls auch mit den Waffen anzunehmen, kam noch die eigenmächtige und gewaltsame Regierung des Kaisers seit der Endigung des schmalkaldischen Kriegs, durch welche der Kurfürst eben sowohl als die übrigen Reichsstände, an seinen Vorrechten sehr viel leiden mußte.

Am fünften October also des Jahrs 1551. schlossen **Moriz**, der Herzog von Meklenburg, **Johann Albrecht**, der Markgraf von Brandenburg, **Georg Friedrich**, und **Wilhelm**, ältester Sohn des Landgrafen, insgeheim auf dem Schlosse **Friedewald** in Hessen, ein Bündniß mit dem Könige von Frankreich, **Heinrich dem zweyten**, dessen Gesandter sich daselbst eingefunden hatte. Die Sicherheit ihrer Religion, die Behauptung der Reichsfreyheit gegen die Eingriffe des Kaisers, und die Befreyung des Landgrafen, waren die Hauptabsichten dieses Bundes. Der König versprach so viel Geld herzugeben, daß die Bundsgenossen dafür ein Heer von vierzehntausend Mann aufbringen könnten; man wollte auch die Befreyung des ehemaligen Kurfürsten von Sachsen bewürken, wenn dessen Söhne dem Bündnisse beitreten würden; der König hingegen sollte Metz und einige andere deutsche Städte, wo man französisch sprach, besezen, und als Reichs-Vicarius behalten, auch den Schauplatz des Kriegs in die Niederlande verlegen. Der König bestätigte diesen Vertrag in Gegenwart des Markgrafen Albrecht von Brandenburg, zu Cham-

bord am 15. Jänner des Jahrs 1552. Es war ſehr zu bedauern, daß man Frankreich ſolchergeſtalt den Eingang in Deutſchland öffnete; aber die Schuld lag an dem Kaiſer, daß die Verbundenen kein anderes Rettungsmittel für ſich und für den Landgrafen gebrauchen konnten.

Moriz bat noch am Ende des Jahrs 1551. zugleich mit dem Kurfürſten von Brandenburg, den Kaiſer abermals vergeblich um die Loßlaſſung des Landgrafen. Darauf ſchrieb der älteſte Sohn dieſes Fürſten im Februar des Jahrs 1552. an den Kurfürſten von Sachſen, daß er ihn, wofern er ſich nicht, vermöge ſeiner Gewährleiſtung, im Anfange des März zu Caſſel einſtellte, vor einen ehr- und treuloſen Mann vor Gott und aller Welt wollte beſchrieen und ausgerufen haben. Der Kurfürſt meldete es ſeinen Landſtänden, wozu ihn ſeine Verpflichtung gegen den Landgrafen nöthigen werde; ſie bemühten ſich umſonſt, ihn und den heſſiſchen Prinzen von einem Kriege abzuhalten; er erneuerte noch einmal ſeine dringende Fürbitte bey dem Kaiſer, der ihm wiederum mit bloßen Vertröſtungen antwortete: und nun vereinigte er ſeine Kriegsvölker noch im März mit den heſſiſchen unter Wilhelms Anführung. Bald darauf ſtieß auch ihr neuer Bundsgenoſſe, der Markgraf Albrecht von Brandenburg, mit den ſeinigen zu ihnen. Nachdem die Verbundenen durch ein öffentliches Ausſchreiben die Urſachen ihres Feldzugs angekündigt hatten, ſo wie kurz vorher der König von Frankreich auf gleiche Art bekannt machte, daß er im Begriff ſtehe, zur Beſchützung der Reichsſtände in Deutſchland einzurücken: eilten jene mit ihrem Kriegsheere von mehr als zwanzigtauſend Mann durch Franken nach Schwaben, und bemächtigten ſich im Anfange des Aprils der Stadt Augsburg. Mittlerweile hatte der Kaiſer, der, weil

er

er die erhaltenen Nachrichten von dieser Verbindung wider ihn nicht geachtet, und daher seine zerstreueten Kriegsvölker nicht zusammengezogen hatte, überfallen worden war, den Verbundenen durch seinen Bruder Ferdinand Unterhandlungen wegen Befreyung des Landgrafen antragen lassen. Sie nahmen dieselben an; Moriz reiste selbst deswegen nach Linz in Oesterreich, und kam mit Ferdinanden darinne überein, daß am 26. May zu Passau eine zahlreiche Versammlung von Reichsständen wegen jener Hauptangelegenheit gehalten werden sollte; vorher aber wollte der Kurfürst seine Bundsgenossen dahin zu bringen suchen, daß sie vom 11. May an einen Stillstand mit dem Kaiser bewilligten. Allein an Statt eines Stillstandes, durch welchen der Kaiser nur Zeit gewann, ein Kriegsheer zu versammeln, beschlossen die Verbundenen vielmehr, auf ihn selbst, der sich zu Innsbruck in Tyrol, sicher und ohne alle Bedeckung aufhielt, loßzugehen, und durch dieses Eindringen in die österreichischen Länder, den bevorstehenden Unterhandlungen einen desto lebhaftern Schwung zu geben. Sie eroberten also am 19. May die Ehrenberger Clause, diesen engen Paß, der aus Schwaben nach Tyrol führt, und rückten in dieses Land ein, aus welchem sich der Kaiser, krank, in der größten Bestürzung und Eilfertigkeit, des Nachts mit seinem Bruder bis nach Kärnthen flüchtete. Gleich darauf begab sich Moriz nach Passau, wo auch Ferdinand und viele andere Reichsfürsten oder ihre Gesandten eintrafen. Man vereinigte sich bald darüber, daß der Landgraf in Freyheit gesezt, und überhaupt den Beschwerden der Bundsgenossen abgeholfen werden sollte; es kam nur noch auf die Entschließung und Genehmigung des Kaisers an. Der Prinz von Hessen hatte zwar auch die Bedenklichkeit gegen die Annehmung des Vergleichs, daß man ihn ohne Frankreichs

Theil-

Theilnehmung nicht eingehen könne. Da ihm aber sein Vater melden ließ, daß sein Tod unvermeidlich sey, wenn der Vergleich nicht zu Stande käme, wie ihm mehrere, und selbst Ferdinand, zu verstehen gegeben hätten: so trat er demselben willig bey. Nur der Kaiser, dessen Ansehen von neuem durch seine zusammenrückende Kriegsvölker zu steigen schien, machte noch Schwierigkeiten dagegen; bis ihn sein Bruder durch die dringendsten Vorstellungen; Moriz durch die Belagerung von Frankfurt am Mayn; hauptsächlich aber die beträchtlichen Eroberungen der Franzosen im deutschen Reiche, und seines Bruders neuer Verlust gegen die Türken, zum Nachgeben brachten.

In dem Passauer Vertrage, welcher nunmehr am 16. Julius des Jahrs 1552. errichtet ward, wurde, außer der Feststellung der allgemeinen Ruhe in Deutschland, folgendes in Absicht auf den Landgrafen ausgemacht: Er sollte seine Freyheit um die Mitte des Augusts unentgeltlich erhalten; doch die Capitulation von Halle von neuem bestätigen, und genau beobachten; seine Gefangenschaft an niemanden ahnden, und, daß er sich gegen den Kaiser stets gehorsam beweisen wolle, durch eine besondere Verschreibung mit seinen Prinzen und Ständen versichern. Die ehemals vermittelnden Kurfürsten, nebst dem Pfalzgrafen Wolfgang von Zweybrücken, sollten von neuem die Bürgschaft für die Erfüllung von diesem übernehmen. Dem Landgrafen sollte es frey stehen, Cassel zu befestigen: die Vollstreckung des wider ihn in der Katzenelnbogischen Erbschaft gefällten Urtheils sollte aufgeschoben; und jede andere Streitsache desselben sollte rechtlich oder gütlich beigelegt werden. Der Landgraf wurde zwar, nachdem er bereits losgelassen war, auf Befehl der Königinn Maria, Regentinn der Niederlande im Nahmen des

Kai-

Kaisers, ihres Bruders, wieder angehalten, weil ein Regiment seiner Kriegsvölker zu dem Markgrafen Albrecht, der den Passauer Vergleich nicht annahm, übergegangen war. Allein in kurzem bekam er seine völlige Freyheit, und langte, nach einer mehr als fünfjährigen Gefangenschaft, im September des Jahrs 1552. in seinen Ländern an. Noch ehe er in sein Schloß zu Cassel gieng, begab er sich mit einer großen Menge seiner Unterthanen in die Hauptkirche daselbst, um Gott feyerlich für seine Befreyung zu danken.

Eine seiner ersten Handlungen nach seiner Zurückkunft war diese, daß er die Grafschaften Katzenelnbogen und Dietz in Besitz nahm, über welche er mit dem Hause Nassau-Dillenburg einen so langwierigen Streit hatte; der auch nach einigen Jahren freundschaftlich geendigt wurde. Eben so trug er zur Aufhebung anderer Zwistigkeiten alles bey. Besonders tilgte er im Jahr 1553. den Rest seiner alten Händel mit dem Herzoge von Braunschweig Heinrich dem jüngern, indem dieser allem Entsatze wegen des ehemals durch den Landgrafen erlittenen Schadens entsagte; der aber doch zum Merkmal der Dankbarkeit zwanzigtausend Thaler an den Kurfürsten von Sachsen auszuzahlen versprach, welche zur Bezahlung einiger Schulden des Herzogs angewandt werden sollten. Er hatte im gedachten Jahre auch seinem Schwiegersohne Moriz zum Kriege mit dem Markgrafen Albrecht siebenhundert Reiter zugeschickt; verlor aber denselben im Sommer dieses Jahres durch die tödtliche Wunde, welche er, obgleich Sieger, in einer Schlacht mit dem Markgrafen empfangen hatte. Im Jahr 1554. genehmigte er die Erbverbrüderung, welche die Söhne des ehemaligen Kurfürsten von Sachsen Johann Friedrichs, mit den gefürsteten Grafen von Henneberg

schlos-

schlossen, und befestigte dadurch unter gewissen Bedingungen sein Erbfolgerecht an die Grafschaft dieses Nahmens, wenn das Haus, welches sie besaß, aussterben sollte. Er wohnte im Jahr 1555. mit seinen zwey ältesten Prinzen zu Naumburg einer Versammlung der sächsischen und brandenburgischen Fürsten bey, auf welcher diese drey Häuser ihre alte Erbeinigung und Erbverbrüderung erneuerten. Noch wichtiger wurde eben dieses Jahr für ihn und für ganz Deutschland durch den Religionsfrieden von Augsburg, an dessen Stiftung zum Besten seiner Glaubensgenossen, die dadurch gleiche Rechte mit den Römischkatholischen erlangten, er nicht geringen Antheil nahm.

Außer dieser Thätigkeit im Großen und mit andern Fürsten, hatte Philipp auch gleich nach seiner Zurückkunft aus der Gefangenschaft, die fleissigste Sorge auf seine Länder gewandt. Er reiste überall in denselben herum, damit Ruhe, Sicherheit und Ordnung darinne wieder hergestellt würden. Mehrere Städte verschönerte er; Cassel ließ er wieder befestigen. Allein im Ganzen sah man den unternehmenden und kühnen Geist in seinen Handlungen nicht mehr, der ihn vor seinem Unglücke so sehr ausgezeichnet hatte. Man wollte sogar bemerkt haben, daß er fast eben eine so schüchterne Behutsamkeit angenommen hätte, als sein Muth ehemals feurig gewesen war. Viel mußte freylich dabey auf die Rechnung seiner langwierigen Leiden gesezt werden, die ihn niederdrückten und entkräfteten. Man kann aber auch hinzufügen, daß sich der Schauplaß, auf welchem er vor denselben so sehr glänzte, seitdem ungemein verändert hatte. Die große Religionsangelegenheit, die ihn in einer unaufhörlichen Bewegung erhielt, war durch den Religionsfrieden gewissermaaßen auf immer, und beinahe gänzlich nach dem

Wunsche

Wunsche der Evangelischen, entschieden. Es blieb noch Gelegenheit genug zu gemeinnüzlichen Thaten für ihn übrig; aber nur zu sanften, ohne eine gewaltige Erschütterung des gemeinen Vaterlandes.

Seine alte Neigung, in Religionshändeln Friede zu stiften, verließ ihn auch jezt nicht. Die deutschen Reichsstände behielten noch einige Zeit die Hoffnung bey, daß die Glaubensuneinigkeit zwischen Römischkatholischen und Evangelischen durch Religionsgespräche, oder andere glimpfliche Mittel, gehoben werden könnte. Daher wurde im Jahr 1557. eines der ansehnlichsten Gespräche dieser Art von den Theologen beider Kirchen zu Worms gehalten; ohne einen glücklichern Ausgang zu haben, als die vorhergehenden. Noch vor derselben kamen mehrere Reichsfürsten, und darunter auch der Landgraf, zu Frankfurt am Mayn zusammen, um die oben gedachte Streitigkeit zwischen Hessen und Nassau beizulegen. Dieses geschah auch unter den Bedingungen, daß der Landgraf dem Grafen von Nassau für Katzenelnbogen sechsmal hunderttausend Gülden zahlen; für hundert und funfzig tausend Gülden den vierten Theil der Grafschaft Dietz abtreten, eben diese Summe im künftigen Winter erlegen, und die übrigen dreymal hunderttausend Gülden in drey oder vier Jahren nachtragen sollte. Zugleich berathschlagten die Fürsten mit einander über das bevorstehende Gespräch, und entwarfen eine wohlgerathene Vorschrift für dasselbe. Im folgenden Jahr 1558. war er bey einer andern Versammlung deutscher Fürsten zu Frankfurt am Mayn gegenwärtig. Die Partheien, welche damals die evangelische Kirche durch die heftigsten Streitigkeiten zerrütteten, veranlaßten ihre Fürsten, einen schriftlichen Vergleich vom Melanchthon aufsezen zu lassen. Auch unterschrieb er daselbst

selbst mit den drey evangelischen Kurfürsten, Pfalz, Sachsen und Brandenburg, und andern Fürsten seiner Religion, den darauf gegründeten Frankfurter Receß, worinne über die vornehmsten Streitfragen dieser Zeit dasjenige wiederholt wurde, was die Augsburgische Confession davon lehrte. Nachdem er in sein Land zurückgekommen war, brachte er es dahin, daß die dortige Geistlichkeit sich verbindlich machte, den gedachten Vergleich zu beobachten. Desto unzufriedner waren die Theologen der herzoglichsächsischen Länder mit demselben; sie fertigten eine Widerlegung davon aus: und der Herzog von Sachsen Johann Friedrich der mittlere begehrte umsonst von dem Landgrafen, daß sich seine Gemeinen darnach richten möchten. In einem Schreiben an Melanchthon beklagte er diese ärgerliche Händel; „wäre es ihnen allein, sagte er, um „den Chorrock und dergleichen mehr zu thun, so möchte „man es um der Liebe Willen unterlassen; aber ich „fürchte sehr, daß sie es nicht bloß Christi wegen, son„dern auch um den Lazarus zu sehen thun.“ Dem erstgenannten Herzoge sandte er im Jahr 1559. ein nachdrückliches Bedenken über jene Widerlegung, worinne er sich über manches freyer erklärte, und selbst richtiger dachte, als man es damals auf irgend einer Seite zu hören gewohnt war. Er war ziemlich geneigt, die genannten Streitigkeiten vor einen Wortzank zu halten, da man doch im rechten Verstande nicht weit von einander wäre, und bedauerte, daß daraus so viel Spott und Aergerniß auf die Religion selbst falle. Die Hinrichtung des Servetus zu Genf, der die Dreyeinigkeitslehre hitzig bestritten hatte, mißfiel ihm; er wünschte, daß dessen aus der Vernunft hergenommenen Gründe lieber durch gemeinen Rath der Confessionsverwandten widerlegt worden wären. Man hatte viel an den Religionsmeinungen Caspar Schwenkfelds,

Felds, eines schlesischen Edelmanns, zu tadeln; der Landgraf, der während seiner Gefangenschaft mit demselben Briefe gewechselt hatte, bemerkte, daß er die Schriften desselben gelesen habe, und seinen Widerwillen gegen die Prediger sehr mißbillige; aber eben derselbe hätte auch gar wohl angeregt, daß etliche unverständige Prediger das äußerliche Wort gar zu hoch erhebten, und ihm solche Kraft gäben, daß es vieles vermöge ohne den Geist Gottes und dessen innerliche Würkung; überhaupt müßten seine Anhänger und alle die man als Ketzer ausschreyen wollte, erst auf einer Kirchenversammlung gehört werden. Die Wiedertäufer, unter welchen manche einfältige fromme Leute wären, wollte er immer noch mit Bescheidenheit behandelt, und nur diejenigen mit dem Schwerdte bestraft wissen, die es führten. Den Streit über das heilige Abendmahl sah er als beendigt durch den Wittenbergischen Vergleich an; er glaubte daher auch nicht, daß man die Zwinglianer vor Schwärmer und Ketzer halten dürfe, ehe sie gehört würden, indem sie vielerley treffliche Gründe aus der Schrift, und sonderlich aus den Kirchenvätern hätten; jezt anders redeten als ehemals, und wegen dieser einzigen Abweichung vom Augsburgischen Bekenntnisse, keine kirchliche Ausschließung verdienten. Endlich fand er im Streit über die Kirchencärimonien, daß die Liebe auf beiden Seiten gar kalt sey, und daß man sich wegen solcher Mitteldinge nicht zanken sollte. Wie lang ist es, sezte er hinzu, daß die Elevation des Sacraments (der Gebrauch, die geweihte Hostie der Gemeine zur Verehrung in die Höhe gehoben zu zeigen,) zu Wittenberg gelassen worden ist? Wir mögen auch mit Wahrheit sagen, daß auf unsere und anderer Ermahnung, Lutherus und der Pfarrer Bugenhagius solches abgestellt." Der Landgraf unterredete

sich auch im Jahr 1560. mit dem Herzoge von Sachsen Johann Friedrich, in dessen Ländern die gedachten Streitigkeiten den meisten Unfug erregten, zu Marburg, damit dieselben unterdrückt würden. Aber das Verlangen der Jenischen Theologen des Herzogs, daß sie auf einer Kirchenversammlung entschieden werden möchten, gefiel ihm deswegen nicht, weil jene eines gehässigen und unruhigen Gemüths wären, und alle die nicht ihrer Meinung folgten, zum voraus verdammten. Er besorgte in einem Schreiben an den Herzog von Würtenberg, „daß die Jenenser, mit dem daß sie die „Kirche so enge spanneten, ihnen allein zumässen, und „jedermann bereden wollten, daß sie allein die wahre „Kirche wären, noch ein großes Unglück der Kirche „Gottes zurichten würden;“ und daß es, wenn sie bey diesen Gesinnungen blieben, gar zu keiner Kirchenversammlung kommen werde. Uebrigens fuhr er selbst fort, mit einer treuen Ergebenheit gegen die evangelische Religion, viele Mäßigung gegen die Reformirten zu verbinden. Er unterschrieb im Jahr 1561. mit mehrern evangelischen Fürsten und Grafen zu Naumburg die Augsburgische Confession von neuem, um sie in Ansehen zu erhalten; nahm aber die wieder angebotene päpstliche Kirchenversammlung nicht an. Hingegen stimmte er im Jahr 1566. mit seinem würdigen Freunde, dem Herzoge Christoph von Würtenberg, der unter die weisesten Fürsten Deutschlands gerechnet wurde, und mit dem Pfalzgrafen Wolfgang von Zweybrücken nicht überein, als dieselben behaupteten, der Kurfürst von der Pfalz müsse, weil er Calvins Lehrsäze begünstige, vom Religionsfrieden ausgeschlossen, und selbst der Kurwürde verlustig werden. Der Landgraf widersprach mit andern evangelischen Fürsten diesem Ansinnen desto mehr in einer dem Kaiser übergebenen Schrift, da auch der päpstliche Ge-

Gesandte am kaiserlichen Hofe, aber aus ganz andern Ursachen, jene Forderung wider den Kurfürsten von der Pfalz betrieb. Sie stellten vielmehr vor, daß dieser Herr auch wohl seinen einzigen weniger wichtigen Unterschied vom evangelischen Lehrbegriffe noch dereinst heben dürfte, und daß sie sich überhaupt nicht vor berechtigt hielten, wider jemanden um seiner Religion Willen ein hartes Urtheil zu sprechen.

Obgleich Philipps kriegerischer Geist sich in einen überaus milden verwandelt zu haben schien; so nahm er gleichwohl noch im Jahr 1562. aber wieder zum Besten der protestantischen Religion, an einem auswärtigen Kriege Antheil. In diesem Jahre war der erste bürgerliche Krieg in Frankreich entstanden, in welchem, wie in den folgenden, zwar Römischkatholische und Reformirte, (oder sogenannte Hugonotten,) diese zur Vertheidigung ihrer Religionsfreyheit, jene zur Vernichtung derselben, mit einander fochten; im Grunde aber die Prinzen des reformirten Hauses Bourbon und die römischkatholischen Herzoge von Guise aus dem Hause Lothringen, sich einander die Staatsverwaltung streitig machten. Der Prinz von Conde, das Haupt der Hugonotten, ersuchte den Landgrafen und andere protestantische Fürsten in Deutschland, um Hülfe an Geld und Soldaten. Dieser schickte ihm auch eine zahlreiche Schaar Kriegsvölker zu, welche in dem Treffen bey Dreux, im December des Jahrs 1562. gute Dienste leistete; obgleich die Gefangenschaft, in welche Conde gerieth, seine Parthey an einem völligen Siege hinderte. Der Herzog von Guise, oberster Befehlshaber des feindlichen Heeres, suchte die Hessen theils durch Drohungen, theils durch Versprechungen auf die Seite seines Hofs zu ziehen; bekam aber von ihrem Feldherrn die Antwort, daß der

Landgraf, als ein alter Bundsgenosse des Königs und des Reichs, sie dazu bestimmt habe, den König aus der Abhängigkeit zu reissen, in welcher er sich bisher befand. In Deutschland hingegen war der Landgraf desto mehr darauf bedacht, einem drohenden Kriege vorzubeugen, und Zwistigkeiten von mancherley Art beizulegen. Insonderheit warnete er im Jahr 1566. den Herzog von Sachsen, Johann Friedrich den mittlern, mehrmals, sich durch den Schutz, welchen er dem berüchtigten Wilhelm von Grumbach, einem wilden Störer der öffentlichen Ruhe, angedeihen ließ, nicht ins Unglück zu stürzen; allein immer vergebens.

Doch nach so vielen öffentlichen Auftritten, in welchen man diesen Fürsten bisher erblickt hat, ist es beinahe noch angenehmer und lehrreicher, ihm, so weit es die vorhandenen Nachrichten erlauben, auch in sein häusliches Leben nachzugehen, seine Gesinnungen gegen seine Kinder, die Grundsäze welche er über ihre Erziehung, Aufführung, Vermählung, und ähnliche Gegenstände, hegte, kennen zu lernen; unbekümmert, wie sich da der Geist, den die Welt bewunderte, auf seiner Höhe erhalten habe. Ein Schreiben, welches er im Jahr 1561. an seinen besten Freund, den Herzog Christoph von Würtenberg, wegen seiner drey ältesten Söhne, Wilhelm, Ludwig und Philipp, ergehen ließ, klärt dieses alles und seine Denkungsart überhaupt, sehr ungezwungen auf. Er hatte den zweyten dieser Prinzen sich bey dem Herzog schriftlich erkundigen lassen, ob er ihn wohl eine Zeitlang an seinen Hof nehmen möchte; und da es dieser bewilligte: bedankte er sich bey ihm dafür, mit den Ausdrücken: „habe es auch ganz gern, da er nicht bey uns, daß er „bey Euer Liebden, als unserm treuen und höchsten „Freunde, sey.“ Dabey erinnerte er sich, daß auch

sein

sein Vater bey dem Herzoge Eberhard von Würtenberg am Hofe gewesen sey, „und da ganz christlich, „ehrlich und wohl erzogen worden, auf die Weise, wie „es dasselbigemal in der Welt gestanden hat.“ Er sezte hinzu, daß er gerne zwischen dem Herzoge und seinen Kindern eine Freundschaft aufrichten wolle; zumal da seinem ältesten Sohne unter vielen fürstlichen Fräulein, die er bisher besichtigt, keine gefallen habe. Ueberhaupt vertrauete er ihm, die wahre Ursache, warum er seinen Sohn an dessen Hof wünsche, sey diese, „weil ein Geschrey an ihn gelangt sey, wie seine drey „Söhne sollten sich in Unzucht mit etlichen Weibspersonen geben, auch der Leute Töchter zu ihnen reizen, „und ihnen darnach mit Gewalt unehrliche Dinge „thun;“ auch hätten seine beiden jüngern Söhne des Nachts in der Stadt getanzt, und Unfug getrieben. Da er sie nun alle drey vorgefordert, in Beiseyn einiger seiner Räthe ihnen dieses vorgehalten, und gedroht habe, sie ungnädiglich zu strafen, wenn sie sich dessen nicht schlechterdings enthielten: so hätten sie verlangt, den Ansager (Angeber) zu wissen; der zweyte sey etwas heftig gewesen, und ihm allzeit in die Rede gefallen, bis er ihm solches verboten habe; alle drey aber hätten es aufs höchste verneint, daß sie mit Gewalt mit der Leute Töchtern unzüchtig handelten. Dem ältesten Sohne habe er insonderheit gesagt, daß er zu seinem Mißfallen gehört hätte, er habe mit des Thurmmannes im Schlosse Tochter ein Kind gezeugt, das auch im Schlosse gebohren sey; „welches ihn, denn gar sehr verdrösse, „aus Ursachen, denn die lose Person hätte es wohl können an einem andern Orte gebähren.“ Sein Sohn hätte darauf geantwortet, dieses sey ohne seinen Willen geschehen; er wäre nicht wenig zornig und verdrüßlich darauf gewesen, und noch; alle drey Söhne aber hätten gesagt, es geschehe ihnen damit Unrecht, daß sie mit

Gewalt vollbrächten. Darauf habe der Landgraf geantwortet, die Dinge seyen zum Theil offenbar, ohne daß ein Ansager genannt zu werden brauchte; habt ihrs nicht gethan, so hütet euch davor! Der älteste Sohn habe sodann angezeigt, „ihr seyen drey da, die seyen „groß, nun erwachsen, liegen über einander, mit mehrern Worten.“ Er habe diesmal nichts geantwortet, und der Sache nachgedacht, sich auch wohl erinnert, wie manche Kurfürsten von Sachsen und andere deutsche Fürsten sich gegen ihre Söhne gehalten, und diese nicht alle verschickt hätten. Es wäre ihm zugleich in den Sinn gefallen, daß, wenn er einen von den jüngern Söhnen in fremde Länder schicken sollte, ihm derselbe, zumal Landgraf Ludwig, wohl mehr denn zwölftausend Gülden jährlich kosten würde, welches zu thun ihm bey der Menge seiner Söhne nicht möglich sey; zudem sehe er auch, „daß die in fremde Nationen geschickt, viel Böses sehen, und wenig Gutes lernen.“ Nach der unter Fürsten üblichen Gewohnheit also, ihre Söhne an den Hof anderer Fürsten im Reich zu thun, habe er den Herzog vor allen andern Fürsten, „als den „er vor einen Christen, und ohne Heucheley zu melden, „vor einen ehrlichen Mann halte,“ auserwählt, und wolle ihm seinen Sohn mit sechszehn Pferden zuschicken, mit der Bitte, „der Herzog wolle ihn zur Gottesfurcht und unserer Religion, auch allen christlichen „und ehrlichen Dingen und Wesen ziehen, dazu was „ihm übel anstehet, ihm einreden. Auf daß aber, „fährt der Landgraf fort, Eure Liebden seine Eigenschaft „etlichermaaßen wissen: so hat er einen störrigen zornigen Kopf, den wollen E. L. ihm so viel mildern, als möglich ist. Ist sonst ein treuer frommer junger Mensch, „und ein guter Waidmann. Er trinkt auch sehr gern „sich voll; welches aber ihm nicht gut ist, dann er einmal oder etliche in große Krankheit, Seiten-Brust-

„Krank-

„Krankheit und anderes fallen. Da bitten wir E. L. ganz „freundlich aufs höchste, E. L. wollen ihn davon ziehen, „und ihm darinne wehren, so viel E. L. möglich ist. Er „spielt auch gerne; da wollen E. L. ihm auch eine Maaß „in sezen, dann er von uns Einkommen hat, (wir wollen „ihm alle Messe tausend Gulden geben lassen,) dann „uns nicht gelegen, so er Schulden Spiels halben oder „sonst machte, die zu bezahlen. — E. L. wollen ihm „auch nicht zulassen, daß er die Nacht hinausgehe in „andere Häuser, auf den Gassen zu gassiren und zu „jubiliren; es wäre dann Sache, daß E. L. selbst eine „ehrliche Freude vorhätten. E. L. wollen ihm auch in „keinen Weg zulassen, daß er sich in einige Kriegs„handlung begebe; es wäre dann, daß E. L. Lande und „Leute Noth angienge, da soll er nicht allein in E. L. „Diensten seyn; sondern wir wollen E. L. als ein treuer „Freund auch nicht verlassen.“

Auf diese treuherzige und gerade Zuschrift des Landgrafen, der es deutsch genug gesteht, daß sein Sohn bey dem Herzoge Christoph besser erzogen werden dürfte, als von ihm selbst, antwortete dieser, daß er den jungen Landgrafen gerne aufnehmen und unterweisen wolle. „Was aber, sezt er hinzu, E. L. ermeldten deren „Söhne halber angelangt, ist gleichwohl nicht ohne, „wo eine solche junge Bursch (oder zusammenwohnende Gesellschaft, vermuthlich von dem Worte „bursa, welches ehemals auf Universitäten eine gemeinschaftliche Wohnung von Lehrern und Studierenden bedeutete,) dermaaßen ob und bey einander „ist, daß allerhand Ungereimtes vorlauft, dadurch sie „eines und anderes, das nicht christlich ist, erdenken „und auf die Bahn bringen; dazu dann der listige böse „Fürst der Welt, sonderlich wo er Raum und Platz „hat, das Seinige auch thut.“ Der Herzog versichert übrigens, daß der junge Prinz an seinem Hofe

weder zum überflüßigen Trinken, noch zum großen Spielen, Gelegenheit und Gesellschaft finden werde; er werde ihm auch solches freundlich untersagen. — Im vorhergehenden Jahr 1560. hatte der Landgraf auch wegen seines ältesten Sohns Wilhelm an den Herzog geschrieben. Er meldete ihm, daß derselbe sehr große Lust zu allerley Künsten, besonders zur Mathematik, habe; „welches wir nun, sagt er, seinen Weg gehen lassen, weil die Gelehrten sagen, so es recht gebraucht, daß es nicht wieder Gott sey.“ Daneben aber habe er auch Lust mehr zu fürwitzigen Künsten, und habe während seiner Gefangenschaft, etliche Dinge in der Necromantie erforscht, welches er ihm aufs allerheftigste verboten, und derselbe auch versprochen habe, es künftig zu unterlassen. Allein auf dem Reichstage zu Worms sey ein Bube, der die Necromantie kannte, zu ihm gekommen, der ihm allerley Teufeley und Lügen gesagt, unter andern, daß er einen Seegen wider das Schießen wisse, welchen auch Wilhelm versucht, und mit seiner geladenen Büchse auf denselben geschossen habe, ohne ihn verwunden zu können. Da ihm sein Sohn dieses selbst gesagt habe: so sey er darüber gar übel zufrieden gewesen, weil er wohl wisse, „wie es ganz wider Gott, daß „man den Teufel fragen und in Crystall sehen will, „Seegen die mit Zauberey und anderer Teufeley zuge„hen, erforschen und brauchen, und wisse, daß es die „größte Sünde ist, die da seyn mag, da man in der „ersten Tafel gegen Gott sündigt.“ Er habe also dieses seinem Sohne aufs allerheftigste verboten; der es auch zu unterlassen versprochen habe. Dieweil aber der Landgraf den Herzog vor einen wahrhaftigen guten Christen halte, für welchen auch sein Sohn Hochachtung habe: so möchte er es gleichfals demselben untersagen. Der Herzog that dieses, und erhielt von dem

Prin-

Prinzen das gewünschte Versprechen. Auch wurden die Wünsche des Vaters darinne erfüllt, daß drey seiner Söhne sich nach und nach mit Töchtern des Herzogs vermählten.

1. Diese Sorge für seine Kinder erstreckte der Landgraf noch mehr auf die Zukunft hinaus, da er im Jahr 1562. seinen lezten Willen aufsezte. Er ermahnte sie darinne zuvörderst, bey ihrer Regierung vornehmlich auf Gott zu sehen, und in der Beförderung seiner Ehre und seines Dienstes emsig zu seyn; so würden sie auch Macht, Ehre, Gedeihen und Ruhm von ihm zu erwarten haben. Hierauf befohl er ihnen, diese seine lezte väterliche Verordnung genau zu halten; ihm in der Kirche zu Cassel, wo er einst begraben seyn wollte, eine zierliche Grabschrift sezen, und viertausend Gulden Münzen unter Hausarme und andere nothdürftige Leute vertheilen zu lassen. Besonders aber empfohl er ihnen, daß sie bey der wahren Religion des heil. Evangelium A. und N. Testaments, und der Augsburgischen Confession durchaus bleiben, auch die Prediger in gnädigem Befehl haben, ihnen keine Uberlast thun, noch Beschwerung und Nachtheil zufügen sollten. Darneben sollten sie auch darauf sehen, daß sie rechtschaffene Superintendenten, Prediger und Schulmeister erhielten, welche der Augsb. Confession gemäß lehrten, und ein christliches Leben führten. Weil auch über das Abendmahl des Herrn Zwiespalt unter den Predigern sey: so sollten sie die Prediger, welche hierinne bey dem Wittenbergischen Vergleiche blieben, nicht verjagen, noch weiter in sie dringen. In Absicht auf die Wiedertäufer sollten sie den Gelehrten befehlen, dieselben von ihrer Parthey abzuziehen; wenn dieses aber nicht gelänge, sollten sie aus dem Lande verwiesen werden, um nicht andere zu verführen.

Einen

Einen Menschen, sagte der Landgraf, darum zu tödten, weil er unrecht glaubte, habe er nie gethan, wollte auch seine Söhne davor gewarnet haben, weil er davor hielte, daß es wider Gott sey. Ob auch Gott Gnade gäbe, daß sich die Papisten der evangelischen Religion durch einen Vergleich näherten, der nicht wider Gott und sein Wort sey, (welches doch schwerlich geschehen dürfte,) so möchten sie mit Rath gelehrter und ungelehrter, frommer und nicht eigennüziger Räthe, die mehr darauf dächten, ihre Kinder in große Stifter zu bringen, als darauf sähen, was mit Gott zu thun sey, denselben befördern. Die Universität zu Marburg sollten sie bey ihren Gütern lassen, für geschickte Lehrer auf derselben, und Vertheilung der akademischen Jahrgelder an hoffnungsvolle Köpfe sorgen; auch die von ihm errichteten großen Spitäler und ähnliche Stiftungen, in gutem Stande erhalten. Besonders schärfte er ihnen ein, daß sie einig mit einander leben sollten; und band der Ritterschaft und Landschaft bey ihrem Eid und Pflicht ein, daß, wenn einer von ihnen den andern bekriegen würde, sie keinem Bruder wider den andern helfen, sondern vielmehr stille sizen, und sich bemühen sollten, sie mit einander zu vereinigen. Entstünde ein Unwille unter ihnen, worüber sie sich nicht vergleichen könnten: so sollten sie neunzehn Personen vom Adel, von den Städten, vom Hofgerichte, und aus den Marburger Rechtsgelehrten zu Schiedsrichtern wählen, und dem folgen, was die meisten derselben sprechen würden. Sie sollten sich vor allem Aberglauben, Zauberey, Wahrsagern, Crystallensehern und Schwarzkünstlern hüten; ein tugendhaftes Leben führen; den Armen willig Gutes thun; Armen und Reichen ohne Unterschied Recht wiederfahren lassen, ihre Räthe eidlich dazu verbinden, daß sie keine Geschenke nähmen, und ihr Amt treu verwalteten; auch selbst auf die Kanzleyen

leyen gehen, um zu sehen, daß dieses beobachtet werde. Die Straßen sollten sie rein halten; das Placken und Nehmen auf denselben von keinem nicht leiden, auch diejenigen welche solche Leute beherbergen, strafen. Die Münze sollten sie gut schlagen, und keine Finanz (künstlichen Gewinn) oder etwas darinne suchen, indem ein Fürst an seiner Münze, Reinhaltung seiner Straßen, und Haltung seiner Zusage erkannt würde. Es wäre auch hoch gut, daß sie über ihre Gränze hielten, und sich nichts entziehen ließen; das Zweifelhafte könnten ihre Räthe vergleichen. Auch wäre hoch vonnöthen, daß sie über ihre Waldungen hielten, damit nicht durch Brand oder Krieg ein Holzmangel entstehe. Sie sollten ferner die Wildfuhr hegen. Denn wenn Gott kein Wildpret hätte haben wollen: so würde er es nicht in die Arche Noah haben nehmen lassen. Es wäre überdies gut, daß sich die Herren nach schweren Geschäften bisweilen erlustigten; sie vernähmen auch vielmehr, wenn sie auf der Jagd und in Jagdhäusern wären, als wenn sie stets in ihrem Hoflager blieben; sie lerneten dadurch ihre Gränzen kennen, und mancher arme Mann könnte bey ihnen vorkommen. Darneben sollten sie den Leuten vergönnen, daß sie, ohne Schaden des Wildprets, ihre Frucht verzäunten, auch den Schaden den es verursachte, ersezen, und dasselbe bisweilen mit Hunden abhezen. (Er hatte zwar ehemals dem Könige Ferdinand melden lassen, nichts von seiner ganzen Gefangenschaft schmerze ihn mehr, als daß ihm die Schelmen Bauern seine Wildbahn ruinirt hätten, indem diese nicht so leicht wieder gut zu machen wäre; aber desto rühmlicher waren diese Gesinnungen späterer Jahre darüber.) Er pries auch seinen Söhnen gute Haushaltung an; wollte nicht, daß sie etwas von ihren Besizungen erblich hinweg gäben oder verkauften; eben so wenig, daß sie

Kriege

Kriege führten, weil diese sehr kostbar geworden wären, und die Herren auch nunmehr fast alles ihr Hofgesinde besolden müßten. Eigentlich hielt er es vor das Beste, daß seine Söhne wie die Herren von Weimar (oder Herzoge von Sachsen,) bey einander haushielten, und das Land nicht theilten. Könnten und wollten sie aber nicht beysammen wohnen: so verordnete er folgende Theilung unter ihnen. Wilhelm, der älteste, sollte das niedere Fürstenthum Hessen, worinne Cassel und eine Menge anderer Städte, Schlösser und Flecken gelegen wären, auch alle dazu gehörige Klöster, die nicht schon zu andern Absichten bestimmt wären, ingleichen als der Erstgebohrne, und weil er zu seines Vaters Befreyung nicht wenig beigetragen hätte, noch andere Aemter und Flecken, überhaupt die Hälfte des Landes, außerdem aber manches Vorzügliche an den beweglichen Gütern der Erbschaft, bekommen. Sein zweyter Sohn Ludwig sollte Marburg, Gießen, und andere Städte, Schlösser und Aemter im obern Fürstenthum; der dritte, Philipp, Rheinfels mit St. Goar, den dortigen Rheinzoll, Neu- und Alt-Katzenelnbogen, mit andern Städten und Landesstrichen; endlich Georg, der vierte, Darmstadt, Rüsselsheim, und andere benachbarte Gegenden, erhalten. Durch diese Theilung entstanden vier regierende Linien in dem hessischen Hause, die von ihren Residenzstädten, Cassel, Marburg, Rheinfels und Darmstadt genannt wurden. Viere von seinen Töchtern, Agnes, Anna, Barbara und Elisabeth, hatte er bereits vermählt; für die Verheyrathung der fünften, Christina, sorgte er nun in seinem lezten Willen. Eben das that er in Ansehung der sieben Söhne und einer Tochter, welche er mit seiner zweyten Gemahlinn gezeugt hatte. Er gab jenen, mit Einwilligung seiner Prinzen, den Nahmen: Gebohrne aus dem Hause Hessen,

Hessen, Grafen zu Diez, Herren zu Lisberg und Bickenbach; eignete ihnen gewisse Städte und Gebiete erblich zu; bestimmte, wie die Tochter aus dieser Ehe ausgestattet werden sollte, und hoffte, daß seine Prinzen alles dieses desto williger vollziehen würden, weil er die Einkünfte und den Werth des Landes sehr verbessert habe. Endlich empfohl er ihnen eine Anzahl seiner Staats- Hof- und anderer Bedienten zur Beibehaltung und Belohnung.

Fünf Jahre nach der Abfassung dieses Testaments, das ihn mehr charakterisirt, als manche seiner berühmtesten Handlungen, starb Philipp am 31. März des Jahrs 1567. Man räumt ihm ohne Widerrede den ersten Platz unter allen Landgrafen von Hessen ein; allein er ragt auch besonders unter den evangelischen Fürsten hervor, welche die entstehende Reformation geleitet und unterstützt haben. An eigenen und scharfen Einsichten, an festem Gange, an Fruchtbarkeit der Maaßregeln und Thätigkeit in ihrer Anwendung, übertraf er sie gewissermaaßen alle. Seine hitzigen Entschließungen, raschen Schritte, und ähnliche seiner Fehler, schadeten der gemeinen Sache und seinem Ruhme desto weniger, weil nicht leicht ein anderer Fürst kriegerische und friedfertige Gesinnungen, heftige und sanfte Mittel so abwechselnd und am rechten Orte anzubringen geneigt war, als er. Sein Unglück selbst trug mehr zur vortheilhaftesten Entscheidung des Schicksals seiner Glaubensgenossen bey, als alle seine glänzende Thaten. Keiner unter jenen Fürsten hieng in Religionssachen,

und bey ihrer Verbindung mit den Staatsangelegenheiten, ſo wenig von ſeinen Theologen ab, als Philipp; obgleich dieſe Abhängigkeit damals natürlicher und unvermeidlicher zu ſeyn ſchien, als jemals. Er entfernte ſich ſogar bisweilen von dieſen Religionslehrern durch Grundſäze und Meinungen, die ihm Ehre machten; die wohl gar erſt ein ſpäteres Jahrhundert recht zu benüzen fähig war. Nach einem ſo erſchütternden Falle, der ihn traf, und der ſelbſt ſein Haus und ſeine Länder in den tiefſten Verfall mit fortzureiſſen drohte, hinterließ er doch jenes in vielem Anſehen und Wohlſtande, dieſe trefflich eingerichtet und blühend, nebſt vielem Gelde, und einer Menge anderer Vorräthe und Koſtbarkeiten aller Art. In unſern Tagen würde ſeine Erſcheinung eine fremde und rauhe Geſtalt darſtellen; wenn nur nicht auch der vorzüglich deutſche Sinn, der ihn begeiſterte, für uns fremd geworden wäre!

* * *

Unter Philipps Zeitgenoſſen iſt es Sleidan, (Commentarii de ſtatu religionis et reipublicae, Carolo V. Caeſare,) deſſen Erzählungen hier überall die erſte Aufmerkſamkeit verdienen. Auch alsdann, wenn andere gleichzeitige Nachrichten, ſelbſt von den würdigſten Männern, den ſeinigen widerſprechen, fällt es ſchwer, von einem Manne abzugehen, deſſen hiſtoriſche Treue, Uebung in wichtigen Geſchäften und richtige Beurtheilung ſo ſichtbar ſind.

Thua-

Thuanus reicht zwar nur mit seinen ersten Lebensjahren in die Zeiten Philipps; zeigt sich aber auch in den wenigen ausgesuchten Merkwürdigkeiten, die er von demselben erzählt, als einen sehr bewährten Geschichtschreiber. Besonders hat er ihm in der allgemeinen Abschilderung (Histor. L. XLI. p. 447. T. II. ed. Aurel. 1626. fol.) alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und seine Doppelheyrath recht eigentlich historisch begreiflich gemacht.

Schertlins schätzbare Nachrichten stehen theils in Auszügen beym Seckendorf; (Commentar. de Lutheranismo,) theils in seiner vor wenigen Jahren herausgekommenen eigenhändigen Lebensbeschreibung. Eine in Menkens Sammlung (Scriptt. Rer. German. T. III. p. 1361. sq.) befindliche Geschichte des schmalkaldischen Kriegs, welche damit verbunden werden muß, wird ihm auch, aber mit minderer Gewißheit zugeschrieben. Die geheime aber auch zweydeutige Geschichte dreyer Kurfürsten von Sachsen, welche Razenbergern beigelegt wird, haben Gottfr. Arnold und in unsern Zeiten Hr. Strobel wiederum abdrucken lassen.

Das Tagebuch des vorhergenannten Kriegs, welches Philipps Kanzler Günderrode zum Verfasser haben soll, und Hr. Mogen (Historia captivitatis Philippi Magn.) zuerst ans Licht gestellt hat, behauptet einen desto größern Werth.

In Hortleders berühmten Werke vom deutſchen Kriege findet man eine beträchtliche Anzahl Urkunden und anderer Schriften, welche für die Geſchichte des Landgrafen unentbehrlich ſind.

Die ſehr brauchbare Sammlung zur heſſiſchen Geſchichte von Kuchenbeckern, (Analecta Haſſiaca) enthält nicht allein gleichzeitige Nachrichten von Philipps Regierung; ſondern auch mehrere Briefe deſſelben. Dazu muß man eine andere ſchöne Sammlung von Schminken (Monimenta Haſſiaca) hinzuſezen. In dem bereits genannten Seckendorfiſchen Werke ſind auch viele erhebliche Beiträge dieſer Art aus den Handſchriften mitgetheilt worden. Die zwey merkwürdigen Schreiben Philipps, deren Auszüge man oben geleſen hat, ſind in dem Götting. hiſtor. Magazin der Herren Meiners und Spittler, (Stück I.) und mit den Antworten des Herzogs von Würtenberg, auch in des Hrn. von Moſer Patriot. Archiv, (Th. 9. S. 321. fg.) bekannt gemacht worden. In eben dieſem lehrreichen Werke (Th. 1. S. 301. fg.) ſtehen auch die Urkunden zu Philipps Doppelehe, die ich bereits aus Daphnaei Arcuarii (Lorenz Begers) Betrachtung des heil. Eheſtandes, (1679. 4. S. 210–249.) geſammelt hatte.

Dillichs, Winkelmanns und Hartmanns ältere Werke über die heſſiſche Geſchichte habe ich nicht aufgeſucht; auch habe ich *Vulteii* Oratio de vita

et

et obitu Phil. Senioris, Landgr. Haſſiae, nicht zu Geſichte bekommen.

Weit mehr bedaure ich es, Hrn. Wenks heſſiſche Landesgeſchichte, und ſeine Abhandlung von Philipp dem Großmüthigen, nicht zum Gebrauche erhalten zu haben.

Dagegen iſt mir der Fleiß und die Genauigkeit, auch großentheils erreichte Vollſtändigkeit in der ausführlichen Geſchichte der Heſſen vom Hrn. Teuthorn, im 7ten und 8ten Bande, nicht wenig nüzlich geworden.

Von beſondern Unterſuchungen über Philipps Leben, die ich vor Augen gehabt habe, nenne ich inſonderheit: Hrn. Mogens ſchon angeführtes Buch; Hrn. Bachmanns zwölf Urkunden zur Erläuterung der Geſchichte der Gefangennehmung Philipps; Böhmens Prolus. de Philippi I. Haſſorum Principis, fide ſuſpecta erga Io. Fridericum, Ducem Electorem Sax. Riederers nüzliche und angenehme Nachrichten aus der Kirchen- Bücher- und Gelehrtengeſchichte, 1ſtes Stück; und Hrn. Wernhers Ehrenrettung Karls V.

In Hrn. Planks Geſchichte des proteſtantiſchen Lehrbegriffs ſind über Philipps Geſchichte viele treffliche Beobachtungen, und nicht wenig ſinnreiche Muthmaaßungen eingeſtreuet worden.

Auch Kölers Münzbeluſtigungen darf ich nicht vergeſſen, weil darinne nicht allein an mehrern Stellen

(Th.

(Th. V. S. 114. fg. Th. VII. S. 321. fg. Th. XVI. S. 118. fg.) Philipps Leben gute Erläuterung erhalten hat; ſondern weil insbeſondere (Th. I. S. 233. fg. Th. XVI. S. 113. fg.) von dem Verfaſſer gezeigt worden iſt, daß die mit Philipps Bilde und dem Vers: Beſſer Land und Leut verlorn, Als ein falſchen Eid geſchworn, geprägten Thaler, die man ehemals ſo theuer bezahlte, ein wiederholter Betrug des jetzigen Jahrhunderts ſind.

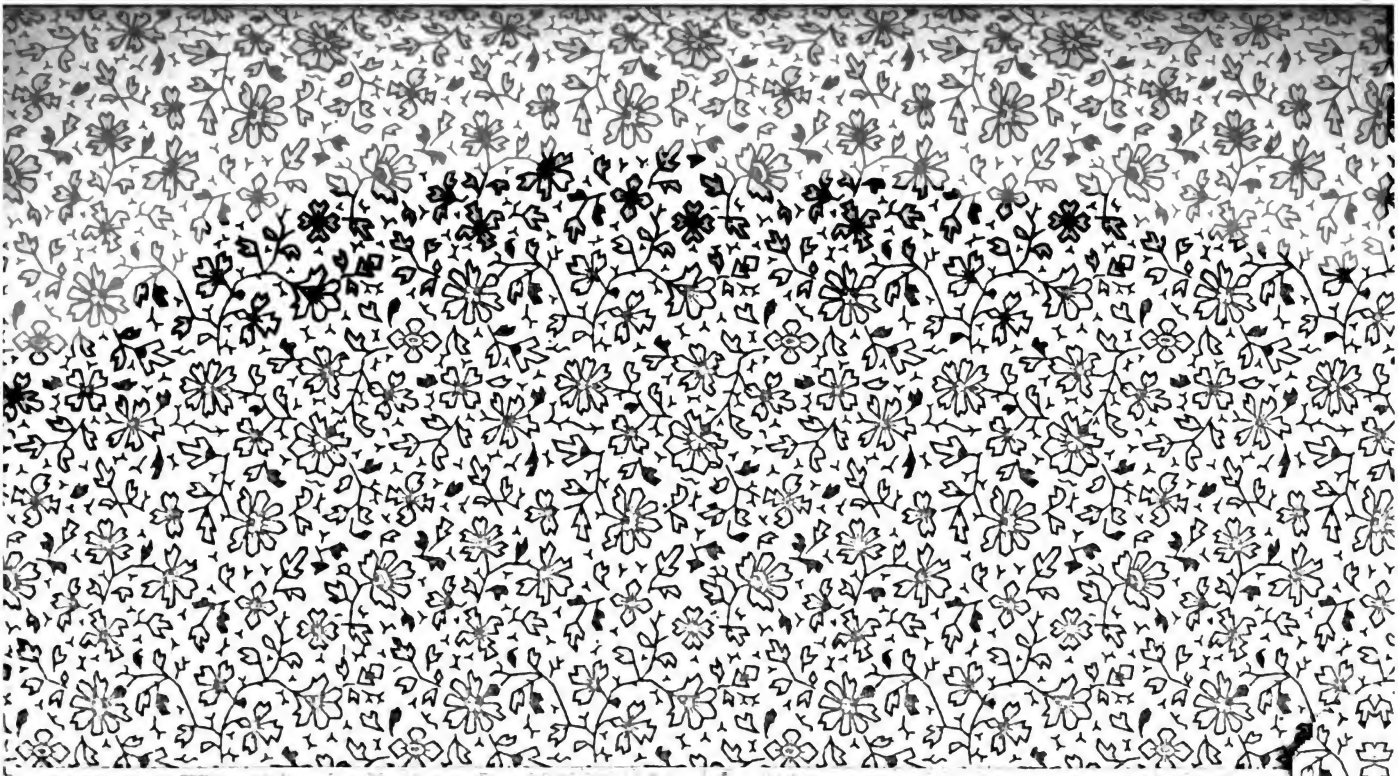
Philipps Bild, welches vor dieſem Theile ſteht, iſt nach dem Kupferſtiche copirt worden, der ſich bey Eſtors Iure publico Haſſiaco hodierno, Jena, 1740. 4. befindet.

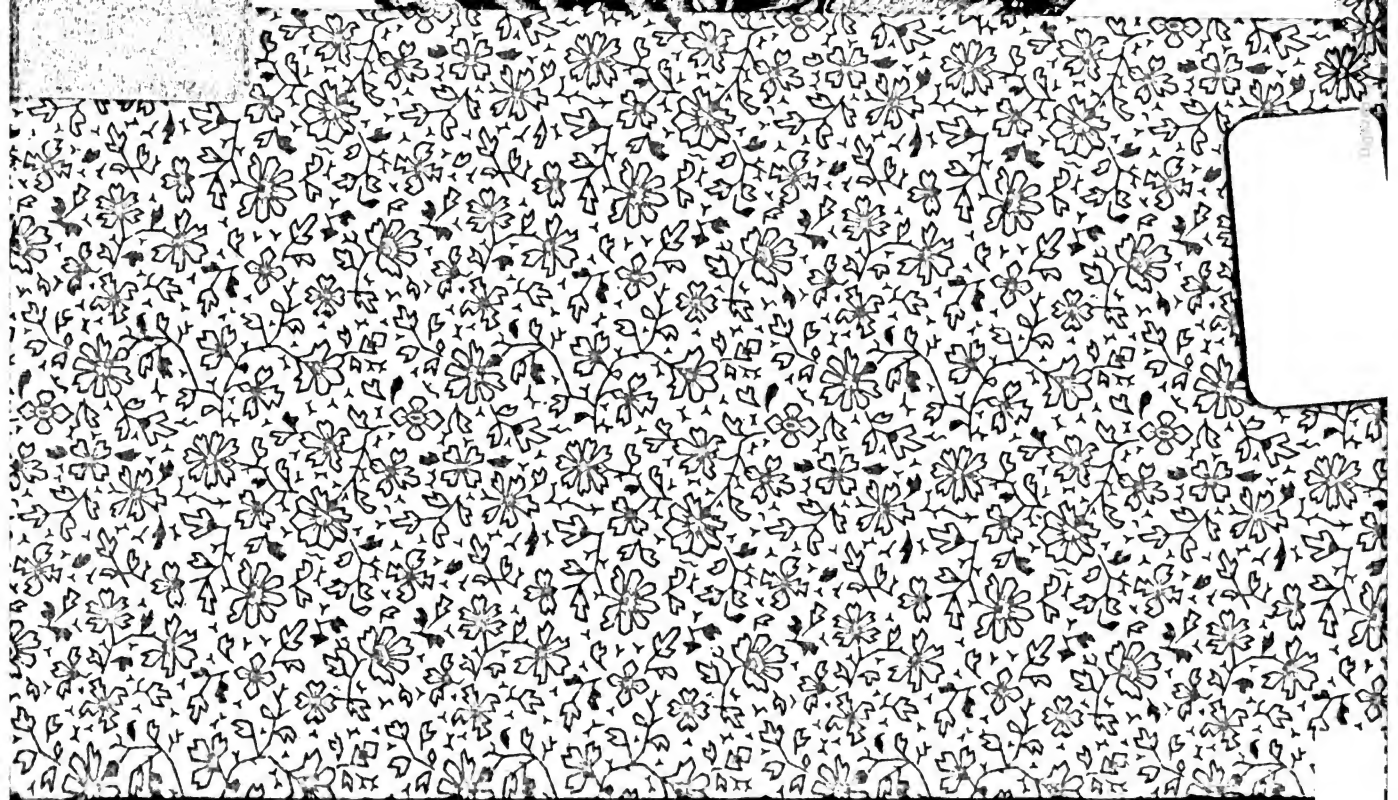
Ende des achten Theils.

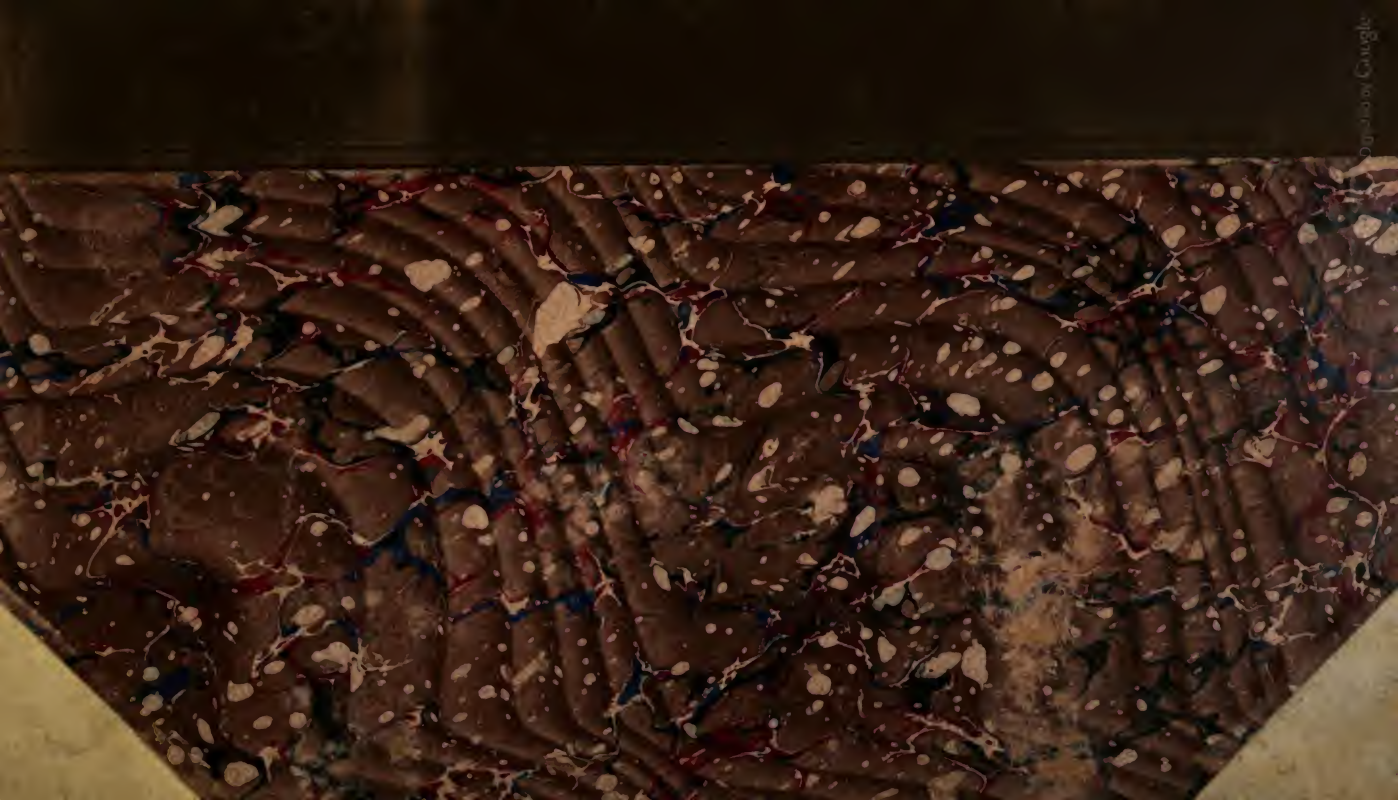
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google






Digitized by Google